Med. gen. 247 m (2)

Medicina. Scripta varia artem medicam illustr. 123.

Fl. 8 4220.

Auserlesene
Abhandlungen,
praktischen
und
chirurgischen Innhalts,
aus den
philosophischen Transaktionen
und Sammlungen
der Jahre 1719 bis 1744
gesammlet und übersetzt
von
Nathanael Gottfried Leske.

Zweyter Theil.

Mit Kupfern.

Lübeck und Leipzig,
bey Christian Gottfried Donatius, 1775.

BIBLIOTHECA
REGIA
MATRITENSIS.

Vorbericht.

Es dient mir zu grosser Freude, daß ich meinen Lesern den Zweyten Theil dieser Abhandlungen, wiewohl etwas später, als ich mir vorgenommen hatte, überliefere. Wie vergnügt werde ich erst dann seyn, wenn man diese meine fortgesetzte Arbeit eben so günstig, als den Anfang derselben annehmen wird? Und fast hoffe ich dieses Glück. Wenigstens habe ich eben den Fleiß und Sorgfalt angewandt, und vielleicht habe ich durch längere Uebung mehr Fertigkeit erlanget, und dadurch meine Auszüge vollkommener gemacht.

Die Wahl der Abhandlungen, und die Verkürzung derselben ist eben diejenige, die ich im ersten Theile beobachtet habe: da mich das gänzliche Stillschweigen meiner Herren Recensenten hierüber zu nichts Gewissen bestimmte. Ich glaube aber, daß diese Wahl in der That in Ansehung des wahren Nutzens dieses Unternehmens die beste sey.

Diejenigen Abhandlungen, so ich weggelassen, habe ich theils unter den Text, theils, da sie öfters

mit denen übersetzten keine Aehnlichkeit hatten, hinten zu Ende des Buchs, dem Inhalt nach, angezeigt. Hier steht auch eine Bemerkung, die eigentlich unter den andern Abhandlungen ihren Platz haben sollte: die ich aber bey dem Ordnen der zerstreuten Abhandlungen übersehen hatte.

Nur die merkwürdigsten Zeichnungen der Steine habe ich mit abstechen lassen: die andern aber deutlich beschrieben.

Da des Herrn **Huxhams** zerstreute Abhandlungen von dem verstorbenen Dr. **Reichel** in **Huxhams** Werken mit ausgezogen sind, so sollten hier nur diejenigen mit übersetzt werden, die dorten ausgelassen sind: allein ich bekenne es, aus Versehen sind einige Bemerkungen des Herrn **Huxhams**, hier nochmals übersetzt worden, da ich das Buch anfangs nicht gleich haben konnte, und der Druck fortgieng.

Ich habe mich in diesem Theile der mehresten Anmerkungen enthalten, da sowohl hier meistens mit denen, im ersten Theile enthaltenen, ähnliche Fälle vorkommen, als mich auch die Kürze der mir gesetzten Zeit daran verhinderte. Ich habe daher nur die in dem Texte unvollkommen angezeigten

Bücher

Bücher genauer, und einige höchst wichtige neue Schriftsteller angeführt.

Für die gütige Beurtheilung dieser meiner Arbeit sage ich den sämtlichen Herren Recensenten hier öffentlichen Dank. Jeder lehrbegieriger Anfänger dankt denen, die ihn durch Erinnerungen bessern. Und so danke ich auch insbesondere dem Herrn Recensenten, der meine Arbeit im 169sten Stück der Neuen Hamburger Zeitung vom 22sten Oktober vorigen Jahres beurtheilet hat. Ich bin es meinen Lesern schuldig, meine Fehler hier anzuzeigen und zu verbessern. Ich bitte, daß man auf der 298sten Seite des 1sten Theils in der 9ten Zeile hinzusetze. „Alte Leute beyderley Geschlechts wurden auch oft mit einem so heftigen Durchfall überfallen, daß die Schwächern daran starben: Wenn sie aber diesen Bauchfluß überstanden ꝛc. „

Seite 299. Zeile 7. statt: Wenn wir diese nicht sogleich verstopften, lese man: **wenn wir nicht sogleich deren Fortgang wehrten** ꝛc. Ebendaselbst, 15te Zeile statt niedergeschlagen, lese man besser **eingesunken.**

Sollten sich sonst irgendwo einige Fehler finden, wie mir doch nicht wissend ist, so hoffe ich doch, daß sie gewiß nie die Hauptsache betreffen.

Der dritte Theil dieser Abhandlungen wird nächstens, doch nicht durch mich, fertig werden.

Innhalt

Innhalt

der in diesem Theile gesammleten Abhandlungen.

I. 1. Machin von einer ungewöhnlichen Hautkrankheit Seite 1

2. Vater von einer ähnlichen Krankheit 3

II. Steigerthal von einem besondern Muttermaal 4

III. Walter von der Beschaffenheit des Hirns nach der fallenden Sucht. 6

IV. Cagua von der Kur einer schweren Kopfwunde 8

V. Baker von der Kur einer Wunde in der Hornhaut 12

VI. Cantwell von einer ungewöhnlichen Lähmung der Augenlieder 13

VII. 1. Benevoli von dem Staar 14

2. Ranby Zergliederung eines Auges, das den Staar gehabt hatte 16

3. Molineux desgleichen 18

4. Rhaetus von der Natur des Staars. 20

VIII. Vater Beobachtung von einem Fehler des Gesichts, da die Gegenstände nur zum Theil gesehen wurden 21

IX. Chesselden von einem Blindgebohrnen 24

X. Klein von einer grossen Augenageschwulst 25

XI. Klelands Beschreibung einiger Staarnadeln 26

XII. Desselben Beschreibung einiger Werkzeuge für die Taubheit 28

XIII. Hardisway von einem durch Eiter zerfressenen Backenbeine 30

XIV. Hardisway vom Eiter, welches das Backenbein angefressen hat 31
XV. Von einer Frau, welche ohne Zunge reden konnte 33
XVI. Carpenter von einer Musketenkugel, die ein Jahr nahe am Nacken lag 37
XVII. Von einer grossen Märenflechte 38
XVIII. Martin von der Eröfnung der Luftröhre 39
XIX. Watson von einem Blutsturz, wo ein Theil der Lungen mit ausgeworfen wurde 45
XX. 1. Giffard von einem Knochen in der Brusthöhle 47
2. Rutty von demselben 48
XXI. Von Torres von einem umgekehrten Herzen 49
XXII. Hurham von Schleimpfröpfen des Herzens 50
XXIII. Short von einem Lebergeschwür 52
XXIV. 1. Amyand von einem Geschwür der Gallenblase 53
2. Stuart von demselben 59
XXV. Ferguson von der Exstirpation eines Theils der Milz 64
XXVI. 1. Short von der Wassersucht 66
2. Banyer von einer durch die Paracentesis geheilten Wassersucht 69
3. Anton von Hartuiff von Wasserblasen im Unterleibe 70
XXVII. Hurham von einem sehr grossen Netz 73
XXVIII. 1. Field von Magenwunden 76
2. Atkinson von einem Magengeschwür 77
3. Rawlinson von einem Loch in dem Magen 78
XXIX. Michelotti von der Kur des Blutspeyens 80
XXX. Madden von der innerlichen Wirkung des Queckfilbers 85

XXXI.

XXXI. 1. Vater von einem Theil des Grimmdarms, der vierzehn Jahr lang zu einer Wunde heraushieng 88
2. Ranby von einem Nabelbruche 89
3. Amyand von einem Kinde mit heraushängenden Därmen 90
4. Amyand von einem Bruch in der Schaamweiche 91
5. Wolff von einem Bruch des gewundenen Darms 103
6. Amyand desgleichen 104
7. Huxham von einem ähnlichen Falle 110
XXXII. Le Cat von den besondern Folgen eines unvollkommenen Bruchs 114
XXXIII. Huxham von einer besondern Kolik 120
XXXIV. 1. Shermann von einer Fischkinnlade, die aus einem Geschwür im Mastdarme herausgenommen wurde 123
2. Martineau von Steinen, die durch den After ausgeleert wurden 124
3. Payne von einer aus dem Gesäß geschnittenen Gabel 125
4. Mackarneß von einem besondern Steine, der durch den After ausgeleert wurde 126
XXXV. 1. Breyn von Magen- und Nierensteinen, die nach dem Misbrauch erdiger Mittel entstanden sind 129
2. Vater von Blasensteinen 130
3. Ranby desgleichen 132
4. Dobyns desgleichen 133
5. Vater von Steinen, die während dem Gebrauch des Pyrmonter Brunnen ausgeleert wurden 135
6. Beard von einem grossen durch die Harngänge ausgeleerten Stein 136

7. Heister von einem ähnlichen Falle 137
8. Huxham desgleichen 138
9. De Caumont von einem besonders gebildeten Blasensteine 139
10. Hartley von einem durch das Perinäum herausgegangenen Stein 142
11. Sisley von einem durch den Hodensack ausgeleerten Stein 145
12. Nourse von einigen Steinen, die in Säcken gefunden wurden. 145
13. Bell von der Steinkrankheit 147
XXXVI. Turner, von durch den Harn ausgeleerten Würmern 150
XXXVII. 1. Powell von haarigen Körpern, welche durch den Harn weggiengen 151
2. Knight von einer ähnlichen Krankheit 154
XXXVIII. 1. Budgen von einer merkwürdigen Bildung der Harnwege 156
2. Amyand von einer ausserordentlichen Ursache der Harnverhaltung 157
3. Kantwell von einer Geschwulst im Becken 157
4. Gregory von der widernatürlichen Bildung der Ausleerungswege 160
XXXIX. Graham von grossen Wassersäcken, die an dem Bauchfelle liegen 161
XL. 1. Houstoun von einer gehobenen Wassersucht des linken Eyerstocks. 164
2. Belchier von derselben Krankheit, die aber tödtlich war 166
3. Watson von Wasserblasen, die durch die Mutterscheide ausgeleert wurden 170
4. Le Cat von Wasserblasen 171

XLI. Hurham von widernatürlich gebildeten weiblichen Geschlechtsgliedern 174

XLII. 1. Houston von einer aus der Gebärmutter gelegenen Frucht 178

2. Bromfeild von einer neun Jahr in Mutterleibe verhaltenen Frucht 181

XLIII. Giffar von einer widernatürlichen Entbindung durch den After 183

XLIV. Stuart vom milchähnlichen Safte auf dem Blute 187

XLV. 1. Banyer von einem ausserordentlichen Blutflusse 188

2. Howmann von einem Blutflusse durch die männliche Ruthe 191

XLVI. Dod von einer Schlagadergeschwulst 191

XLVII. Naish von einer Verknöcherung der Schenkelschlagadern 193

XLVIII. Stuart von einer tödtlichen Verwundung der Gallenblase 195

XLIX. 1. Stack von einer 68jährigen Frau, die ihre Enkeln säugte 218

2. Robert von einem Manne, der ein Kind gesäugt hatte 220

L. 1. Timone von der Pest zu Konstantinopel 220

2. Deidier Versuche mit der Galle, die aus denen an der Pest gestorbenen genommen wurde 227

3. Cousier Versuch mit dem Blut eines an der Pest gestorbenen 236

LI. 1. Neumann von der Einpfropfung der Pocken in Neu-England 237

2. Nettleton von der Einpfropfung der Pocken 239

3. Jurin

3. Jurin von der Ansteckung der Pocken 246
4. Davis von den Zufällen einiger Eingepfropften 248
LII. Dodd vom Blutharnen in der Pockenkrankheit 250
LIII. Cox von einem hitzigen Fieber, womit er selbst befallen worden, nachdem er aus einer todten Wassersüchtigen das Wasser gezapft hatte 252
LIV. Kinneir von der Wirksamkeit des Kamphers in der Tobsucht 254
LV. 1. James von der Kraft des Queckſilbers wider die Wasserscheu 257
2. Mortimer von der Heilung des Bisses toller Hunde 260
3. Nourse von einer Wasserscheu 261
4. Fuller von den Kräften des Dampierischen Pulvers 263
5. Hartley von der Heilung einer Wasserscheu 264
LVI. Pinelli von Versuchen mit der Gicht 266
LVII. 1. Cyrillus von dem Nutzen des kalten Wassers in Fiebern 267
2. Shaw von einem Mittel wider die Wechselfieber 271
LVIII. Shipton von der Chinarinde wider den kalten Brand 272
LIX. Burton von den Zufällen des innern Krebses 275
LX. Schlichting medicinisch-chirurgische Bemerkungen 285
LXI. 1. Becket von dem Alter der Venusseuche 290
2. Huxham von einem ausserordentlichen Fall der Venusseuche 302
LXII. Steigerthal von einem ausserordentlichen Krampfe und Fistelgeschwüre 306
LXIII. Reynell von der Staarsucht 307

LXIV.

LXIV. 1. Atkinson von ungewöhnlichen Geschwülsten 312
2. Malfalguerat von einer ausserordentlichen Geschwulst am dicken Beine 314
3. Von einer Nadel, die in die Brust gestossen worden, und aus der Brust herauskam 3 6
LXV. 1. Blair von einem Knaben, der lange Zeit ohne Nahrung lebte 317
2. Kampbell von einem Manne, der achtzehn Jahr bloß vom Wasser lebte 318
LXVI. Dudley von einer ausserordentlichen Heilart, vermittelst des Schwitzens im Torf, nebst einer Beschreibung der Indianischen Badstuben 319
LXVII. Copping von einem glücklichen Kayserschnitt 321
LXVIII. 1. Derante vom Abfallen des Schulterblatts 323
2. Richardson von der Ablösung eines grossen Stücks vom Hüftknochen 325
3. Sherman. von zwey merkwürdigen chirurgischen Fällen 327
LXIX. 1. Pott von Geschwülsten, so die Knochen weich machten 327
2. Bevan von weichgewordenen Knochen 332
3. Freke von ausserordentlichen Knochenauswüchsen 334
LXX. Rutty von einem gespaltenen Rückgrade 334
LXXI. Belchier von einem durchs Mühlrad losgerissenen Arme und Schulterblatt 338
LXXII. Peirce von einer ausserordentlichen Geschwulst in dem Knie 339
LXXIII. Deverel von einem Zufalle, der oft für den Bruch der Kniescheibe verkennt wird 341
LXXIV. Leeuwenhöck von dem Klopfen des Zwerchfells 342

LXXV. 1. Fevry von monströsen Zwillingen 344
2. Superville von besondern Misgeburten 346
LXXVI. Klein von sehr grossen Seitenknochen des Kopfes 348
LXXVII. 1. Scheldrake von einer Misgeburt 348
2. Cantwell desgleichen 349
3. Gregory desgleichen 350
4. Warwick desgleichen 352
LXXVIII. Geofroy von einem sehr grossen Kinde 354
LXXIX. Robert von einem widernatürlichen Skelett 354
LXXX. Degg Beyspiele vom langen Leben 357
LXXXI. Scheuchzer von der Beschaffenheit der innern Theile eines sehr alten Mannes 397
LXXXII. 1. Sprengell von den zu Dreßden und Augspurg Gestorbenen und Gebornen 360
2. Barlow von den zu Stoke Damerell Gebornen und Gestorbenen 362

Auser.

Auserlesene Abhandlungen praktischen und chirurgischen Innhalts.

Zweyter Theil.

I.

Von einer ungewöhnlichen Hautkrankheit, durch Johann Machin, aus den Schriften der Königl. Gesellschaft.

Aus der 424 Numer, 299 Seite.

Die Haut eines vierzehnjährigen Knahens war vielmehr ein dunkelfarbiger dicker Ueberzug, der auf jeden Theil seines Leibes genau paßte. Dieser schien aus einer rauhen oder einer an einigen Orten mit Borsten besetzten Haut zu bestehen, und bedeckte den ganzen Leib, das Gesichte, die flachen Hände und Fußsohlen ausgenommen, so daß es das Ansehen hatte, als ob diese nackend, das übrige aber überzogen sey. Sie blutete nicht, wenn man darein schnitt, oder sie schröpfte, und war wegen der Verhärtungen unempfindlich. Man sagte, daß er sich jährlich einmal gegen den Herbst häutete: und zu dieser Zeit war diese Kruste gemeiniglich drey Viertheil Zoll dick, und wurde von der darunter entstehenden neuen Haut abgestossen.

Man konnte diese Haut für eine grosse Warze, oder für eine ganze Menge derselben, die zusammengewachsen waren, und sich über den ganzen Leib ausbreiteten, ansehen. Die borstigen Theile, welche besonders um den Bauch und Lenden waren, sahen und rasselten wie ver-

schorne Igelsstacheln, die nicht über einen Zoll aus der Haut hervorragten.

Sein Angesicht war wohl gebildet, hatte eine schöne, doch etwas zu rothe Farbe; die Haut in seinen Händen war nicht härter, noch übler gestaltet, als wie sie bey Handwerksleuten oder Bauern zu seyn pfleget. Er hatte eine für sein Alter gehörige Grösse; sein Körper und seine Glieder waren gerade, und wohl gestaltet, nur die Unförmlichkeit der Haut ausgenommen.

Diese ungleiche Haut oder Decke machte ihm keine Schmerzen, noch Unruhe, ausser wenn er stark gearbeitet hatte, da sie aufbrach und blutete. Und ob seine Säfte gleich so verdorben waren, daß sie eine solche Haut hervorbrachten, so sagte man doch, daß seine Ausdünstung und andere Ausleerungen natürlich wären, und nichts Merkwürdiges dabey sey.

Sein Vater wußte keine Ursache von dieser Krankheit anzugeben; sondern sagte, daß die Haut bey dessen Geburt eben so, wie bey andern Kindern beschaffen gewesen, und ohngefähr sieben oder acht Wochen so geblieben sey, wornach sie, ohne daß er zuvor krank gewesen, gelb zu werden angefangen, als ob er die Gelbesucht gehabt hätte; hierauf sey sie nach und nach schwarz, und kurz darauf dicker, und endlich so geworden, wie sie jetzt beschaffen sey. Er sey von seiner Geburt an gesund gewesen, und empfinde auch zu der Zeit, da sie sich abschäle, nichts von einiger Krankheit. Seine Mutter sey in ihrer Schwangerschaft, so viel ihm bewußt, für nichts erschrocken, und habe viel Kinder gezeuget, wovon keines weder diese, noch eine andere ungewöhnliche Krankheit gehabt habe, oder ungestaltet gewesen sey.

1ste Tafel. 1ste Figur. Die 1ste Figur stellt den Rücken der Hand dieses Knaben vor.

Die

Die 2te Figur zeiget ein Stückgen dieser ausserordentlichen Haut, welche wahrscheinlich eine Verlängerung der nervigten Wärzgen war, die wie doppelter Bindfaden gewachsen, und so nahe, wie Borsten in einer Bürste beysammen stunden, glatt abgeschoren und von einer Länge zu seyn schienen, nemlich ohngefähr einen halben Zoll über der Haut. 1ste Tafel, 2te Figur.

Die dritte Figur zeigt einige von diesen Borsten oder Stumpeln vergrössert, woran man siehet, daß etliche oben flach, andere hohl, etliche wie Kegel spitzig, und andere von sehr ungleicher Bildung sind. 1ste Tafel, 3te Figur.

Von einer ähnlichen Krankheit, durch Abraham Vater.

Aus der 440 Numer, 199 Seike.

Ein Mädgen von acht Jahren war vor etlichen Jahren in ihren Gelenken und über den ganzen Leib geschwollen. Ihre Eltern wandten verschiedene, besonders Hausmittel an. Es entstund alsdenn eine merkwürdige Geschwulst zwischen den Schultern auf dem Rücken, die sie mit erweichenden Mitteln zu vertreiben suchten. Sie waren hierinne glücklich, es entstund aber nach und nach eine harte Kruste, besonders in ihren Händen und an den Fußsohlen, wie auch an den Spitzen der Finger und Zehen, so, daß sie selbige nicht brauchen, und weder stehen noch gehen konnte. Diese harte Haut fiel zuweilen ab, und besonders geschahe dieses, nachdem ihre Eltern verschiedene Salben gebraucht hatten: aber das Mädgen befand sich desto schlimmer, fieng an sehr zu schwellen, empfand innerliche Schmerzen und Kneipen im Leibe, die nicht eher aufhörten, bis die harte Haut oder Rinde wieder wuchs. So bald diese wieder zum Vorschein gekom-

men war, so beklagte sie sich weiter über nichts, als über den Verlust des Gebrauchs ihrer Hände und Füsse.

Sie wurde hierauf der Sorgfalt eines Wundarztes übergeben, dieser gab ihr merkurialische Abführungen und blutreinigende Tränke, wornach auch die Krankheit nachließ und die Haut rein wurde, so, daß sie sich jetzo vollkommen wohl befindet, ob aber ihre Gesundheit lange anhalten wird, muß die Zeit lehren.

Herr Harnisch, der mir diese Nachricht gegeben, hat mir auch etwas von dieser harten Haut nebst einem Stückgen, das von einer ihrer Fingerspitzen gefallen, überschickt. Es war so lang und dicke, daß es das äusserste Glied vom Finger zu seyn schien, und dieses um so vielmehr, da ein Stückgen Nagel an der einen Seite steckte. Wenn man diese Haut durch ein Vergrösserungsglas betrachtet, scheint sie aus lauter Schuppen zu bestehen, so daß es ohne Zweifel die Haut selbst ist, und bloß von einem schleimichten und erdigen Nahrungsmittel erweitert und verhärtet worden.

Eben dieser Herr führet auch ein junges Frauenzimmer an, von deren Händen, Füssen und Ellbogen sich seit langer Zeit jährlich zweymal eine solche harte Haut abgeschälet hat. Diesem Frauenzimmer hat noch kein einziges Mittel geholfen. Ihr monathlicher Fluß ist verstopft, und diese Verstopfung ist wohl für den Anfang ihrer Krankheit anzusehen.

II.

Von einem besondern Muttermaal, durch Dr. Steigerthal.

Aus der 389 Numer, 347 Seite.

Es hatte ein Mann auf seinem rechten Arm, der Schulter und hinten in der Seite ein besonderes Maal, das

das einem Weinreben mit seinen Blättern und Trauben ähnlich sahe. Seine Mutter hatte in ihrer Schwangerschaft ein grosses Verlangen nach Weintrauben gehabt, und als sie etliche unreif abpflücken wollte: so war ihr ein ganzer belaubter Weinrebe mit Trauben jählinge auf den rechten Arm gefallen, und hatte sie sehr erschreckt. Einige Zeit nach ihrer Niederkunft wurde man an dem Kinde verschiedene röthlichte oder bläulichte Flecke gewahr, die sich hinten an der Schulter anfiengen, und von da über den rechten Arm herunter bis an die Finger erstreckten.

Die rechte Seite dieses Mannes war über einen Zoll dicker, und blieb auch so bis an seinen Tod. Am rechten Arm waren die zurückführenden Adern sehr aufgeschwollen, und lagen sehr sichtbar gleich unter der Haut, hauptsächlich zwischen der Hand und dem Ellbogen, wo sie fast so dicke wie die Daumen eines Mannes waren. Inwendig an dem Zeigefinger war die zurückführende Ader in eine Beule ausgedehnt, röthlich oder violet, und ohngefähr so groß, als eine Muscatennuß, gerunzelt, nebst etlichen linsenförmigen Hervorragungen, welches ihr fast die Gestalt einer Weintraube gab. Dergleichen, aber nicht so grosse Beulen, wurde man auch an verschiedenen Theilen des Armes im Frühlinge gewahr. Wenn der Saft in die Weinstöcke trat, wenn sie blüheten, und im Herbste, wenn der Wein gohr, bekam dieser Mann etliche Tage lang ein schmerzhaftes Jucken an diesem Arme. Seine ganze rechte Seite schwoll ihm mehr als gewöhnlich auf, und die Adern und oberwähnten Beulen waren so voller Blut, daß eine wässerige Materie durch die Schweißlöcher an besagten Beulen heraus drang: dieses beförderte er dadurch, daß er die Beulen mit einem Federmesser schabte, wovon er einige Linderung empfand. Man konnte das Blut sehr deutlich in den ausgedehnten Adern zurücklaufen sehen, wenn er den kranken

Arm aufwärts hielt; ließ er ihn wieder herunter, so schoß das Blut mit einem Geräusche zurück, und füllte die Gefässe wiederum merklich an; daher mußte er auch den Arm, wenn er im Bette lag, hoch legen.

Im verwichenen Februar bekam der Kranke wiederum heftige Schmerzen, wobey das Blut sehr in diesen Arm drang: weil nun diese nicht nur viel heftiger waren, sondern auch länger, als gewöhnlich, anhielten, rieth man ihm, an diesem Arm zur Ader zu lassen; da ihm dieses aber nicht sogleich Linderung verschaffte, so wurden Kräuterumschläge, die in Wein gekocht worden, äusserlich aufgelegt. Diese stillten seine Schmerzen, und machten ihn etwas ruhiger, so daß er im Hause herumgehen konnte, doch nichts desto weniger blieb er einige Tage sehr unruhig, und wurde den 17ten Februar des Morgens von einem heftigen Steckfluß befallen, welcher sein Leben in wenig Minuten endigte. Der bey seinem Sterben gegenwärtige Wundarzt ließ ihm nicht zur Ader, sondern gab ihm nur etliche Löffel voll eines herzstärkenden Tränkgens, das er bey sich hatte, wovon der Kranke nur wenig, und zwar mit vieler Mühe, herunterschlucken konnte. Er war vier und vierzig Jahr, drey Monate und vier und zwanzig Tage alt; er war groß und stark, liebte sonst saure Arbeit, und verrichtete seine Geschäfte sehr wohl.

III.

Von der Beschaffenheit des Hirns, bey dreyen an der fallenden Sucht gestorbenen Personen, durch Dr. Walter.

Aus der 399 Numer, 315 Seite.

Ein Mann, der 35 Jahr alt, gelassenen Gemüths und mager war, bekam vor vier Jahren am Vordertheile

des

des Hauptes gegen die Stirne zu einen heftigen Schmerz, und brauchte sehr viel gute Mittel vergebens. Nach zwey Jahren hatte er sehr starkes Nasenbluten, das aber von sich selbst nachließ. Hierauf verlor er den Geruch, und nachdem er zwey Jahre lang öftere Anfälle von der fallenden Sucht gehabt hatte, starb er endlich.

Wir fanden sein Hirn vorne bey der dicken Hirnhaut um der Gegend des Hahnenkamms harte, schwielicht und mit der dicken Hirnhaut zusammengewachsen. Ferner, im Vordertheile desselben gegen die linke Seite war etwas blutige Materie ausgetreten; das übrige aber war alles im natürlichen Zustande.

Eine sechzigjährige Frau, die an der Hautwassersucht krank lag, starb endlich, nachdem sie sehr oft wiederholte und heftige schmerzende Anfälle gehabt hatte. Zwischen der Hirnhaut und dem Hirn, wie auch in den vordern Hirnhöhlen, fanden wir eine ziemliche Menge ausgetretenes Wasser, so, daß die Hirnhöhlen davon aufgeschwollen waren. In dem Adergeflechte zeigten sich viel weislichte, durchsichtige Körpergen, die eine wäßrige Feuchtigkeit enthielten, und von verschiedener Grösse, die größten so groß wie ein grosses Hanfkorn waren.

Nachdem wir den Kopf einer alten Frau, die viele Jahre die fallende Sucht gehabt, aufgeschnitten hatten, sahen wir zwischen der dünnern Hirnhaut und dem Hirn etwas weniges von ausgetretenem Wasser, in den vordern Hirnhöhlen aber war dessen eine so grosse Menge, daß sie davon hätten zerspringen mögen. Das Adergeflechte sahe in beyden Höhlen wie eine wirkliche Weintraube aus, es zeigten sich auch darinn viel runde, durchsichtige Bläsgen von verschiedener Grösse, die wie die schönsten Perlen aussahen.

IV.

Von einer merkwürdigen Kur einer sehr schweren Kopfwunde, wo die Hirnschale sehr zerbrochen und eingedrückt, und die Hirnhaut nebst dem Hirne sehr verletzet war, durch Johann Cagua.

Aus der 458 Numer, 495 Seite.

Den eilften Junii, 1729, fiel ein junger Mensch von zehn Jahren von einer alten Mauer, zwanzig Fuß hoch, herunter. Ich fand ihn sprachlos, seine Augen geschwollen, das Angesicht blaß, und das Blut lief ihm nicht allein zur Nase und Ohren hinaus, sondern er warf auch sehr stark Blut aus. Bey der Untersuchung fand sich eine grosse lange, tiefe, gequetschte Wunde, die von den Augenbraunen über die ganze linke Seite des Kopfes gieng. Ich erstaunte, als ich ihm die Haare weggeschoren, und viele ungleiche Splitter von der Hirnschale fühlte, die durch die dicke uud dünnere Hirnhaut ins Hirn hineingedruckt waren, die Spitzen davon ragten über die dickere Hirnhaut hervor, und ich zog deren fünfe ohne einige kleine Stückgen heraus. Der letzte Splitter, den ich herausnahm, war ein Theil von dem Knochen der obern und untern Augenhöhle, und bestand aus einem Theil von der Grundfläche des Stirnbeins, das durch die Quernath mit dem obern Theil des Kinnbackenbeins verbunden war, aus einem Theil von derselben Nath, und aus der obersten Spitze des Keilbeins, und reichte fast bis an das unterste Ende der Kronnath, und bis an die Schlafnath. Dieser Splitter war größtentheils unter den obern Theil des grossen Eindrucks am Stirnbeine hinunter gedruckt. Als ich ihn herauszog, kamen zwey Stückgen

Hirn, eines von der Grösse einer welschen Bohne, und das andere so groß wie eine grosse Erbse, nebst etwas geronnenen Blute zugleich heraus. Der Kranke würde ohnmächtig, und brach fast alles, was er im Magen hatte, mit Galle und Blut vermischt, von sich. Die dicke Hirnhaut war aufwärts drey und ein Viertelzoll in der Länge, und an dem einen Ende über einen und einen halben Zoll breit sehr gequetscht, zerrissen und beschunden; das übrige, das ohngefähr einen Zoll betrug, war an den Enden runzlicht. An dem Obertheile des Bruches war ein Eindruck in dem Stirnbeine, welcher an der Keilnath nahe bis an die Kronnath reichte. Da nun ein Stückgen von der Hirnschale über ein anderes weggieng, und solches bedeckte, sägte ich selbiges den dritten oder vierten Tag weg: es war einen Zoll lang, und machte mir viel Mühe, ehe ich selbiges mit meinem Hebeisen aufheben konnte, weil das untere Stückgen am Bruche sehr dünne und schwach war. Der niedergedruckte Theil endigte sich in einem langen Riß, ohngefähr einen Zoll hinter der Kronnath oben am Wirbel. Die äussere Haut war so zerquetscht und zerrissen, daß sie den andern Tag anfieng abzusterben, weswegen ich auch die ganze Seite der Kronnath, und den größten Theil auf dem Wirbel, bis an die Lamboidalnath vom obern Theile des Kopfes bis ans Ohr herunter entblössen mußte. Die dicke und dünnere Hirnhaut waren sehr blau und ohne Empfindung, ausgenommen in den Gegenden, wo das Hirn verwundet, und wo während der Handwirkung der Pulsschlag sehr stark, und bisweilen so heftig war, daß sich das Hirn über die Hirnschale erhob, und mich nöthigte, selbiges bisweilen zwey bis drey Minuten mit den Fingern, und mit einer breiten und in einem reinigenden Mittel warm gemachten Sonde niederzudrücken, und zwischen die dicke Hirnhaut und die Enden des Bruches zu bringen, damit das Pulsschlagen aufhörte.

Nach Verlauf einer Woche entstand in dem obern Augenliede ein Geschwür, so groß als ein Hünerey, welches ich öfnete, und eine lange Zeit offen ließ, weil ich viel Eiter abführen konnte, das im Anfange stinkig war, hernachaber gutartig wurde, hierdurch floß ebenfalls viel von dem verwundeten Hirn durch den Bruch in den obern Theil der Augenhöhle. Ohngefähr in vierzehn Tagen fieng die ganze Wunde an sehr gut zu schwören, die Zufälle ließen nach, die dicke Hirnhaut fieng an von neuem zu wachsen, sahe sehr roth und frisch aus, die blauen und zerrissenen Theile fielen ab. An den Rändern des Bruchs fiengen die Diploe und die beyden Tafeln der Hirnschale an, wie wildes Fleisch zu wachsen, und in Zeit eines Monats war der ganze Bruch verwachsen; ich bemerkte, daß die Knochen an den Enden des Bruches eher hart wurden, als in der Mitte.

Die Bewegungen oder die Pulsschläge des Hirns dauerten noch fort, waren noch lange hernach sehr sichtbar, und man konnte sie noch einige Zeit fühlen, nachdem die Wunde schon geheilet war, besonders unten an dem Stirn- und Seitenbeine über dem untern Theile der Kronnath, nahe bey der Schlafnath. Der Knabe befand sich, die ersten drey oder vier Tage ausgenommen, ziemlich leidlich, in den ersten sechs Wochen aber hat er sich ofte über heftigen Kopfschmerz, womit Schlafsucht und Fieber verbunden waren, beschweret. Doch liessen diese Zufälle bald wieder nach, da ich ihm ein erweichendes und laxirendes Klystir gesetzet, oder einen gelinden laxirenden Trank gegeben hatte. Den sechsten October, ehe seine Wunde noch völlig geheilet war, bekam er bösartige zusammenfliessende Pocken, und ob er sie gleich sehr häufig hatte, auch bey derselben Ausbruche ohne Verstand war, so wurde er doch wieder gesund. Beym Ende der Kur wurden verschiedene Blätter von Knochen an dem obern

Theile

Theile der Kronnath herausgenommen. Den eilften November war seine Wunde völlig geheilt.

Er hat sich seit der Zeit beständig wohl befunden, und ist jetzo gesund und stark; er hat sein Gesicht auf beyden Augen, ist für sein Alter ein sehr vernünftiger und fleissiger Mensch, und hat über vier Jahre zur See gedienet.

Die fünfte Figur stellet die Hirnschale 2te Tafel, mit den Brüchen in derselben vor, und die 5te Figur. Splitter, welche herausgenommrn worden sind.

A . . . ist die äussere Seite des Splitters, welcher an dem obern Theile des Backenknochens lag, und der obere Theil der Augenhöhle in ihrer natürlichen Grösse und Gestalt. 1. Ist die dicke Hervorragung der Grundfläche des Stirnknochens, welcher von dem obern Ende des Backenknochens in der Queernath abgebrochen ist. 2. Ist der untere Theil derselben, der von dem obern Theil des Keilbeins abgebrochen ist. 3. Ist ein Theil der Queernath. 4. Ist die Diploe und ihre Dicke, wo viel Runzeln und Unebenheiten zu sehen sind.

B . . . Ist die innere und ausgehöhlte Seite desselben Splitters. 1. Ein Theil der obern Augenhöhle. 2. Der obere Theil. 6. und 7. Das äussere und innere Blatt. 3. Der untere und innere Theil, welcher von dem Keilbeine getrennet ist. In der Mitte desselben ist eine tiefe Aushöhlung. 4. 4. Eine runzliche Erhebung, welche aus dieser Aushöhlung entstehet. 5. Der innere und ausgehöhlte Theil. 8. 8. Ein Theil der Queernath.

C . . . Ist ein Theil der Grundfläche des Stirn- und Seitenknochens, mit dem untern Theile der Kronnath, welcher in der Mitte, wo die Nath ist, sehr dünne ist. Es ist in natürlicher Grösse.

1. Die Diploe.

D. D. D. Drey andere Splitter in natürlicher Grösse.

1. 1. 1. Die Diploe und die beyden Blätter.

E. Der Splitter, welcher über den eingedrückten Theil hieng, und abgesägt wurde.

V.

Von der glücklichen Kur einer Wunde in der Hornhaut, durch Herrn Thomas Baker.

Aus der 453 Numer, 135 Seite,

Ein junges Frauenzimmer von funfzehn Jahren bekam den sechsten November, 1733, in dem rechten Augapfel mit der Spitze einer Gabel eine Wunde. Es erfolgte gleich eine Entzündung und grosser Schmerz. Das ganze Auge schien finster, trübe, und die Säfte vermischt und unter einander vermengt zu seyn. Ich öfnete ihr eine Ader an dem Arm, und ließ ihr zehn Unzen Blut weg, wusch ihr alsdenn das Auge mit einer Augensalbe von Trochiscus *Albi Rhasis* *) und gemeinem Wasser, das ich so warm wie Blut gemacht hatte, ich bedeckte es mit einem Umschlag von weissem Brod, Milch und ein wenig Safran. Am folgenden Tage war auf dem verwundeten Theile der Hornhaut ein grosser dicker Grind; ich verband sie auf eben die Art, und fuhr so bis auf den achtzehnten desselben Monats fort, da denn der Grind abfiel.

Ich purgirte sie während der Zeit nach Befinden ihrer Kräfte ohngefähr aller drey Tage mit einem Trank, aus Sensblättern und Manna bereitet. Die Entzündung und

*) Diese Küchlein bestehen aus Bleyweis zwey Unzen, Fleischleim, eine Unze, Tragant drey Quentgen, Kampher ein Quentgen, und Rosenwasser so viel als nöthig. Siehe *Pharmacop. Edinburg.* Seite 88.

und der Schmerz nahmen täglich ab. Während dieser Zeit sah die Kranke mit diesem Auge ganz und gar nicht, bis der Grind abfiel, worauf sie sich beklagte, daß sie alles doppelt sähe. Sie bekam ihr Gesichte in kurzer Zeit wieder, doch nicht so vollkommen als vorher, denn es schwebte vor dem Auge gleichsam eine Wolke.

Als ich sie nach vierzehn Tagen verließ, sahe sie vollkommen wohl, die Wolke, über welche sie sich vorher beklagte, war weg, und ihr Auge war helle und klar. Es blieb an der Hornhaut ein kleiner Fleck, (welches die Narbe von der Wunde war). Ich machte ihr ein Fontanell am Arm, und verordnete ihr, selbiges offen zu behalten, und den Fleck an ihrem Auge nicht zu berühren. Es sind nunmehr schon mehr als zwey Jahre verflossen, der Fleck ist nach und nach kleiner geworden, ist jetzo so klein, daß man ihn kaum sehen kann, und ihr Gesicht ist so vollkommen und stark, als vor diesem Zufalle.

VI.

Eine ungewöhnliche Lähmung der Augenlieder, durch Dr. Andreas Cantwell.

Aus der 449 Numer, 311 Seite.

Ein Frauenzimmer von ohngefähr dreyssig Jahren wurde von einer zuweilen nachlassenden Lähmung der Augenlieder befallen, welche jeden Abend gegen sechs Uhr mit einem Flusse einer weißlichten dicken Materie aus dem grossen Augenwinkel anfieng, so daß sie bis an den nächsten Morgen blind blieb, und alsdenn den Gebrauch ihrer Augenlieder wie zuvor wieder bekam. Sie behielt diese Krankheit neun Monate, und weil ihr keine Arzneymittel halfen, so wurde sie nach Balleruc geschickt, um sich des dortigen Wassers zu bedienen. Hier beobachtete ich die Wirkungen, die das Wasser an ihr that, sehr aufmerksam.

merksam. Sie wurde siebenmal an dem Hintertheile des Kopfes und Halses douchirt, ohne daß man einige Besserung spürte. Das eilfte mal kam die Krankheit etwas später, als gewöhnlich, und die herausfliessende Materie war etwas dünner. Den Abend darauf stellte sie sich zwey Stunden später ein, und die folgende Nacht hatte sie ihre Augenlieder so gut, als jemals in ihrer Gewalt. Sie wurde den folgende Morgen und Abend wieder douchirt, und war gänzlich gesund. Ich blieb diesen Abend eine Stunde bey ihr sitzen, und gab bey Lichte sehr genau auf ihre Augenlieder Achtung. Sie öfnete ihre Augenlieder eben so gut, als ich meine, und reisete des folgenden Tages nach Montpellier.

VII.

1. Zwey Bemerkungen über den Staar, durch Anton Benevoli: ein Auszug eines Briefes, an Dr. Valsalva, gedruckt zu Florenz 1722.

Aus der 343 Numer, 194 Seite.

Den dreyzehnten Julii, 1720, stach Herr **Benevoli** einem Mann den Staar an beyden Augen, der auch gleich nach der Handwirkung sein Gesicht auf beyden Augen wieder bekam, und bis an sein Ende behielt, welches den sechsten April des jetzigen Jahres erfolgte. Herr **Benevoli** nahm die Augen heraus, um zu untersuchen, ob der Staar, wie einige Schriftsteller behaupten, in einem Häutgen oder aus einer widernatürlichen Dunkelheit in der kristallenen Linse bestünde. Nachdem er alle darinnen enthaltenen Theile genau und sehr sorgfältig untersucht hatte, fand er nichts von einem solchen Häutgen: sondern entdeckte unten am Augapfel einen kleinen gelblich-

ten

ten linsenförmigen Körper, der an keinem Theile des Auges anhieng, und nachdem er es herausgenommen, die dick gewordene kristallene Linse, und etwas kleiner, als gewöhnlich zu seyn schien. An dessen Rande sahe man zwey oder drey kleine Zacken, die er während der Handwirkung von der Staarnadel bekommen hatte.

Am folgenden Tage untersuchte er auf eben diese Weise das rechte Auge in Gegenwart verschiedener grossen Aerzte und Wundärzte und anderer, und fand die gleicherweise darinn dick gewordene und niedergedrückte kristallene Linse unten am Auge, wie in dem vorigen. Diese hatte noch deutliche Kennzeichen der Nadel an sich. Doch konnte er der genauen Untersuchung ungeachtet kein Häutgen in dem Auge finden. Er berichtet ferner, daß er den Staarstich allezeit auf die gewöhnliche Art gemacht, und hernach bey Zerlegung des Auges gefunden habe, daß die Nadel am Hintertheile der kristallenen Linse in das Auge gegangen, so daß es ihm unmöglich gewesen, die Nadel von dar vorwärts in die wässerige Feuchtigkeit zu bringen, um das nach der gemeinen Meynung daselbst befindliche Häutgen herunter zu drücken, es wäre denn, daß er mit der Nadel durch die kristallene Linse gestochen hätte. Der vorerwähnte Raum zwischen der Traubenhaut und der kristallenen Linse sey auch so geringe, daß man die Nadel nicht auf und nieder, noch mit der bey dem Staarstechen erforderlichen Freyheit wenden könne, ohne entweder die Traubenhaut oder die kristallene Linse zu verwunden.

So lange, als er den Staar gestochen, welches viele Jahre jährlich zwölf oder vierzehnmal geschehen, hat er stets eine harte und widerstehende Substanz angetroffen, die, wenn sie mit der Nadel nur gelinde berührt worden, gezittert, sich vor- und rückwärts beweget, und bisweilen heftig die Nadel berühret habe, welches doch mit der

der Meynung, die man gemeiniglich vom Staare hat, daß er in einem Häutgen bestehe, ganz und gar nicht übereinkommt.

2. Von der Zerlegung eines Auges, das mit dem Staar behaftet gewesen war, durch Johann Ranby.

Aus der 381 Numer, 36 Seite.

Den 21 September, 1723, fragte mich ein Mann von funfzig Jahren wegen Abnahme seines Gesichts um Rath; als ich seine Augen untersuchte, fand ich, daß er an beyden den Staar habe, wovon der am rechten fast reif, der andere aber noch in seinem Anfange war. Ich rieth ihm, sich den Staar stechen zu lassen, vorher aber andere Augenärzte zu befragen. Er berathschlagt sich mit dem Herrn Tanner, der aber den Staar seiner Augen zum Stechen noch nicht geschickt fand. Unterdessen bekam der Mann das Fieber, und starb den zweyten Merz. Bey der Zergliederung des rechten Auges fand ich die wässerige Feuchtigkeit und den gläsernen Körper in ihrem natürlichen Zustande, aber die kristallene Linse war dunkel und fester als im natürlichen Zustande. Die durchgängig angenommene Meynung, daß der Staar in einem Häutlein bestehe, das hinter oder zuweilen vor dem Augenstern entstehe, bewegte uns beyde Kammern der wässerigen Feuchtigkeit auf das genaueste zu untersuchen; es war aber vergeblich: denn die wässerige Feuchtigkeit hatte ihre gewöhnliche Durchsichtigkeit, und wir konnten weder an der innern noch äussern Seite der Traubenhaut, etwas Widernatürliches ausgenommen, daß der Stern zu sehr zusammengezogen war, finden. Dadurch wird also die

Meynung

Meynung des Maitrejan *), Brisse **), Heisters ***) und Valsalva †) sehr bestärkt, als welche an verschiedenen Orten behaupten, daß der Staar nur eine Dunkelheit der kristallenen Linse sey, und natürlicher Weise von einer wässerigen Säure herrühre, die selbige zusammenziehe, durchbeitze und ihre Durchsichtigkeit verderbe. Maitrejan bestätiget dieses durch einen Versuch, und saget, daß, wenn man die kristallene Linse in eine auflösende Flüssigkeit, die aus drey Theilen Wasser und einem Theil Scheidewasser bestünde, thue, selbige hart und undurchscheinend würde; ich kann aber nicht umhin, hierinnen der Meynung des gelehrten Pitcairne ††) zu seyn, welcher hinlänglich bewiesen hat, daß es keine solche wässerige Säure in einem thierischen Körper giebt. Diese Dunkelheit der kristallenen Linse scheinet mir vielmehr von einer Entzündung im Blute, oder von einer vermehrten Menge anderer Säfte, die das Blut ersetzen, zu entstehen. Denn in diesem Falle haben gröbere und undurchsichtige Theilgen in die lymphatischen Gefässe der kristallenen Linse können getrieben werden; und die Entzündung wird hier hinlänglich

*) ANTONII MAITREJEAN traité des maladies de l'oeil, Troyes, 1707. 4.

**) J. BRISSEAU de la cataracte & du glaucome, à Paris, 1709. 8.

***) LAVRENT. HEISTERI Dissertationes tres de cataracta in lente crystallina, Altdorf. 1731. 4. Alle Versuche, die den Sitz des Staars in der kristallenen Linse beweisen, hat er nachmals gesammlet in dem vermehrten Buche, de cataracta, glaucomate et amaurosi. Altdorf. 1713. S. auch Dessen grosse Chirurgie.

†) Man sehe Desselben Dissertationes posthumas, und besonders die zweyte.

††) ARCHIBALDI PITCAIRNE Dissert. II. de theoria morborum oculi.

hinlänglich durch den stechenden Schmerz in dem Auge dieses Kranken, der gemeiniglich der Vorbote des Staares ist, bewiesen. Ferner zeigen die Flecken, welche in der Luft zu schweben scheinen, deutlich, daß bereits dunkle Theilgen in die lymphatischen Gefässe, aus denen die gläserne Feuchtigkeit bestehet, getreten sind. Und drittens beweist die Farbenhaut, deren Farbe von den Blutgefässen entstehet, wenn sie ihre lichte Farbe in eine dunkle verändert, eine heftige Entzündung, und wird demnach für ein Zeichen einer der schlimmsten Folgen gehalten.

3. Die Zergliederung zweyer mit dem Staar behafteten Augen, durch Samuel Molineux.

Aus der 384 Numer, 149 Seite.

Ein alter Soldat hatte den Staar in beyden Augen, und wurde endlich ganz blind. Er übergab sich der Sorgfalt des Herrn **Caywood**, eines Augenarztes zu Dublin, der ihm den Staar an beyden Augen stach: doch bekam er sein Gesicht nur auf das linke Auge wieder. Wenige Monate nach geschehener Operation wurde er in dem königlichen Hospital, aufgenommen, und blieb daselbst acht Jahre und neun Monate, und sahe die ganze Zeit hindurch scharf genung, so daß er allein in der Stadt herumgehen, und seine Kameraden von einander unterscheiden konnte. Er starb den 5ten April, 1722, als ihm ein Stückgen Käse in der Kehle stecken geblieben; diese war bey ihm so enge, daß er vor wenig Jahren zweymal auf diese Art fast gestorben wäre. Seine Augen wurden dem Herrn **Thomas Molineux** zugeschickt, und von oberwähnten Oculisten anatomisch zerleget, wobey auch ich gegenwärtig war. In dem linken Auge (dessen Gebrauch der Verstorbene, wie wir oben gemeldet, wieder bekommen hatte) fanden wir,

nachdem

nachdem wir die Hornhaut und einen Theil der harten Haut weggenommen, nicht das geringste von einem in der wässerigen Feuchtigkeit schwimmenden, oder dem Rande der Farbenhaut angewachsenen Häutgen, wie **Woolhouse** *) wahrgenommen haben will. Wunderbar aber ist, daß die kristallene Linse gar nicht gefunden wurde: da doch, nach des Herrn **Brisseau** **) Meynung derselben Verdickung die Ursache dieser Krankheit seyn soll. Der gläserne Körper zeigte sowohl seiner Lage, als Festigkeit nach seicht das geringste Widernatürliche. Die braune und Markhaut waren innerlich und äusserlich röthlicht. Eben dieses haben wir auch am rechten Auge bemerkt, und nicht das geringste von einem Häutgen oder der kristallenen Linse wahrgenommen. Die Hornhaut war runzlicht und schlaf, weil die wässerige Feuchtigkeit durch die Operation ausgetreten, und niemals wieder ersetzet worden war: und aus eben der Ursache hatte er auch den Gebrauch dieses Auges gänzlich verloren. Der Verlust aber der kristallenen Linse ist, so viel ich weiß, noch von keinem Zergliederer angemerkt worden. Ich zweifle nicht, daß dieser Soldate die kristallene Linse vor der Operation in beyden Augen gehabt habe, da sie aber durch die Nadel aus ihrem Sitze vertrieben, die Gefässe der Augenlieder, wie auch diejenigen, durch welche sie genähret wird, gänzlich zerrissen worden, so glaube ich, daß sie nach und nach vertrocknet, und endlich verflogen sey ***).

*) I. TH. WOOLHOVSE Diss. de cataracta et glaucomate contra systema BRISSAEI, ANTONII et HEISTERI, Francof. 1719. 8.

**) Man sehe dessen oben 17 Seite angeführtes Buch.

***) Da die kristallene Linse ihrem ersten Ursprung nach aus lauter Flüssigkeiten entstehet, auch bey einigen sehr weich angetroffen wird, (S. Hallers Elementa physiol. Tom. V. 402 Seite) und wenig dichter als ein gallertartiger geron-

neuer

4. Von der Natur des Staars, durch Dr. Walterus Curiensis Rhätus.

Aus der 399 Numer, 317 Seite.

Ein Weib von funfzig Jahren hatte bey ihrem Leben wirklich den Staar am linken Auge, der perlenfarbig und von mittelmässiger Grösse war, so daß er ein wenig mehr, als die Hälfte, und zwar eben die Mitte des Augensterns einnahm. Ich habe diesen Staar hinter der traubenförmigen Haut gesehen, und muthmaßte, daß er in der zweyten Kammer des Auges sey. Ich behauptete muthmaßlich, wider den **Santorino**, daß ich den Staar mehr für ein Häutgen als für einen Fehler der kristallenen Linse halte. Er lächelte hierbey, weil er des **Heisters** und der andern System für gewiß annimmt. Nachdem wir die Augen der Verstorbenen zerlegt hatten, fanden wir die kristallene Linse nach allen angestellten Versuchen durchsichtig: sie hatte nicht das geringste Fleckgen noch einige Verdunckelung. Zwar war sie ganz etwas zitronengelb: doch so wenig, daß man fast gar nichts, da die Frau noch lebte, von dieser Farbe gewahr wurde. Aber in besagter Kammer wurde ein Häutgen gefunden, welches nur mit zwey sehr zarten Fäsergen an der traubenförmigen

nener Saft ist: so halte ich dafür, daß das Eintrocknen mehr eine Wiedereinsaugung (resorptio) zu nennen sey, zudem da bey der Niederdrückung der Linse dieselbe mit Feuchtigkeiten umschlossen ist, folglich die festen Theile derselben so zertheilt werden können, daß sie alle zur Wiedereinsaugung fähig sind.

Uebrigens sind diese Abhandlungen mit zu denen zu rechnen, welche die wahre Theorie vom Staar beweisen. Man sehe darüber LAVRENT. HEISTERI Institutiones chirurgiae, Amstel. MDCCL. 4. Tom. I. 561 Seite. HALLERI Elementa physiol. Tom. V. 398 Seite.

förmigen Haut hieng: der Augenstern war auch etwas gröſſer als gewöhnlich.

VIII.

Eine Beobachtung, wo die Gegenstände nur zum Theil gesehen werden, durch Dr. Abraham Vater.

Aus der 384 Numer, 147 Seite.

Eine Weibsperson von mittlerem Alter bekam im vorigen Jahre, als sie sich durch ein Bad und darauf erfolgte Erkältung den flieſſenden Schnupfen vertrieben, in einer Nacht den schwarzen Staar: denn als sie des Morgens aus dem Schlafe erwachte, fand sie sich ihres Gesichtes beraubet, ob man gleich äuſſerlich keinen Fehler an den Augen wahrnahm. Nachdem sie aber verschiedene laxirende und blutreinigende, bisweilen auch blasenziehende Mittel, nebst einer gehörigen Diät gebraucht hatte, stellte sich ihr Gesicht wieder ein, doch so, daß dabey merkwürdige und besondere Erscheinungen vorfielen. Denn erstlich schienen ihr alle Menschen ohne Kopf zu seyn. Nach einiger Zeit sahe sie zwar die Gegenstände ganz, aber doch wie mit einem Nebel umgeben; und als endlich auch dieſes Uebel aufhörte, schwebten ihr doch Flecken oder Flocken vor den Augen. Jetzt hat sie den Fehler am Gesicht, daß sie gewisse Theile nicht siehet. Denn wenn sie beyde Augen öfnet, und selbige auf einen gewissen Gegenstand richtet, so siehet sie ihn zwar ganz: wenn sie aber eines von beyden zumacht, so scheinet ein Theil des Gegenstandes, mit einem Fleck oder runden Nebel bedeckt zu seyn, welcher Fleck immer gröſſer erscheinet, je weiter das Auge von dem Gegenstande entfernet wird. Wenn sie aber ein Auge, es sey das rechte oder das linke, schlieſt, so wird zwar allemal der mittlere, doch ein ver-

schiedener Theil, verdunkelt. Wenn sie also z. E. diese drey auf Papier geschriebenen Worte (ich bin blind) mit dem linken Auge allein ansiehet, und der Augenstern auf das Wort bin gerichtet ist, so sieht sie dieses nicht, sondern nur die zwey Worte Ich — blind. Wenn aber der Augenstern auf das Wort Ich gerichtet ist, so verschwindet dieses, und sie siehet nur — bin blind. Wenn sie im Gegentheil das linke Auge schließt, und den Gegenstand mit dem rechten Auge besiehet, so wird das mittelste ebenfalls verdunkelt, doch so, daß nur der vierte Theil verschwindet, und dreye deutlich gesehen werden. Wenn man ihr also, zum Beyspiele, diese vier Worte auf Papier schreibt und vorhält, (Ich möchte gesund seyn) so siehet der nach der Mitte gerichtete Augenstern alle Worte, ausgenommen möchte, welches von dem runden Flecke verdunkelt wird, und die Kranke siehet nur Ich — gesund seyn. Weil nun aus diesem Zufalle erhellet, daß der runde Fleck, welcher den mittlern Theil des Gegenstandes verdunkelt, zwar stets da sey; doch nach der verschiedenen Richtung des Augensterns den Ort verändere, so scheint es zweifelhaft, ob der Fehler in der kristallenen Linse, oder gar in der Markhaut zu suchen sey? In der Hornhaut siehet man keine Dunkelheit oder Flecken. Die vorhergehende Erscheinung, wo die Kranke den ganzen Leib des Menschen bis auf den Kopf sahe, scheint wichtiger und schwerer zu erklären zu seyn.

IX.

Von einem Menschen, der entweder blind geboren war, oder doch sein Gesicht so zeitig verloren hatte, daß er sich nicht erinnern konnte, jemals gesehen zu haben, dem aber im dreyzehnten Jahr sein Gesicht wieder hergestellet worden war, durch

Herrn Wilhelm Chesselden.

Aus

Aus der 402 Numer, 447 Seite.

Dieser junge Mensch konnte zwar die Farben bey hellem Lichte von einander unterscheiden; doch waren die schwachen Begriffe, die er sich davon machte, nicht hinlänglich, ihm, nachdem er operiret worden, dieselben kenntlich zu machen. Daher glaubte er nicht, daß es eben dieselben wären, die er vorher dafür gehalten hatte. Er hielt jetzt die rothe für die allerschönste Farbe, und unter den andern gefielen ihm die lebhaftesten: die schwarze Farbe aber mochte ihm viel Ungelegenheit, ja er erschrack sogar, als er nach einigen Monaten von ohngefähr eine Mohrin zu sehen bekam. Als er das erste mal wieder sahe, konnte er die Entfernung nicht unterscheiden, sondern glaubte, daß alle Gegenstände seine Augen eben so, wie das, was er fühlte, seine Haut berührten. Er hielt keine Gegenstände für angenehm, als die glatt und gleichförmig waren, wiewohl er ihre Gestalt nicht beurtheilen, noch bestimmen konnte, was ihm eigentlich an einem Gegenstande gefiel: Er kannte die Gestalt von keiner Sache, konnte auch nichts von einander unterscheiden, wenn auch die Gestalt oder Grösse noch so verschieden war; sagte man ihm aber, was es für Sachen wären, deren Form ihm vorher durch das Gefühl bekannt gewesen; so bemühete er sich sehr, sie wieder zu kennen. Von den vielen Gegenständen, die er auf einmal zu lernen hatte, vergaß er sehr viel. Ich will nur einen Umstand anführen: Nachdem er ofte vergessen hatte, welches die Katze oder der Hund sey, schämte er sich mehr zu fragen, sondern fieng die Katze, (die ihm durchs Gefühl bekannt war) und man nahm an ihm wahr, daß er sie standhaft ansah, sie hernach niedersetzte, und sagte: so Katze! werde ich dich ein andermal kennen. Er wunderte sich sehr, daß die Dinge, die er am meisten geliebet hatte, seinen Augen nicht so angenehm vorkamen, und glaubte, daß ihm diejenigen Per-

sonen, die er am meisten geliebet hatte, und solche Dinge, die ihm am besten geschmeckt hatten, auch am besten gefallen würden. Die Beschaffenheit der Gemählde konnte er sehr schwer einsehen: ohngefähr zwey Monate hernach, als ihm der Staar gestochen worden, entdeckte er auf einmal, daß dadurch feste Körper vorgestellet würden, da er sie vorher nur für bunte Oberflächen angesehen hatte. Er glaubte, daß sich die Gemählde eben so anfühlen würden, als die Sache, die sie vorstellten, und erstaunte, als sich die Sachen, die durch den Wechsel des Lichts und Schattens rund und uneben zu seyn schienen, platt anfühlten, und fragte, welches der betrügliche Sinn sey, das Gefühl, oder das Gesicht.

Als man ihm seines Vaters Bild, in Miniatur gemahlt, zeigte, und ihm sagte, wem es vorstellte, so räumte er zwar eine Aehnlichkeit ein; wunderte sich aber sehr, wie es möglich sey, ein so grosses Gesichte so klein vorzustellen.

Anfänglich konnte er nichts als nur kleine Dinge ansehen, und hielt die Sachen, die er sah, für überaus groß; wenn er aber grössere Dinge gesehen, stellte er sich die vorhergehenden kleiner vor: konnte aber niemals weiter denken, als er sahe: er wußte, daß die Stube, in der er war, ein Theil des Hauses sey, er konnte aber niemals begreifen, daß das ganze Haus grösser aussähe. Vor seiner Cur versprach er sich vom Sehen keinen wichtigen Nutzen, als daß er würde lesen und schreiben können, denn er glaubte, nicht mehr Vergnügen beym Spazierengehen zu haben, als er im Garten hätte, wo er jetzt recht sicher und geschwind gehen könne: ja im Finstern könne er viel besser überall gehen, als die Sehenden. Als er sein Gesicht wieder bekommen, verlor er diese Fähigkeit nicht so bald, und verlangte kein Licht, des Nachts im Hause herumzugehen. Er fand bey jedem Gegen-

stand

stand ein neues Vergnügen, und seine Freude war so groß, daß es ihm an Worten fehlte, selbige auszudrücken; dem Augenarzte bezeigte er seine Dankbarkeit durch Freudenthränen und viel andere Kennzeichen der Liebe. Als man ihm ein Jahr, nachdem er das Gesicht wieder erlangt hatte, nach **Epson Downs** führte, und als er da eine weite Aussicht betrachtete, war er sehr vergnügt darüber, und nannte es eine neue Art des Sehens.

Da er jetzt ohnlängst am zweyten Auge operirt worden, sagt er, daß ihm die Gegenstände mit diesem Auge sehr groß, aber nicht so groß als mit dem ersten Auge vorkämen. Wenn er denselben Gegenstand mit beyden Augen betrachtet, glaubt er, daß er ohngefähr zweymal so groß aussiehet, als mit dem zuerst operirten Auge; aber nicht doppelt.

X.

Von einer ungeheuren Augengeschwulst, durch Jacob Theodor Klein.

Aus der 426 Numer, 429 Seite.

Die sechste Figur zeigt eine sehr große Geschwulst am Auge, welche durch den Schlag einer Hagelschlosse war verursacht worden. 2te Tafel, 6te Figur.

Sie wurde täglich grösser und härter, ausgenommen an dem Orte, welcher mit *a* bemerket ist. Dieser Umstand ist sehr sonderbar: indem der Sehenerve und die Häute des Auges sich so ausgedehnet haben, daß das Auge aus seiner Höle bis an den Bart *b* niedergesunken ist. Der unglückliche Mann ist noch am Leben, und kann dieses Auge bewegen, allein sehen kann er mit demselben nicht. Das Auge thränt beständig. Die Geschwulst selbst ist nicht schmerzhaft *).

*) Nach dieser Beschreibung ist diese Augenkrankheit ein wirkliches

XI.

Beschreibung einiger Staarnadeln, durch Archibald Cleland.

Aus der 461 Numer, 847 Seite.

3te Tafel, 7te Figur. Die erste (3te Tafel, 7te Figur) ist darinnen von einer gemeinen Staarnadel unterschieden, daß sie aus zwey Blättern Stahl gemacht ist, welche an einander gelöthet, und in einem Handgriffe (3te Tafel, 8te Figur) befestiget sind. In einer kleinen Entfernung von dem Griff trennen sie sich: In jedem Bleche ist ein Drucker befestiget, welcher durch ein Loch geht und in dem andern Blech befestiget ist. Von diesem Theile an bis an die Spitze passen sie so genau an einander, und sind auf beyden Seiten so geschärft, daß sie so gut als eine gemeine Nadel schneiden, und auch eben die Gestalt haben. Drückt man an die Knöpfe, so scheiden sich die Spitzen. An der innern Seite des breiten Theils der Spitzen sind einige kleine Einschnitte, welche verhindern, daß nichts wieder losgehet, was einmal ist festgehalten worden.

3te Tafel, 8te Figur.

Der Gebrauch dieser Nadel ist, entweder den Staar niederzudrücken, oder, wenn er so beschaffen, daß man ihn kann herausnehmen, so kann man die Spitzen öfnen, die

liches Staphylom, wodurch sowohl die harte, als auch die Hornhaut ausgedehnt worden. Keine Verhärtung noch schwammichtes Wesen, dergleichen Heister in den Instit. chirurg. Tom I. tab. 18. fig. 13. et 14. abbildet und beschreibt, ist es nicht. Es ist diese Grösse und besondere Ausdehnung folglich um so vielmehr merkwürdig. Mehrere ähnliche Augengeschwülste finden sich auch in den Actis naturae curiosorum hin und her abgebildet.

die Linse damit fassen und sorgfältig aus dem Auge herausnehmen *).

Sollte man bey dem Niederdrücken der Linse, oder, indem man sie aus dem Augapfel nimmt, einige kleine Blutgefässe verletzen, so daß sich einige Tropfen mit der wässerigen Feuchtigkeit vermischen könnten:
so dient die andere Nadel, (2te Tafel, 9te Figur) diesem Unfall abzuhelfen. 2te Tafel. 9te Figur.

Man nimmt einen kleinen, langen und runden Dolch (2te Tafel, 10te Figur), der nach und nach von dem Handgriff bis an die Spitze abnimmt. 2te Tafel, 10te Figur Dieser paßt in eine lange silberne Röhre von gleicher Gestalt, so daß die Spitze einen Viertheil Zoll hervorragt, So bringt man diese Nadel in die Oeffnung, welche durch die erste Nadel ist gemacht worden. Ist sie so weit hereingebracht, daß das Ende der silbernen Röhre in die zweyte Kammer der wässerigen Feuchtigkeit reicht: so zieht man die Nadel heraus, läßt die Röhre in dem Auge, und saugt alsdenn alles Blut und alle wässerige Feuchtigkeit, auch andere herumschwimmende Theilgen, die darinnen enthalten sind, mit dem Munde heraus. Darauf nimmt man auch die Röhre weg, und überläßt der Natur, das Auge mit der wässerigen Feuchtigkeit zu erfüllen, welches in zwölf oder achtzehn Stunden geschieht.

XII.

*) Hieraus erhellet, daß man schon vor den Zeiten des Herrn Daviel, welcher die Methode, den Staar durch das Herausnehmen zu operiren, von den Neuern zuerst am besten in den Mémoires de l'academ. royal. de chirurgie, à Paris, Tom. III. 337 Seite u. f. beschrieben hat, an das Herausnehmen der Linse gedacht hat. Von den verschiedenen Abänderungen der jetzigen Arten, den Staar zu operiren, lese man des Herrn Prof. Aug. Gottl. Richters Programma de variis cataractam extrahendi methodis; und seine Observation chirurgic. Fascic. I.

XII.

Einige Instrumente, wodurch einigen Arten der Taubheit, welche durch die Verstopfung der äussern oder innern Gehörgänge verursacht worden sind, können geheilt werden, erfunden durch Archibald Cleland.

Aus der 461 Numer, 848 Seite.

Um recht genau zu entdecken, ob die Verstopfung in dem äussern Gehörgange sey, bediene ich mich einer gläsernen Linse, die drey Zoll zum Durchmesser hat, und in einem Handgriff befestiget ist (2te Tafel, 9te Figur). An diesem Handgriff ist auch zugleich ein Wachslicht angebracht, welches nahe am Glase aus der Oefnung einer Röhre kann herausgeschoben werden, und bis an den Mittelpunkt des Glases reicht. Hierdurch werden die Strahlen des Lichtes bis auf den Grund des äussern Ohrs gebracht. Entdeckt man nun durch Hülfe dieses Glases und angezündeten Wachslichtes, daß das Ohr voll harten Ohrenschmalzes sey, welches man vermittelst einer Zange nicht würde herausnehmen können: so muß man den Dunst von hierzu erforderlichen, erweichenden Kräutern, die in einem kleinen Kessel sieden, durch Röhren von verschiedener Grösse bis in das Innerste des äussern Gehörgangs bringen, und auf diese Weise das verhärtete Ohrenschmalz erweichen: wodurch dann der Kranke viel Linderung spürt. In einer dieser Röhren müssen zwo Klappen seyn, um die Hitze nach der Empfindung der Kranken zu mässigen. 2te Tafel, 9te Figur.

Thut dieses Mittel nicht die erwünschte Wirkung, so kann durch folgende Werkzeuge die Eustachische Röhre geöfnet werden. Findet man, daß dieselbe verstopft sey, so kann

man

man den Weg durch ein wenig warmes Wasser schlüpfrig machen. Man bringt nämlich eine Spritze, die mit einer biegsamen silbernen Röhre verbunden ist, durch die Nase in die ovale Oefnung der Röhre, welche sich an der hintern Oefnung der Nase an dem Bogen des Gaumens befindet. Die Röhren der Spritzen müssen dünne und aus Silber gemacht seyn, damit man sie nach Beschaffenheit beugen könne, und sehen fast wie kleine Katheters aus. Sie sind mit einer Harnröhre vom Schafe überzogen (2te Tafel, 13te Figur), 2te Tafel, dessen Ende an eine elfenbeinerne Röhre 13te Figur. befestiget ist, welche an eine Spritze paßt, wodurch man warmes Wasser einspritzen, oder Luft in die Eustachische Röhre blasen kann. Hierdurch bläst man die Luft in die Trommelhöle, und erweitert die Röhre hinlänglich, daß der Unrath, welcher dieselbe verstopfet, ausgeleeret werde. Die Sonden (2te Tafel, 14te Figur) haben mit den Röhren die- 2te Tafel, selbe Gestalt, und sind nahe an den Spitzen 14te Figur. etwas eingekerbt, und dadurch kann die harte, zähe und stinkende Materie in der Eustachischen Röhre weggenommen werden.

Ist die Taubheit durch einen starken Donnerschlag, dem Getöse der Kanone oder dergleichen verursacht worden, so ist wahrscheinlich das Trommelfell in seiner Lage verändert, nach innen gegen die Gehörknochen getrieben, und dadurch äusserlich ausgehöhlt gemacht worden. Keine zitternde Bewegung der Schallstrahlen können in diesem Fall in die Trommelhöle gebracht werden, bis das Fell seine natürliche Lage wieder erlanget hat. Hat nun der Kranke vorher gut gehört, und ist die Taubheit vor kurzer Zeit entstanden, so lasse man ihn seinen Mund und Nase zustopfen, und die Luft durch die Eustachische Röhre in die Trommelhöle einigemal mit Gewalt blasen: hier-

durch

durch wird die Haut wahrscheinlicher Weise wieder in ihre natürliche Lage gebracht werden.

Sollten aber die auszuleerenden Theile in der Röhre oder deren Oefnung hart geworden seyn, und den ganzen Weg so verstopfen, daß keine Luft durch dieselben kann geblasen werden: so bringt man eine elfenbeinerne Röhre (3te Tafel, 15te Figur) in den äussern Gehörgang so nahe an das Trommelfell, als möglich. Darauf saugt man mit dem Munde alle darinnen befindliche Luft aus: wodurch das Trommelfell wieder herausgezogen wird, und alsdenn hört der Kranke so gut als vorher.

3te Tafel, 15te Figur.

Sind aber die Gehörknochen aus ihrer Lage gebracht, so ist kaum ein Mittel übrig.

3te Tafel, 16te Figur.

An diese elfenbeinerne Röhre ist ein kupferner Hahn gebracht, welcher verhindert, daß keine Luft wieder zurückkomme, damit die Person, welche saugt, Athem holen, und hernach das Saugen von neuem anfangen könne.

3te Tafel, 17te Figur.

Schraubet man die biegsame silberne Röhre, wodurch man in die Eustachische Röhre spritzen will, an eine kleine silberne Spritze (3te Tafel, 17te Figur), so kann man dieselbe ohne eine Schafsharnröhre gebrauchen.

XIII.

Gedanken über die Art, die Thränenfistel zu operiren, durch Franciscus Joseph Hunauld.

Aus der 437 Numer, 54 Seite.

Damit man die Seiten der bey dieser Handwirkung in dem Thränenbein gemachten Oefnung von einander halte,

halte, und derselben Verstopfung verhindere: so stopft man ein Stück zubereiteten Schwamm in den neugemachten Weg. Allein demohngeachtet pflegt sehr oft auf diese Handwirkung ein gefährlicher Thränenfluß zu erfolgen.

Die besten Mittel, diesen zu verhüten, und den neuen Weg aus dem Auge in die Nase offen zu erhalten, bestehen darinnen, daß man den Durchgang der Luft durch diesen Gang auf alle mögliche Art zu befördern suche. Denn die Natur selbst kann eine so grosse Höhle, welche durch diese Handwirkung gemacht wird, von selbst nicht verstopfen.

Folglich ist es besser, daß man diesen neuen Gang aus der Nase in die Augen gänzlich frey läßt, und keine äusserliche Mittel, die Oefnung dieses neuen Kanals zu verhärten, darauf legt: so, daß die Luft sowohl allein, als auch mit den Thränen stets durch denselben gehen kann.

Endlich kann die Wirkung der Luft und der Thränen durch Augensalbe und Einspritzen in die Thränenpunkte verstärkt werden, und so wird man, wie ich aus Erfahrung weis, diese Operation mit glücklichen Erfolg vollbringen.

XIV.

Von einer grossen Menge Eiter, welches das Backenbein angefressen hatte, durch Peter Hardisway.

Aus der 400 Numer, 374 Seite.

Ein Knabe von zehn Jahren, der seit sechs Wochen ein schleichendes Fieber hatte, wurde von mir innerhalb sechs oder sieben Tagen von der Krankheit befreyet. Allein nach einigen Tagen entstand eine Geschwulst aus den innern Theilen; im übrigen war der Knabe gesund. Als

man

man dessen Mund mit Mühe geöfnet hatte, zeigte sich eine grosse Menge Eiter; woher dieses aber kam, konnte ich nicht untersuchen. Ich schlug daher vor, eine Feige aufzulegen. Den folgenden Morgen war die Geschwulst aufgegangen, und der ganze Mund war voll sehr stinkender Materie. Nachdem ich ein reinigendes Gurgelmittel verordnet hatte, so floß des Abends wieder eben so viel Eiter heraus. Ich muthmaßte daher, und besonders wegen des grossen Gestanks, daß diese Materie tief aus dem Kopfe innerhalb der Knochen herkäme. Als ich dieses genau untersuchte, so fand ich das obere Backenbein auf der rechten Seite ganz vom Fleische entblößt, und von der Beinfäule zerfressen, und sahe, daß das Eiter aus den Höhlen der Zähne, welche der Knabe ohne Mühe herausnahm, beständig herausfloß.

Hierauf rieth ich dem Wundarzt, daß er sowohl die Heilung des Knochens, als die Reinigung und Ergänzung des Geschwürs besorgen sollte. Allein dieser wollte keine Mittel bey dieser schwörenden Backe gebrauchen. Daher nahm sie plötzlich wieder zu, und wurde bald noch einmal so groß, als die linke Backe. Auf die angefressene Kinnlade legte er nur ein Päuschelgen in Myrrhentinctur genetzt. Nach langer Zeit, da seine Tinctur nichts helfen wollte, nahm er den ganzen Knochen mit einem Häckgen heraus, welches viel eher hätte geschehen sollen. Hierdurch wurde die Backe mit nichten kleiner, sondern wuchs vielmehr, und das Eiter floß noch eben so häufig, als vorher. Mit dem abgebrochenen Beine wurde auch ein Theil des Nasen- und Gaumenknochens weggenommen, so daß auch ein Theil der Augenhöhle nachfolgte. Da jetzt die Geschwulst auf den Fortsatz des Schlafknochens, welcher sich mit dem Jochbeine verbindet, ruhet, so ist die rechte Backe doppelt so groß, als die linke, und deckt das Auge fast gänzlich, indem das Eiter beständig fortfließt.

Nach drey Jahren war diese Geschwulst noch in eben dem Zustande, und das Eiter benetzte den Mund und Schlund wie gewöhnlich. Sonst war der Knabe gesund, aß, trank, schlief, und spielte mit seines gleichen.

XV.

Von einer Weibsperson, die ohne Zunge leicht und verständlich redete.

Aus der 464 Numer, 143 Seite.

Herr **Baker** hat sich alle mögliche Mühe gegeben, diesen unwahrscheinlichen und ausserordentlichen Fall aufs genaueste zu untersuchen. Es wurde daher die Person von Herrn **Boddington**, einem Kaufmann, Herrn **Nottcutt**, einem Prediger und gelehrten Mann, und Herrn **Hammond**, einem Apotheker, der die Anatomie vollkommen verstand, folgender Weise sorgfältigst untersucht.

Margaretha Cutting, ein Mädgen von einigen zwanzig Jahren, hatte in ihrem vierten Jahre durch einen Krebsschaden ihre Zunge verloren. Im Anfange war ein kleiner schwarzer Fleck an der obern Fläche der Zunge, welcher bald bis an die Wurzel derselben um sich fraß. Herr **Scotchmore**, der Wundarzt, welcher sie besorgte, hielt diesen Schaden gleich für unheilbar, doch suchte er durch die besten Arzneymittel ihr einige Linderung zu verschaffen. Als er einsmals die Zunge einspritzte, so fiel sie unversehens in den Napf. Das Mädgen sagte aber darauf, zum Erstaunen der Anwesenden, zu ihrer Mutter: „Erschrecke sie nicht, die Zunge wird wie„der wachsen.„ Nach einem Viertheil Jahre wurde sie erst völlig geheilt.

Als wir ihren Mund aufs allergenaueste untersuchten, so fanden wir nicht das geringste von einem überbliebenen

Theile der Zunge, auch war kein Zäpflein zugegen. An der untern linken Kinnbacke bemerkten wir einen fleischernen Auswuchs, welcher sich fast bis an den Ort, wo das Zäpflein seyn sollte, ohngefähr einen Finger breit ausdehnte. Dieser Auswuchs war, nach des Mädgens Aussage, erst einige Jahr nach der Heilung gewachsen. Er ist aber ganz und gar unbeweglich. Der Weg in den Schlund an dem Ort, wo das Zäpflein seyn sollte, oder etwas mehr nach der rechten Seite desselben, ist eine zirkelrunde Oefnung, welche so groß ist, daß eine Muskatennuß durchgehen könnte.

Ohnerachtet nun ein so nothwendiges Werkzeug zur Sprache diesem Mädgen fehlte: so konnte sie doch zu unserer grossen Verwunderung sowohl ohne Hinderniß harte und flüssige Speisen herunterschlucken, als auch so gut und geschwind, als andere Personen, reden. Doch merkten wir einen schwachen Schall, so, wie bey denen, welche durch die Nase reden. Allein, sie sagte, sie hätte zur Zeit einen starken Schnupfen, und glaubte, dieser sey die Ursache davon. Buchstaben und Sylben, sowohl die Selbstlauter, als die Mitlauter, auch die Sylben und Wörter, welche nothwendig durch Hülfe der Zunge müssen ausgesprochen werden, sprach sie sehr abgesetzt und deutlich aus. Z. B. d, l, t, n, e, ar, al, ath, asch, cha, la, ja. Desgleichen solche englische Wörter, die aus dergleichen Sylben zusammengesetzt sind, als: *The little Dog did not eat Bread* (der kleine Hund frißt kein Brodt), *touch the tooth* (berühre die Zähne), *Thrice thirty three* (dreymal drey und dreyssig). u. s. w. Sie las auch sehr deutlich und geschwind. Nur bemerkten wir, daß sie die Worte, welche sich auf *ath* endigten wie *et - end* wie *emb - ad* wie *eib* aussprach. Aber man mußte sehr genau Acht geben, um diesen Unterschied zu bemerken. Sie singt sehr leicht, und spricht im Singen die Worte, wie gewöhnlich aus. Ja, was noch sehr

wunder-

wunderbar ist; sie hat auch einen sehr feinen Geschmack von allen Dingen *).

Diese Erzählung haben die oben gemeldeten als eine gewisse Wahrheit mit ihren Namen unterschrieben. Herr **Boddington** thut noch hinzu, daß dieses Mädgen einen kleinen, ganz artigen Körper habe, gut aussehe, munter, doch schwächlich sey; und nach einem Fieber und den Pocken, woran sie letzlich krank gelegen, auf der einen Seite gelähmt worden sey.

Sie machte keine seltsame Bewegung des Mundes, oder der Lippen, wenn sie redete. Sie vermißte den Mangel ihrer Zunge gar nicht. Sie konnte ihre Speise im Vordertheile, auf der rechten oder linken Seite, nach ihrem Belieben essen, und bewegte die Kinnbacken eben so, als andere.

Der oben gemeldete Auswuchs war ganz unbeweglich, und sie konnte einige Jahr nach der Heilung, ehe derselbe wuchs, sehr wohl reden. Auch war sie nicht mit guten Zähnen versehen, denn sie hatte nur noch wenige, welche kaum über das Zahnfleisch hervorragten. Den Geschmack hatte sie in allen Theilen des Mundes, und war darinnen sehr ekel.

Im Anfang, als sie ihre Zunge verloren hatte, konnte sie nicht sogleich feste Speisen hinunterschlucken, es sey denn daß sie fein geschnitten waren, und daß sie sich dieselben mit dem Finger in den Schlund warf.

Die Wahrheit dieser Erzählung ist durch Herrn **Dennis**, Herrn **Gabriells**, auch durch die Bezeugung der **Cutting** selbst bestätigt, und die Zeugnisse aller sind in den Archiven der königlichen Societät aufbewahrt.

*) Dieses beweiset, daß nicht nur bloß die Spitze der Zunge, sondern auch andere Theile des Mundes für des Geschmacks Werkzeuge können angesehen werden. Man sehe des Herrn von **Haller** Elementa physiol. Tom. V. 100 Seite.

Man findet von diesem sehr ausserordentlichen Zufalle auch bey andern Schriftstellern einige Erwähnung. Herr Drelincourt redet in seiner Abhandlung von Blattern †) von einem achtjährigen Kinde, welches durch die Krankheit seine Zunge verloren hatte, und doch zum Erstaunen der ganzen Universität zu Saumur in Frankreich reden konnte. Dieses hat die ganze Universität als wahr bezeugt, und man findet eine weitläuftige Erzählung in den *Ephemeridibus Germanicis*, unter dem Titel *Aglossostomographia* *).

Tulpius **) gedenkt auch eines Mannes, dem die Zunge von den Türken war ausgeschnitten worden, und der doch nach drey Jahren sehr deutlich reden konnte. Er hat selbst die Wahrheit dieser Sache gesehen. Allein dieser Kranke konnte nicht das geringste von Nahrung hinunter schlucken, wenn er es nicht mit den Fingern in den Schlund steckte.

Auch der Kaiser Justinus sagt in dem *Cod. Tit. de Off. Praef. Praet. Af.*, er hätte Leute gesehen, qui abscissis *radicitus* linguis, poenas miserabiliter *loquebantur*, denen die Zunge sey an der Wurzel abgeschnitten worden, die sich über die erlittene Strafe sehr beklagten: und anderswo: Nonnullos alios, quibus HONORICHIVS, Vandalorum rex, linguas radicitus praeciderat, loquelam tamen habuisse integram: daß einige, denen Honorichius, der Vandalen König, die Zunge bis auf die Wurzel hätte ausschneiden lassen, doch sehr gut haben reden können ***).

XVI.

†) S. Dessen Opuscula medica Hag. comit. 1727. 4. p. 657.

*) Man sehe die Epheneerid. natur. curiosor. Dec. I. ann 3.

**) Man sehe Dessen Observatt. medicas Libr. I. pag. 75. Amstelodam. 1685.

***) Es ist gewiß, wie der Herr von Haller in seinen Element

XVI.

Von einer Wunde, welche Lord Carpenter durch eine Musketenkugel bekam, und, nachdem die Kugel nahe an dem Schlunde fast ein ganzes Jahr gelegen hatte, geheilt wurde, mitgetheilt von desselben Sohn, Lord George Carpenter.

Lord Carpenter ward in dem Munde durch eine kleine Musketenkugel sehr verwundet. Die Kugel nahm einen Theil der untern Lippe weg, schlug alle seine Zähne auf einer Seite, zwey ausgenommen, aus, zerbrach und zersplitterte einen Theil des obern Backenbeins, gieng durch die Zunge, und blieb nahe an dem Schlunde liegen. Daselbst lag sie ein und funfzig Wochen und drey Tage, ehe sie herausgezogen wurde, indem die Wundärzte meynten, daß die Kugel bald nach der Wunde mit einigen Zähnen sey herausgefallen. Da die scharfe Ecke, welche durch die Kugel an den beyden Zähnen gemacht war, sehr nahe an dem Schlunde lag, denselben beständig rieb, und einen unerträglichen Schmerz verursachte, folglich verhinderte, daß der Kranke nichts, auch keine flüssige Speisen, schlucken konnte: so wurde er so schwach, daß

ment. physiologiae Tom. III. 470 Seite, sagt, daß die Sprache nicht gänzlich verloren gehe, wenn die Zunge herausgeschnitten ist. Doch ist kaum zu glauben, daß alle Buchstaben und Wörter, wie oben gesagt worden, alsdenn können deutlich ausgesprochen werden: Sondern es muß allezeit eine verstümmelte Sprache daraus entstehen. Mehr dergleichen Beyspiele findet man in THOM. BARTHOLINI historiarr. anatomicar. Centur. VI. Hafniae 651. 8. Centur. II. hist. 22. *Mémoir. & histor. de l'Academ. des scienc. de Paris, ann. 1718.*

man, da sein Leben fast verloren schien, noch einen Versuch machen wollte. Man zog daher seine Zunge so weit heraus als möglich, und als ein Wundarzt mit der Sonde die Kugel fühlte, so bemühte er sich, dieselbe herauszuziehen, befestigte daher die Zange an die Zahnecken, und brachte auf diese Weise die Kugel heraus. Darnach ward der Kranke in einigen Wochen gesund.

Man sieht in der Kugel einige Ueberbleibsel von den Vorderzähnen, auch den Ort, wo sie durch die Kinnlade etwas ist flach gedruckt worden.

XVII.

Von einer merkwürdigen Marenflächte

1. Durch Abraham Vater.

Aus der 417 Numer, 50 Seite.

1ste Tafel. 4te Figur. Im achtzehnten Jahr bekam eine Pohlnische Bauerfrau diese Marenflächte. Sie hat dieselbe funfzig Jahr getragen, und ist die ganze Zeit über mit Gichtschmerzen, Zuckungen in den Gliedern, und endlich mit der Auszehrung geplagt worden. Im acht und siebenzigsten Jahr ihres Alters starb sie. Diese Marenflächte ist nach dem Tode nach Wittenberg gebracht worden: sie war vier Ellen lang, eine Hand breit, und zwey Zoll dick: sie würde aber noch einmal so lang gewesen seyn, wo nicht ein grosser Theil davon durch die Länge der Zeit, die Unreinigkeit und das Reiben wäre verloren gegangen.

2. Durch

2. Durch Jacob Theodor Klein.

Aus der 426 Numer, 428 Seite.

Die Frau, welche an dieser Marenflächte zwey und funfzig Jahr krank gewesen ist, hat ihren Ort nicht mehr, als zweymal des Jahrs, nämlich im Frühling und Winter, verändert. Bey Annäherung des Winters konnte sie jede Kälte so wohl vertragen, daß sie alle Hitze, auch so gar die Wärme eines brennenden Lichtes zu vermeiden suchte. Sie hatte sich niemals starker Getränke bedienet, sondern lebte bloß von schlechtem Brodte, rohen Kräutern und Wasser. Im Frühling pflegte sie sich an einen Ort zu begeben, wo die Hitze nicht leicht hinkommen konnte. Endlich starb sie im Jahr 1728 *).

*) Herr Konrad Sprengler will in der 417 Numer, 51 Seite aus den Breslauer Sammlungen von Natur ꝛc. Jahr 1724, 17 Artik. Monat August, 126 Seite beweisen, daß die Marenflächte keine Krankheit sey, sondern bloß von der Unreinigkeit der Pohlen herkäme: eben dieses findet man sehr weitläuftig vertheidiget in THEOPHRASTI VERIDICI SCOTI (vielmehr DAVISSONII) *plicomastia*, s. plicae e numero morborum apospasma. Gedanae, 1668. 4. Es sind doch aber viel gelehrte Männer der Meynung, daß nicht die blosse Unreinigkeit, sondern auch ein Verderben der Säfte die Ursache dieses Uebels sey. So vertheidigt sogar von Gehema, daß diese Krankheit ansteckend sey. S. IOH. ABRAH. AB GEHEMA de morbo vulgo plica Polonica, Hag. 1653. 8. Auch IO. ERNDTELII Warsovia physice illustrata. Dresd. 1730. 4. Man vergleiche hiermit FRANC. THEOPH. BOEHM Diss. de plica Polonica. Francof. ad Viadr. 1708. 4. und IO. HEVRNII de morbis capitis, Lugdun. Batav. 1594. 4. Ferner ONVFRII BONFIGLI de plica Polonica. Varsov. 1712. 4. und HIERON. LVDOLF Dissert. de plica. Erford. 1724 4.

XVIII.

Von der Eröfnung der Luftröhre, so, wie sie zu St. Andrews verrichtet worden ist, durch George Martin.

Aus der 416 Numer, 448 Seite.

Ein junger, gesunder Mann wurde plötzlich von heftigen Halsschmerzen überfallen. Doch schienen die Mandeln und andere Theile des Schlundes, so weit als ich sehen konnte, gesund aus; nur waren sie etwas trockner, als gewöhnlich. Um die Luftröhre fühlte man keine äusserliche Geschwulst, auch schlug der Puls weder harte, noch sehr geschwind. Allein er klagte sehr über Schmerzen, beschwerliches Athmen, konnte auch weder flüssige, noch feste Speisen schlucken; sondern er gab alles durch den Mund und die Nase wieder von sich, wenn er sich zwang, etwas mit Gewalt hinterzubringen. Daher hielt ich die Krankheit für eine sehr gefährliche Bräune, ohne sichtbare Geschwulst *), und glaubte, daß sie ihren Sitz im obern Theile der Luftröhre habe.

Obgleich wiederholtes Aderlassen, blasenziehende Mittel zwischen den Schultern, Schröpfen, u. dergl. waren gebraucht worden; so blieb die Krankheit doch stets so heftig, daß der Kranke fast ersticken wollte, und daher wurde ihm die Luftröhre geöfnet: und zwar mit so glücklichem Erfolge, daß er in weniger als, vier Tagen leicht athmen und schlucken konnte. Darauf nahmen wir die Röhre heraus und überliessen den Kranken seiner Natur.

Nach

*) Man sehe HIPPOCRATIS Prognostic. XXIII. 3. Edit. Charterianae Tom. VIII. pag. 673. und Praenot. Coac. 363. Edit. Chart. Tom. VIII. pag. 872.

Nach dem Cälius Aurelianus *) und dem Verfasser des *Libri introductorii* **), das dem Galen zugeeignet wird, soll der Asclepiades die Eröfnung der Luftröhre zuerst angerathen haben: wiewohl die scheinbare Grausamkeit bey dieser Handwirkung mit der Weichlichkeit und dem übrigen Charakter desselben gar nicht übereinzukommen scheint. Sie ist auch von allen systematischen Schriftstellern der Wundarzneykunst, von dem Paulus von Aegina ***), und, wie dieser sagt, vom Antyllus, und einigen andern vor diesen, bis auf unsere Zeiten beschrieben und empfohlen worden. Doch da sie sich nur zu zeigen bemühen, daß diese Handwirkung mit der Vernunft übereinkomme, und als Beweisgründe nur Beyspiele von zufällig geheilten Wunden der Luftröhre anführen, ohne ihre eigene Art zu operiren, als die kürzeste und wirksamste Empfehlung, zu erwähnen: so glaube ich, daß diese Operation sehr selten sey ausgeübet worden. Schon Aretäus †) sagt, daß diese Operation nie mit Erfolg sey ausgeübet worden. Und Cälius hält sie für eine unnachahmliche Grille des Asclepiades.

Weder Avenzoar ††) noch Albucasis †††) kennt einen Araber, die doch kühne Wundärzte gewesen seyn

*) S. Desselben drittes Buch de morbis acutis, das vierte Kapitel.

**) Man sehe GALEN. Edit. Charter. Tom. II. p. 379. D.

***) Siehe PAVLI AEGINETAE de re medica libb. VII. *Torino* interprete. Bas. 1552. fol. im sechsten Buch, 33 Kap.

†) Man sehe ARETAEI *Cappadocis* de curatione morborum acutorum lib. I. cap. 7. zu Ende: in der Boerhaavischen Edition, Leiden, 1735. Fol. Seite 88.

††) Man sehe Desselben Theysir. Venet. 1553. fol. lib. X. 14.

†††) S. Desselben Chirurgiam, lib. II. 43. Unterdessen sagt

sollen, der sie unternommen hätte. Avenzoar gedenket eines Mannes, der einen Versuch mit einer Gans gemacht, und sich durch die Heilung dieser Wunde viel Lob verdienet hat. Die Meynung einiger Schriftsteller, die da behaupten, Rhases *) sage, daß Andrusius, der Arzt, diese Operation mache, (in der Venetianischen Ausgabe 1505 finde ich *Ancilisius*; vielleicht soll es *Antyllus* heissen) kömmt von einem Misverständniß her. Denn die ganze Verbindung zeigt, daß er von dieser Operation nur nach Hörensagen redet, und daß er, folglich nur in den Büchern gefunden hat, daß der gemeldete dieselbe ausgeübt habe. Fabricius ab Aquapendente **) bekennet selbst, daß weder er noch ein anderer Wundarzt seiner Zeiten diese Handwirkung versucht habe. Sein Nachfolger und Wetteiferer, Julius Casserius von Placentia ***), schreibt sich auch die Ausübung dieser Operation nicht zu; wiewohl er durch einige gute Abbildungen diese Handwirkung zu erläutern sucht, welche wohl nach todten Körpern sind gemacht worden. Auch der beste und kühnste Wundarzt, M. Aurelius Severinus †), empfiehlt sie zwar mit vielem

sagt doch der Herr von Haller, daß er die Eröfnung der Luftröhre kühn unternommen habe, nachdem er gesehen, daß die Wunde der Luftröhre bey einer Frau geheilt worden. Man sehe Dessen Bibliothec. Chirurg. Tom. I. pag. 138.

*) S. Dessen Werk, Continens betitelt. VII. 77 Seite nach dem Verf. von Haller sagt in der Bibl. Chirurg. Tom. I. p. 128. daß er im dritten Buche davon handele: stimmt aber sonst mit dem Verfasser überein, daß, anstatt Ancilisius, *Antyllus* stehen müsse.

**) S. Operat. Chirurg. XLIV. p. 477.

***) S. Dessen de vocis et audit. organ. Ferrar. 1600. f. 1. 20.

†) Man sehe Desselben de efficaci medicina lib. III. Francof. 1671. fol. im 2 Buch, 40 Kapitel, 94 Seite, wo noch mehr

lem Eifer; doch scheint es, daß er nie Gelegenheit gehabt hat, sie auszuüben.

Folglich hat der gelehrte **Antonius Musa Brassavolus** *) diese Handwirkung zuerst in einer sehr gefährlichen Bräune, als sie der Wundarzt nicht machen wollte, unternommen, und in demselben Fall noch einmal wiederholt. Der Franzos **Arnaud** machte sie auch; aber sein Patiente starb **). Doch hat Herr **Binard** ***), sein Landsmann, glücklichern Erfolg gehabt. (Siehe GARENGEOT. *Operat. chirurg.* XXXII. p. 498.). Dr. **Freind** †) sagt, daß **Purmann** und ein ungenannter Wundarzt diese Operation ausgeübt hätten. Ausser diesen werden wenig Beyspiele können angeführt werden, wo man diese Handwirkung bey lebendigen Personen gemacht hätte. Herr **Barter**, ein Wundarzt, und Dr. **Oliphant** sollen sie auch, wie ich höre, mit glücklichen Erfolg ausüben.

Während

mehr Alte angeführt werden, die von dieser Operation sollen geschrieben, und dieselbe vertheidiget oder angefochten haben.

*) Man sehe Dessen Commentar. in VIII. lib. aphorismor. HIPPOCR. Bas. 1541. l. IV. 35.

**) Der Verfasser führt Garengeots Operat. Chirurg. XXXI. p. 489 an. Doch dieses finde ich nicht: sondern in Desselben Traité des operations de chirurgie. edit. II. à Paris, 1731. 12. im zweyten Bande, 444 Seite, 11te Bemerkung, sagt er, daß zwar dem Arnaud ein Kranker acht Tage nach der Operation an der Bräune gestorben; aber 454 Seite, 12te Bemerkung meldet er, daß Herr Arnaud zwey Wunden der Luftröhre glücklich geheilt habe.

***) Siehe Garengeot am angeführten Orte, Seite 456.

†) Man sehe Dr. Jo. Freinds History of physic. London, 1725. Part. II. p. 206.

Während der Operation selbst, und ehe man noch eine freye Oefnung in die Luftröhre erhält, und ehe die Röhre (*cannula*) eingesetzt wird, fühlt der Kranke einige Linderung: und zwar daher, weil der leidende Theil dadurch vom Blute befreyet wird. Von dieser Verminderung des Bluts, und nicht von der Verletzung des zurücklaufenden Nervens, kömmt auch die schwache Sprache her, mit welcher die Kranken einige Tage lang reden.

Nimmt man diese Handwirkung an einer lebenden Person vor, so muß die Röhre nicht so kurz seyn, als man sie in den chirurgischen Büchern angegeben findet. Selbst Garengeot sagt, sie dürfe nur sechs Linien lang seyn: allein es ist wegen des geschwinden Aufschwellens der durchzuschneidenden Theile nöthig, daß diese Röhre einen Zoll lang sey, damit sie bis in die Luftröhre dringe.

Damit die schleimigen Dünste, welche aus den Lungen in die Höhe steigen, die Oefnung der Röhre nicht verstopfen; so ist es nützlich, daß nicht nur die Röhre etwas weit sey; sondern man kann dieselbe vielmehr doppelt und in einander passend machen, so daß die innere leichtlich im Nothfall kann, ohne den Kranken zu beunruhigen, herausgenommen werden.

Sollten aber sehr empfindliche Lungen durch eine etwas weitere und grössere Röhre gereizt werden: so kann man, den Zugang des Staubs und andere dergleichen zu verhindern, ein Stückgen Nesseltuch ganz locker um den Hals über die Oefnung der Röhre binden, doch so, daß das Tuch die Röhre nicht berührt, oder durch die Feuchtigkeit, welche aus derselben kömmt, benetzet werde *).

XIX.

*) Von der Eröfnung der Luftröhre verdienen Heisters Institut. chirurg. vorzüglich nachgelesen zu werden. Dieser empfiehlt nachfolgende Schriften, die ich mit mehr vollständigen

XIX.

Von einem heftigen Blutsturz, wo ein Theil der Lungen mit ausgehustet wurde, durch Wilhelm Matson.

Aus der 459 Numer, 623 Seite.

Ein siebenzigjähriger kleiner fetter Mann, der zwar die letzten Jahre nach einiger Bewegung oft zu husten genöthiget wurde; sich aber im übrigen ziemlich gesund befand: ward den 23 September, 1740, mit einem heftigen Husten und Blutsturz angefallen, wobey er, nach dem Urtheil der Anwesenden, todt darnieder fiel, und fast ein Maaß (*Quart*) Blut mit einer körnigen Materie auswarf. Dieser Anfall dauerte drey Minuten. Nachdem man ihm am Arm eine Ader geöfnet und ihn ins Bette gebracht hatte, kam er wieder zu sich selbst, und befand sich, wie er sagte, vollkommen wohl, und zwar vom Schmerz befreyt; nur nicht, wenn er hustete, da er auch jederzeit Blut aus den Schlagadern mit auswarf. Vier Stunden nach dem ersten Anfall wurde er von eben denselben Zufällen angegriffen, und starb daran.

Als

ständigen Titeln hier beyfüge: FRIDERICI GNICHWIZII MONAVII Bronchotomia, Regiomont. 1644. 8. RENATI MOREAV epistola ad BARTHOLINVM de bronchotome. Diese findet man in den Sammlungen von medicinischen Briefen, die Bartholinus theils geschrieben, theils herausgegeben hat; die zu Koppenhagen herausgekommen sind. Im Jahr 1646 ist diese Schrift allein mit Bartholini Buch, de angina epidemica. zu Paris in 8 gedruckt worden. IVLII CASSERII tractatus de laryngе et vocis organo, et de auditus organo, Ferrarii, 1600. fol. THOM. FIENI opera chirurgica; und POLYC. GOTTLIEB SCHACHERI Dissert. de fistula spiritali et bronchotomia, Lipſ. 1707. 4.

Als ich das Blut, welches er kurz vor dem Tode ausgeworfen hatte, untersuchte, fand ich in Stücken von verschiedener Grösse fast drey Unzen von dem Körper der Lunge, die ohne Geschwür, und gesund zu seyn schienen. Fast dieselbe Menge von der Lunge ist wahrscheinlicher Weise durch den ersten Anfall ausgeworfen worden. Man konnte die Lungentheile von dem geronnenen Blut leichtlich durch die Haut, welche sie verband, durch die Körner (*acini*) in den innern Theilen und durch die Schwere unterscheiden.

Bey der Untersuchung der Brust fanden wir den rechten Lungenlappen völlig gesund; in der linken Brusthöle war eine grosse Menge ausgetretenes Blut; der untere linke Lungenlappen hieng sowohl an dem Brust- als auch an dem Mittelfell fest, und war etwas zusammengefallen: der obere Theil aber des linken Lungenlappens nahe an der Luftröhre war ohngefähr zwey Zoll mit dem Brustfell verwachsen, und das übrige, was nicht verwachsen gewesen war, wie ich aus der glatten Fläche des Brustfells schliessen konnte, war stückweise durch das Husten losgerissen worden. Da der größte Theil des linken Lungenlappens mit den umliegenden Häuten verwachsen, und der Mann alt war, so wurde der lose Theil desselben durch die Gewalt des Hustens zu heftig angegriffen, von dem übrigen losgerissen, und, wie oben gemeldet, ausgeworfen.

Wie wenig die Lunge empfindlich sey, erhellet hieraus, da dieser Mann durch den ersten Anfall so viel von derselben verloren hatte, und sich fast über keine Schmerzen beklagte. Da die Lunge dieses Mannes mit den Häuten verwachsen war, so ist hieraus die Ursache des Hustens einige Jahr vor dem Tode desselben leichtlich zu erklären.

XX.

1. Von einem knöchernen Körper, der in der Brusthöle gefunden worden ist, durch Herrn Wilhelm Giffard.

Aus der 395 Numer, 152 Seite.

Bey der Oefnung einer an der Entzündung der Lungen gestorbenen Person fand ich in der rechten Seite der Brust einen knöchernen Körper, welcher ohngefähr einen Viertelzoll dick, sechs Zoll lang, und drey Zoll breit war. Er dähnte sich unter der dritten, vierten, fünften und sechsten Ribbe aus, und war fest mit der Knochenhaut der Ribben und der Haut der innern Ribbenmuskel durch Fasern verwachsen, welche von einer dicken Haut, die diesen knöchernen Körper wie eine Kapsel umhüllte, herkamen. Der obere scharfe Rand lag unmittelbar und dicht an dem Theil der Ribben, welcher anfängt knorpelartig zu werden. Die Haut, mit welcher dieser Körper zusammenhieng, und die ihn deckte, blieb zuerst von einer und derselben Dicke, darnach wurde sie nach und nach dünner, und verlor sich endlich in dem Brustfell. Daher glaubte ich, daß dieser fremde Körper zwischen den beyden Blätgen dieser Haut entstanden sey. Die Lunge war so fest mit desselben untern Seite verwachsen, daß, ein Theil derselben, als ich ihn trennte, daran hängen blieb. Da ich in die Lunge schnitt, so sahe ich in allen Fächern ein weisses, doch etwas reifes Eiter.

Auf eben der Seite, nach dem Rücken zu, fand ich einen andern Körper, der ein vollkommener Knochen, eben so, wie der erste, mit einer starken und dicken Haut eingeschlossen, und durch die Fasern derselben mit den Körpern der Wirbelbeine, und der vierten, fünften, sechsten und siebenden Ribbe, auch mit den Ribbenmuskeln verbunden war.

Seine

Seine hintere oder äussere Seite war erhaben, und paßte an die ausgehölte Fläche der Ribben, welche an dem Orte, wo sie denselben drückten, Einschnitte gemacht hatten: seine innere Seite war ausgehölt, wie die Ribben. Der rechte Lungenlappe war fest mit ihm verwachsen: daher blieb ein Theil desselben nach der Trennung daran hängen. Die Länge desselben war sieben Zoll; die Breite von einer Ecke zu der andern drey; die Dicke an einigen Orten einen Drittheil, an andern einen Viertelzoll. Er war ebenfalls, wie der vordere knöcherne Körper, mit einer dicken Haut, die nach und nach dünner wurde, und sich in dem Brustfell verlor, umzogen: und ich glaubte daher, daß er eben so wie der erste entstanden sey.

2. Von demselben Zufall, durch Wilhelm Rutty.

Aus der 395 Numer, 153 Seite.

Einige Jahr lang wurde dieser Mann mit Husten, schwerem Athemholen, besonders beym Einathmen, beunruhiget. Einige Zeit darauf fühlte er auf der rechten Seite Schmerz und eine gewisse Schwere. Diese Zufälle nahmen mehr und mehr zu, und verursachten die Lungenentzündung, an welcher der Kranke in wenig Tagen starb *).

XXI.

*) Einen Knochen, der an das Brustfell angewachsen war, beschreibt Loesecke in der 34 Betrachtung seiner Observatt. anatom. chirurg. medicarum rariorum, Berol. 1754. Zwischen dem Brustfell und den Ribben fand Herr Polycarp Gottlieb Schacher einen grossen Knochen: Man sehe Desselben Programma de ossificatione praeternaturali, Lipsiae, 1725. 4. Herr Pequeult theilt auch eine, der oben beschriebenen, ähnlichen Beobachtung mit in dem *Recueil periodique d'observations de médecine chirurgie &c.*

par

XXI.

Von der verkehrten Lage des Herzens, durch Joseph Ignaz von Torres: geschrieben zu Gandia in Valenz, den 19 Merz, 1738.

Aus der 461 Numer, 776 Seite.

In einem neugebornen Kinde, weiblichen Geschlechts, habe ich das Herz ausserhalb des Herzbeutels und umgekehrt gefunden, so, daß dessen Grundfläche mit allen Gefässen bis an den Nabel niedergefallen war, und dessen Spitze zwischen den beyden Lungenlappen, doch noch auf der linken Seite, verborgen lag. Da das Kind noch einige Tage nach der Geburt lebte, so kann man fragen, wie der Umlauf des Bluts bey der verkehrten Lage des Herzens habe geschehen können. Ich bemerkte, daß die grossen Blutgefässe das Herz von seiner Grundfläche bis zu der Spitze mit einigen Windungen ganz locker umwickelten; wodurch denn das Blut seinen Umlauf hat nehmen können *).

XXII.

par Vandermonde, à Paris, 1757. Tom. VII. pag. 212. Herr Lieutaud beschreibt unter den Ursachen der Engbrüstigkeit ein sehr dickes und hartes, knöchernes Brustfell. Man sehe Desselben Synopsin universae praxeos medicae, Amstel. MDCCLXV. Tom. I. pag. 177. Siehe auch des Herrn von Haller Elementa Physiol. Tom. III. pag. 119.

*) Man sehe von der widernatürlichen Lage des Herzens des Herrn von Haller Elementa physiol. Tom. I. pag. 303. u. f. wo noch mehrere Beobachtungen angemerkt worden sind.

XXII.

Bemerkung von Schleimpfröpfen des Herzens, durch Johann Huxham: gelesen den 20ten May 1742.

Aus der 464 Numer, 123 Seite.

Bey dem ausserordentlich trocknen und kalten Wetter, im verwichenen Februar und Merz, wurden einige Schifssoldaten, die aus Westindien zurückkamen, mit sehr grosser Engbrüstigkeit und kurzem Athem, auch heftigen und trocknen Husten beschwert. Sie beklagten sich über heftiges und fast beständiges Klopfen, beständige Angst, Schmerzen, und, wie sie sich ausdrückten, Niedersinken (Sinking) des Herzens; ihr Puls war ausbleibend, sehr ungleich und gleichsam bebend. Sie holten sehr schwer Athem, und konnten kaum im Bette darnieder liegen, wegen Gefahr zu ersticken. Ihre Köpfe sunken gleichsam zwischen ihre Schultern, ihr Gesichte sah sehr bleich aus, und sie machten eine traurige Mine. Einige hatten Seitenstechen, doch merkte man sehr wenig vom Fieber.

Zu Ende des Merzes starben in kurzer Zeit ungefähr zwanzig Personen, wiewohl man für sie alle mögliche Sorge getragen, und ihnen die gehörigen Arzneymittel gegeben hatte.

Herr Myatt, der Wundarzt des Hospitals, ließ sogleich zwey Verstorbene von vierzig Jahren öfnen. In den Herzen derselben fand er sehr ungeheure Schleimpfröpfe, die wir sorgfältig untersuchten. Die Schleimpfröpfe waren fast der Farbe, von welcher die Speckhaut auf dem Blute in Entzündungen ist, oder noch vielmehr weisser. Sie waren sehr zähe, und bestanden aus fest mit einander verbundenen Blättern, wiewohl hier und da gleichsam eine rothe Ader untermischt war. Sie hiengen

nicht

nicht nur fest an den fleischernen Säulen des Herzens, sondern hatten sich auch in die Zwischenräume und bis an das Ende der Herzkammern genau eingewebt. Diese Wurzeln waren weisser als der mittlere Theil des Schleimpfropfs.

Einer derselben war, so wie er aus der vordern Vorkammer und Kammer des Herzens genommen war, ohne seine Aeste in der Lungenschlagader und Holader, eine Unze schwer, und machte eine zusammenhängende Masse aus. Der Schleimpfropf in der linken Kammer desselben Herzens war auch sehr groß, und dichter als der vorige, von derselben Farbe, und hieng an den Seiten der Kammer bis an die Spitze des Herzens fest an. Seine Aeste erstreckten sich weit in die Schlüssel- und Hauptschlagadern; aber nur sehr wenig in die grosse niedersteigende Schlagader. Eine Klappe der grossen Schlagader fieng an knöchern zu werden.

In den Hölen des andern Herzens wurden ebenfalls sehr grosse Schleimpfröpfe gefunden, die zwar dieselbe Farbe, Festigkeit und Zähigkeit hatten, doch aber nicht so groß waren.

Da bald darauf mehr von den Schiffleuten starben so wurde die Brust eines jungen zwanzigjährigen Mannes geöfnet. In desselben vordern Vorkammer und Kammer des Herzens fanden wir einen grossen, zähen, röthlichen Schleimpfropf, der nicht völlig so weiß als der vorige war. In der linken war keiner.

Noch will ich anmerken, daß ich zwey von diesen Seeleuten, die an der Lungenentzündung, wo auch das Brustfell litte, krank lagen, besorgt und mit vieler Mühe geheilt habe. Das Blut derselben war so zähe, als ich jemals gesehen habe, und sie hatten nicht eher, als den siebenden Tag des Fiebers, etwas Auswurf.

Die Schiffe kamen aus einer sehr warmen Gegend in eine sehr kalte, mitten im Winter: die Nordostwinde hatten sehr lange angehalten, und die Kälte vergrössert. Man weis, daß die Entzündungen des Brustfells und der Lunge gemeiniglich die Wirkungen von einer solchen Luft sind, daß das Blut durch diese Krankheiten gemeiniglich klebrig wird. Hier hatte das heisse Wetter in Westindien und der häufige und lange Gebrauch der starken Getränke das Blut dieser Seeleute sehr verdickt: und daraus erhellt, warum in den Blutgefässen der Brust bey denen, die an obgemeldeten Krankheiten sterben, sehr oft dergleichen schleimige Verwachsungen gefunden werden *).

XXIII.

Von einem Geschwür in der Leber, durch Thomas Schort.

Aus der 420 Numer, 184 Seite.

Ich öfnete einen an dem Geschwür der Leber Verstorbenen: und nahm aus dem kleinsten und untern Leberlappen sechs Maas eines dicken sehr stinkenden und röthlich braunen Eiters, das sehr sauer war. Denn so bald es in

*) In der 398 Numer, 262 Seite, beschreibt Dr. Samber einen Schleimpfropf, der aus der Luftröhre eines schwindsüchtigen Menschen ist ausgeworfen worden, und der innwendig hol gewesen ist. In der 419 Numer, 123 Seite, meldet Herr Nichols, daß ein mit Seitenstechen behafteter Kranker einen zähen zusammenhängenden Schleim, welcher den Gefässen der Lunge ähnlich gesehen, von sich geworfen habe; und will daraus läugnen, daß die Gefässe der Lungen könnten ausgeworfen werden: welches Tulpius in der dreyzehnten Beobachtung des zweyten Buchs anzeigt. Man vergleiche hiermit die Beobachtungen des ersten Theils dieser Abhandlungen 70, u. f. Seite.

in die freye Luft gesetzt wurde, so gohr es ausserordentlich. Den dünnern Theil dieser Materie hatte der Kranke die letzte Zeit seines Lebens durch heftiges Brechen und Purgiren, welches täglich dreyssig oder vierzigmal geschah, von sich gegeben. Die obern Theile der Leber bis ohngefähr einen Zoll unter der Gallenblase waren gesund. Die Geschwulst hatte die rechte Niere so zusammengedruckt, daß sie so klein wie die hole Nierendrüse war.

XXIV.

Von einer Verstopfung des Gallenblasengangs und einem Geschwür der Gallenblase, wodurch in fünf und zwanzig Tagen achtzehn Maas einer gallartigen Materie ausgeleert wurden, ohne daß die thierischen Verrichtungen merklich gelitten hätten,

durch Klaudius Amyand.

Aus der 449 Numer, 317 Seite.

Geschrieben im Jahr 1738.

Herr la Grange, der ohngefähr funfzig Jahr alt, und von blasser Farbe war, und dessen Säfte allzuviel Galle bey sich führten, starb den 29 May, 1733, an einem Geschwür der Gallenblase. Sein Arzt, Dr. Vatas, sagt: er habe ohngefähr vierzehn Jahr am dreytägigen Fieber krank gelegen, und sey davon durch die Peruvianische Rinde geheilt worden. Von der Zeit an habe er über Empfindungen eines Gewichts, Schmerzen und Härte in der Gegend der Leber; auch Blähungen in den Därmen, die nach öftern Purgieren nachliessen, geklagt. Demohnerachtet ist er dem Anscheine nach völlig gesund gewesen, bis ohngefähr vier Monate vor seinem Tode, da sich einige Zufälle der Gelbsucht an ihm zeig-

ten, welche sechs Wochen, ehe er starb, sehr zunahmen. Alsdenn klagte er über stechende Schmerzen in der rechten Weiche, worauf bald eine harte Geschwulst mit Entzündung, die in die Vereiterung übergieng, erfolgte. Den vierten May wurde das Geschwür, das unter den Knorpeln der zweyten und dritten kürzeren Ribbe auf der rechten Seite war, mit einer Lanzette eröfnet, und ein Nössel (*Pint*) stinkendes dünnes Eiter dadurch ausgeleert. Da die Oefnung groß, und die Binden leicht waren, so war eine grosse Menge dünne Materie und etwas in dem Sack des Geschwürs zurückgebliebenes Eiter aus dem Geschwür gelaufen, und zwar so viel, daß dasselbe zweymal des Tages mußte verbunden werden. Hierdurch wurde die Materie täglich weniger, bis den zwölften May. In derselben Nacht waren durch die Wunde fast zwey Maas einer safrangelben Materie ausgeleert worden, worinnen grosse Flocken einer geronnenen, dunkelgelb gefärbten Gallerte eingemischt waren. Ja, als wir die Wunde verbanden, und die Oefnung erweiterten, damit die Flocken der geronnenen Lympha durchgehen konnten, so lief ungefähr noch ein Maas von derselben Materie heraus. Diesen Tag über wurde sehr viel, und in der Nacht noch ein Nössel von derselben ausgeleert. Von dieser Zeit an liessen wir eine kurze dicke Röhre in der Oefnung des Geschwürs. Da nun hierdurch der Auswurf leichter und beständiger von statten gieng, und ein Wundwasser, welches viel Weingeist in sich hielt, eingespritzt wurde; so ward der Ausfluß dieser Materie ganz beträchtlich vermindert. Doch diese Materie lief immer noch sehr stark, daß wir den Tod dieses Kranken mit Recht befürchteten, um so vielmehr, da ihm Ruhe und Appetit mangelten. Darnach aber wurde der Ausfluß täglich geringer, sein Appetit und Ruhe fand sich wieder, und er war stark genug, auszugehen. Unterdessen hatte sich die Gelbsucht dem Schein nach verloren, der Harn hatte seine natürliche

liche Farbe, und der Kranke hatte täglich natürliche Stühle. Nur acht Tage vor seinem Tode bekam er verstopften Leib; daher wurden ihm Klystire und gelinde Purgirmittel gegeben. Als ich ihn besuchte, war sein Leib nicht angefüllt, noch gespannt, sondern weich und geschmeidig, und er war weniger von Blähungen beunruhiget, als einige Jahr vorher. Zwey Tage vor seinem Tode begab er sich in eine andere Stube, um die Luft zu verändern, und erkältete sich. Dieses hatte ein Fieber verursacht, worauf die Schlafsucht folgte, in welcher er bis den neun und zwanzigsten May verblieb, und dann starb er.

Bey der Oefnung fanden wir und Dr. Stuart, daß der Verstorbene nicht so mager war, als man hätte vermuthen sollen, daß er nach einer so grossen, fünf und zwanzig Tage dauernden Ausleerung der Galle und des Nahrungssafts hätte seyn sollen. Unter der Haut und an andern Orten fanden wir viel Fett, sein Fleisch war nicht sehr abgefallen. Das Netz war in die Höhe gefaltet, und hieng an einer grossen Blase, welche an der innern Seite des grossen Leberlappens befestiget war, und sich von da nach der Länge über die halbe Niere der rechten Seite ausdehnte. Der linke Leberlappe lag auf der rechten Seite, und reichte nicht weiter als bis an die rechte Ecke des degenförmigen Knorpels, und bis an den rechten Magenmund. Das mittlere Leberband war hinterwärts in die rechte Weiche gezogen. Die Leber war natürlich gefärbt, aber sehr klein, auch mehr verfallen und verzehrt, als andere Eingeweide; doch frey vom Verwachsen, Versiopfung und Verhärtung. Die Blase, welche von derselben entstand, hieng nur an der äussern Seite mit dem Bauchfell, und unten mit der rechten Niere zusammen.

Als ich die Wunde von aussen untersuchte, so fand ich zuerst, zwischen dem Bauchfell und der äussern Seite des

Sacks, eine Höle, worinnen das dünne Eiter des Geschwürs enthalten gewesen, und alsdenn ein grosses Loch in der Blase oder den Sack, wodurch die grosse in dieser Blase enthaltene Menge Galle geflossen war. Durch das feste Zusammenwachsen dieser Blase mit dem Bauchfell rings um den Ort, wo sich das Eiter gesammlet hatte, war die Ergiessung der Feuchtigkeiten in die Höle des Unterleibs verhindert worden.

Bey fernerer Untersuchung bemerkten wir, daß die Materie in der Gallenblase war gesammlet worden, ohne daß die Leber dadurch gelitten hätte. Die Gallenblase hatte sich so ausgedehnt, daß sie drey Nössel enthalten konnte: sie war fast so breit, als lang: sie entstand mit einem sehr breiten Anfang von der innern Fläche des rechten Leberlappens, und nahm auf demselben zehn oder noch mehr Zoll im Umfange ein. Ihre Grösse hatte den Magen und rechten Magenmund aus ihrer natürlichen Lage weit unter die linke Weiche, und den Theil des Grimmdarms, welcher auf der rechten Niere liegt, vorwärts auf das Rückgrad gedrückt. Ihre Oberflächen waren runzlicht und uneben, wie die Haut einer Patatas, ihre Häute dick verhärtet, an verschiedenen Orten geschwollen und ausgedehnt. Diese Geschwülste waren von verschiedener Grösse und Gestalt: eine, die so groß, als ein Hünerey, war, enthielt eine kreidenartige Masse, in welcher sich harte weisse Steine fanden. Diese mit Kreide erfüllte Geschwulst war zwischen den beyden Häuten der Gallenblase gebildet worden; doch öfnete sie sich nicht in dieselbe, wie einige andere Geschwülste, die von derselben Art zu seyn schienen. Die Oefnung der Gallenblase gieng in die Höle des Geschwürs, das zwischen dem Bauchfell und der Blase war, und welches wir geöfnet hatten. In der Blase fanden wir ohngefähr zwey Unzen von derselben gallichten Materie, welche die ganze Zeit über war ausgeleert worden. Wenn man nun diese Materie mit der nach und nach ausgeleer-

ten zusammenrechnet, so findet man, daß der Kranke die fünf und zwanzig Tage, welche er nach der Oefnung der Geschwulst noch gelebt hat, achtzehn oder zwanzig Maas von dieser Materie ausgeleert habe.

Die Leber war in natürlichem Zustande, und gar nicht durch die in der Gallenblase gesammlete Materie verletzt. Folglich mußte die grosse Menge von Galle und Lympha, die täglich aus der Wunde floß, von der innern Fläche der ausgedehnten Gallenblase gekommen seyn. Hierdurch wurden wir bewogen, den Ursprung der Gallengänge zu untersuchen: ich meyne dieselben Gänge, welche **Johann Caldesi** so sorgfältig in einigen Thieren verfolgt hat, und in seinen *Observatione anatomiche al illustrissimo Sigr.* FRANCISCO REDI, 1687. abgebildet vorgestellet hat: und welche **Verheyen** zwar in dem Rindvieh entdeckt hat, bey den Menschen aber nicht finden konnte. Durch diese Gänge war eine so grosse Menge von Galle in die Gallenblase gekommen: denn der Gallenblasengang war ganz verstopft. Wir verfolgten bey der Zergliederung ein Gefäß, das demjenigen, welches **Bidloo** *) und **Winslow** **) bey dem Menschen gefunden haben, ähnlich, aus einigen Aesten in der Leber gebildet war, und sich in die Blase endigte ***).

*) Wo sie Bidloo selbst beschreibet, finde ich nicht: allein Cowper sagt bey der Erklärung der 38sten Tafel des Bidloo, daß er sie bey den Menschen nicht, wohl aber bey den Thieren gefunden habe.

**) Man sehe *Exposition de la Structure du corps humain par* JAQUES BENIGNE WINSLOW. *Tom. III. à Amsterd.* 1743. pag. 377. n. 296. Allein es scheint, daß Winslow diese Gefässe nicht selbst gefunden habe, sondern sich nur auf andere Zergliederer beruft.

***) Man sehe des Herrn von Haller Elementa physiologiae Tom. VI. pag. 138. u. f. wo sowohl die Entdeckungen und Meynungen

Der gemeine Gallengang war leer, und öfnete sich, wie gewöhnlich, in den Zwölffingerdarm: allein der Gallenblasengang war durch die ausgedehnte Blase völlig zusammengedrückt. Die übrigen Eingeweide waren natürlich, nur einige hatten ihre Lage verändert.

Hieraus erhellet erstlich, daß die thierischen Verrichtungen gar nicht durch die widernatürliche Lage einiger Eingeweide sind verhindert worden: und, wiewohl der Ausfluß der Galle durch die Wunde fünf und zwanzig Tage so stark gewesen war, so verdauete er doch seine Speisen wohl. Seine Stühle waren ordentlich, bis einige Tage vor seinem Tode, und bis zuletzt behielt der grobe Unrath seine natürliche Farbe. Zweytens sieht man, daß die Gelbsucht in diesem Kranken nicht durch die Verstopfung des Gallenblasengangs war verursacht worden: denn diese Verstopfung mußte schon einige Jahre da gewesen seyn, und die Gelbsucht zeigte sich nur zuletzt. Auch war diese Gelbsucht nicht von dem Verhalten der Galle in dem Lebergallengang entstanden, da die Geschwulst diesen Gang stets druckte, und daher verhinderte, daß die Galle nicht aus der Leber in den Zwölffingerdarm und die Gallenblase frey laufen konnte, noch selbst durch das starke Zusammendrücken und gänzliche Verstopfen einiger, oder fast aller Gallengänge, nämlich der Gallengefässe in der Leber, des Lebergallengangs, des Gallenblasengangs und des gemeinen Gallengangs, als welche meistens die vierzehn Jahr über bey der Entstehung dieser Geschwulst sind gedruckt worden: denn die Geschwulst entstand nur wenige Wochen vor dem Tode, als das Geschwür entstand, und

Meynungen verschiedener Zergliederer von diesen Gallen-Gängen, als auch des Herrn von Haller Urtheil selbst, daß diese Gänge bey den Menschen allezeit widernatürlich sind, gefunden wird.

und eine Entzündung der Leber darauf folgte; und als das Eiter einen Abfluß bekam, so verloren sich auch die Zufälle der Gelbsucht. Folglich ist es wahrscheinlich, daß die Entzündung der Leber die wahre nächste Ursache der Gelbsucht in diesem Falle gewesen sey: und so wie diese Entzündung zufällig war, so hörte auch die Gelbsucht bald darnach auf, als das Eiter, welches die Ursache der Entzündung war, einen Abfluß erlangt hatte.

2. Einige Bemerkungen über diesen Zufall, durch Alexander Stuart.

Ebendaselbst, 325 Seite.

Zuerst von der Hauptursache aller Zufälle, nämlich von der ausserordentlich grossen Ausdehnung der Gallenblase.

Betrachten wir die Grösse und Gestalt der Leber, die Lage der Gallenblase, und den Lauf und die Richtung der Gallengefässe aus verschiedenen Orten der Leber nach dem engen Raum, wo sich der Gallengang in die Blase öfnet; so erhellet, daß in jeder Lage des Körpers, zum wenigsten wenn man aufrecht steht, auf dem Rücken oder auf der Seite liegt, einige dieser Gallengefässe in einer senkrechten oder dieser sehr nahen Lage gegen den Horizont und der Gallenblase sind. Folglich drückt die, durch diese Gefässe in die Blase laufende Galle, auf dasjenige, was in der vollen Blase enthalten ist, und auf ihre Seitenhäute so sehr, als eine Röhre, welche die Länge dieser Abscheidungsgefässe, und den Durchmesser der Gallenblase hat.

Ausserdem gehen diese kleinen Gefässe bis an die volle Gallenblase, und ihre Flüssigkeit wirket auf dieselbe wie ein Keil, durch die wiederholten Stösse und den Druck des umlaufen-

laufenden Bluts, welches in die Drüsen (Körner) der Leber, wo die Gallengefässe entstehen, abgesetzt wird.

Folglich erhellet aus den hydrostatischen und mechanischen Gesetzen, daß die Abscheidung der Galle eine grosse Wirkung auf die Gallenblase habe, und daß viel Galle abgeschieden werde, wenigstens so viel, daß die Gallenblase sehr ausgedehnt werden kann, wenn der Ausfluß der Galle durch den Gallengang, der Abscheidung derselben in den Gallengefässen nicht gleich ist.

Diese Kräfte sind also hinlänglich gewesen, die Gallenblase in dem oberwähnten Fall so sehr auszudehnen. Es hätte aber diese Ausdehnung nicht geschehen können, wenn nicht der Gallenblasengang entweder gänzlich oder zum Theil verstopft gewesen wäre.

Wäre der Gallenblasengang auf einmal ganz verstopft geworden, so würde die Gelbsucht unmittelbar oder bald darauf erfolgt seyn: denn die Gallenblase würde eher zerplatzt seyn, als daß sie auf einmal einer so grossen Ausdehnung nachgegeben hätte. Folglich hat diese Ausdehnung hier sehr schwach und allmählig geschehen müssen, und wahrscheinlich war im Anfang, einige Jahr lang, der Gallenblasengang nur verengert: da aber die Gallenblase nach und nach ausgedehnt wurde, so gab sie nach, behielt die Galle, welche hätte sollen ausgeleert werden, bey sich, und verhütete auf diese Weise die Gelbsucht, oder den Zurückfluß der Galle in das Blut.

Die Verengerung des Gallenblasengangs war wahrscheinlich durch eine von den kleinen weichen Hautgeschwülsten, die zwischen den Häuten der Gallenblase, nahe an dem Ursprung ihres abführenden Ganges lagen, und eine weisse, breyähnliche Materie, und einige kalkartige Steine enthielten, verursacht worden. In dem Falle sieht man leicht, daß diese weichen Geschwülste den Ausfluß der Galle durch den Gallenblasengang nicht gänzlich

haben verhindern können. Nachdem aber die in ihnen enthaltene Materie dicker wurde, und sich ihr Umfang vergrösserte, so drückte sie allmählig mehr auf den abführenden Gang, und die Verstopfung nahm zu. Endlich wurde durch den Druck der Steine der ganze Gallenblasengang zusammengedrückt, und der Ausfluß der Galle völlig verhindert. Allein, da wir bey der Oefnung des Körpers den Gallenblasengang gänzlich verwachsen und vernichtet fanden, und dessen Lage und Verbindung mit den kleinen Geschwülsten nicht genau bestimmt werden kann; so ist dieses nur eine wahrscheinliche Muthmassung.

Die Grösse der Gallenblase, ihr Verwachsen mit der Haut der rechten Seite und die Galle, welche sie ausdehnte, wurde ohne Zweifel von dem Verstorbenen empfunden, und wir hielten sie für die gewisse Ursache des zunehmenden Gewichts, welches er vierzehn Tage vor seinem Tode in der Gegend der Leber empfand.

Der Lauf der Säfte des menschlichen Körpers geht allemal stärker an den Ort, wo weniger Widerstand ist. Folglich wird, wenn der Gallenblasengang zum Theil verstopft ist, mehr Galle durch die Gallengefässe, den Lebergallengang und gemeinen Gallengang in den Zwölffingerdarm fliessen; und diese wird zu der Verrichtung der thierischen Natur fast hinreichend seyn; doch ist sie nicht völlig hinlänglich; denn da in diesem Falle der Reiz der Blasengalle fehlte, oder doch geringer war, so nahm die wurmförmige Bewegung so ab, daß der grobe Unrath nicht ausgeleert, noch die Luft bewältiget werden konnte. Daher war der Kranke Blähungen und einem gewissen Grade der Verstopfung unterworfen, und man mußte ihm durch purgirende Mittel zu Hülfe kommen.

Von der Gelbsucht folgendes.

So lange als sich die Galle in die Gallenblase ergiessen und dieselbe erweitern konnte, so erfolgte kein Zurückgang der Galle in das Blut, und folglich auch keine Gelbsucht. Aber so bald als das Geschwür nahe an der Gallenblase entstand, so wurde die Gallenblase durch die Kraft der vielen Gefässe, die das Eiter in die Höle des Geschwürs ergossen, gedrückt, um so vielmehr, da das Eiter durch den Umlauf des Bluts, welches in diesen Gefässen viel heftiger, als in der Leber ist, angetrieben wurde. Da nun diese Eitergeschwulst anwuchs, so mußte sie die Gallenblase sehr drücken, und nicht nur die fernere Ausdehnung derselben verhindern, sondern auch die Galle, welche darinnen enthalten ist, wieder zurück in die Gallengefässe, und von da durch die feinen Enden der Pfortader in das Blut treiben, und also die Gelbsucht verursachen: ohne daß eine Entzündung oder Verstopfung in der Leber selbst entstand, als deren Blutgefässe offen bleiben, wenn auch die Galle in ihren Gefässen zurücktritt.

So bald aber dieser zufällige Druck der Gallenblase durch die Oefnung und Ausleerung der Eitergeschwulst, welche mit derselben zusammenhieng, aufhörte: so floß die Galle wieder in die Gallenblase, und konnte dieselbe, wie vorher, erweitern: folglich hörte das Zurückfliessen der Galle in das Blut, und auch die Gelbsucht auf.

Denn so bald als die Gallenblase geborsten war, und anfieng ausgeleert zu werden, so wurde den Gallengefässen aller Widerstand benommen, und sie leerten die Galle so häufig aus, daß die Lebergallengänge nach und nach keine Galle mehr führten. Die Galle floß gänzlich in die verwundete und fast leere Gallenblase, und entweder sehr wenig oder gar nichts durch den Leber- und gemeinen Gallengang in den Zwölffingerdarm.

Bey diesen Umständen fehlte die wurmförmige Bewegung, die Ausleerung des dicken Unraths geschah sehr langsam, und blieb endlich ganz aus, wenn man nicht durch Klystire oder purgirende Mittel zu Hülfe kam, welche auch sehr schwache Wirkung thaten. Nun wurde der Kranke nicht mehr genährt, wiewohl er eine ziemliche Menge Speise zu sich nahm, und starb eine Woche nach dem Anfang der Verstopfung.

Die Vollkommenheit der Verrichtungen, die zum Leben und zur Gesundheit gehören, in dieser Person, während dieser vierzehnjährigen Krankheit, kam gewiß von der guten Beschaffenheit aller Eingeweide, und von der fast hinlänglichen Abscheidung und Ausleerung der Galle durch den Lebergallengang in den gemeinen Gallengang, dessen Oefnung in den Zwölffingerdarm frey war, welches nicht hätte seyn können, woferne nicht ein beständiger und verhältnißmäßiger Lauf der Galle durch denselben geschehen wäre. — So habe ich und Herr Amyand gesehen, daß die Harngänge gänzlich verwachsen und verschlossen waren, weil einige Zeit lang kein Harn aus der Niere in dieselben floß, indem diese mit einem weissen Brey, der fast so hart, wie Kreide, war, erfüllet waren.

Da nun der Gallenblasengang verwachsen, und der gemeine Gallengang weit und offen gefunden wurde: so erhellet, daß durch den erstern einige Zeit lang keine Galle, sondern durch den Lebergallengang in den gemeinen Gallengang geflossen sey, und ihren Nutzen den andern Theilen mitgetheilt habe: bis die Zerreissung der Gallenblase den Lauf durch diesen Kanal verminderte, endlich ganz verhinderte, und dem Leben ein Ende machte *).

XXV.

*) Fälle, wo in der Gallenblase Geschwüre entstanden sind, und sich von aussen geöfnet haben, findet man zum

Theil

XXV.

Von der Exstirpation eines Theils der Milz, durch Herrn Johann Ferguson.

Aus der 400 Numer, 374 Seite.

Geschrieben zu Strabane, den 18 Februar, 1734.

Den fünften Januar wurde ich zu einem Mann gerufen, der mit einem grossen Messer war verwundet worden. Die Wunde gieng durch das Fleisch des Vorderarms in die linke Weiche. Ich sah ihn vier und zwanzig Stunden, nachdem er die Wunde empfangen hatte.

Ich fand die Milz ausserhalb der Wunde, und ein Theil davon war, indem man sich bemühet hatte, die Milz in ihre Lage zu bringen, sehr gedruckt worden, die ganze Zeit über der Luft ausgesetzt geblieben, und dadurch völlig kalt, schwarz und abgestorben geworden. Es schien mir äusserst gefährlich, diesen abgestorbenen Theil abzuschneiden, und es war für mich ein Fall, der sich noch nicht zugetragen hatte. Doch mußte der Kranke auch ganz gewiß sterben, wenn dieses nicht geschahe.

Ich unterband daher den mit dem Brande behafteten Theil mit einem starken gewächsten Faden, und schnitt drey und eine halbe Unze von der Milz ab. Aus einer sehr grossen Schlagader spritzte das Blut mit Gewalt heraus: diese unterband ich sogleich. Und nachdem ich alle Theile mit warmen Weine gewaschen hatte, so legte ich den übrigen Theil der Milz an ihren Ort, ließ die Enden der Faden ausser der Wunde, um sie herausziehen zu können, wenn die Wunde würde verwachsen seyn. Dieses geschah

gesammlet in des Herrn von Haller Element. physiolog. Tom. VI. p. 594.

geschah den zehnten Tag, da ich die Faden mit dem Verbande wegnahm.

Ich verband die Wunde mit zertheilenden Mitteln, bähete den Unterleib täglich zweymal mit einer erweichenden Bähung, und darnach wurde er mit einer erweichenden Salbe bestrichen, welches ihm grosse Linderung verschaffte. Am meisten beklagte er sich, daß er das Wasser nicht von sich lassen könnte: Daher gab ich ihm täglich ein blähungtreibendes Klystir, welches den Leib für das Anschwellen beschützte, und allezeit, wenn das Klystir wieder weggieng, so konnte er etwas Wasser abschlagen. Dieser Zufall vergieng den siebenden oder achten Tag.

Jetzt ist er vollkommen gesund, verrichtet seine Geschäfte, und spürt keine üble Folgen wegen des Theils der Milz, den er verloren hat, Die Wunde des Armes wurde auch geschwinde geheilt *).

XXVI.

*) Man hat noch mehr Beyspiele, daß die Milz bey den Menschen ohne Schaden ist ausgeschnitten worden. Ein wichtiges erzählt Franciscus Home in seinen *medical facts and experiments. London*, 1759. 8. auf der 111 Seite, da er die nach einer Wunde mit dem Brand behaftete Milz ganz glücklich hat abnehmen lassen. S. auch Comment. Lipſ. Vol. IX. p. 501. Ferner Ephem. natur. curioſ. Dec. II. ann. 3. obſerv. 195. Mehr Fälle, wo die Milz sowohl bey den Menschen als Thieren ist ausgeschnitten worden, hat der Herr von Haller in seinen Elementt. physiolog. Tom. VI. p. 421. gesammlet. Ja es haben sich auch Menschen gefunden, wo die Milz ganz gefehlt hat. S. IOANN. CHRISTOPH. POHL Programma de defectu lienis, et de liene in genere, Lipſ. 1740. 4. auch Haller am angeführten Orte 388 Seite *not. p.*

XXVI.

1. Eine ungewöhnliche Wassersucht, durch Thomas Short.

Aus der 466 Numer, 223 Seite.

Gelesen den 18 November, 1742.

Im vergangenen Januar besuchte ich eine dreyssigjährige Frau, die ohngefähr vor sieben Jahren einen heftigen Schmerz in der Gegend der rechten Niere hatte, welcher den Steinschmerzen in allen Zufällen sehr ähnlich war: In einigen Monaten aber wurde sie wieder gesund. Nach drey Jahren hatte sie einen andern Anfall, der zwar in wenig Tagen nachließ, doch klagte sie nach der Zeit stets über einen stumpfen Schmerz an diesem Orte.

Als ich sie sah, fand ich, daß sie ihre monatliche Reinigung sehr unordentlich und wenig seit dem letzten Anfall gehabt hatte, und daß sie seit dem September gänzlich verstopft war: ihr Puls schlug schwach und geschwinde; sie sahe blaß und matt aus; ausser den Nieren schmerzte es ihr auch sehr in der Gegend des Magens und der Leber; ihr Magen und ganzer Unterleib war voll und etwas geschwollen, doch auf der linken Seite härter, als auf der rechten; zwischen den Bauchmuskeln fühlte man, daß sich Wasser oder eine andere Materie bewegte, und unter denselben lag das sehr harte Bauchfell: die rechte Seite war voll, und weicher. Sie hatte keinen Appetit, kurzen Husten, schlief, und durstete wenig; ihr Fieber war gering, aber der Schmerz desto heftiger.

Ich verordnete ihr laxirende, eröfnende, verdünnende und harntreibende Pillen, und eine Magenmixtur, die gegen die Wassersucht wirkte; und rieth ihr an, sich in die Landluft zu begeben, und täglich mässig zu reiten. Wenige Wochen verhielt sie sich nach vorgeschriebener Art mit einiger guten Wirkung; doch diese war ihr

nicht

nicht genungthuend. Daher suchte sie bey einem andern Arzt, mit nicht besserm Erfolge, Hülfe. Im April fragte sie mich wieder um Rath. Ihr Fleisch war nun sehr zusammengefallen, der Unterleib mehr angefüllt, der Puls geschwinder, der Schmerz eben so heftig, als vorher; sie ließ wenig Wasser von sich, war blaß, und hatte fast keinen Appetit. Ich verschrieb andre Arzneymittel in eben der Absicht, aber ohne Hülfe. Im Junius ließ ich ihr Nevil-holt-Wasser *), als durch welches im vorigen Jahre drey Wassersüchtige sind geheilt worden, trinken, und sich durch Reiten bewegen. Darauf konnte sie ohne Beschwerden harnen, schlief ganz wohl, hatte bessern Appetit, weniger Schmerzen, und war viel freudiger: Allein ihre Bauchgeschwulst war so stark, als zuvor. Sie hörte und fühlte stets, wenn sie zu Bette gieng, daß sich das Wasser in ihrem Bauche bewegte. Sie ließ sich deswegen das Wasser abzapfen. Man rufte mich den folgenden Tag, als den drey und zwanzigsten Julius, der Paracentesis beyzuwohnen. Hierdurch kamen drey oder vier Nössel eines sehr dicken und zähen ungleich gemischten Eiters heraus; theils war es Eiter, theils ein weisser dicker Schleim; doch der größte Theil davon war ein röthlich brauner dicker Saft, der wie gehackte Leber im Wasser gemischt aussah. Es lief nicht durch die Röhre, wenn man diese nicht oft mit einer Federkiel reinigte. Darnach flossen sechs Nössel reines Wasser, wie es in der Wassersucht zu geschehen pflegt. Sie befand sich alsdenn den ganzen Nachmittag und die Nacht viel besser, den folgenden Vormittag aber nicht so wohl, doch gieng sie die Treppen zum Mittagsessen herunter. Plötzlich darauf überfiel sie ein sehr heftiger Schmerz, der die ganze linke

*) Es soll Eisen und ein gewisses kalkartiges Glauberianisches Salz, das man für Alaun hält, bey sich führen. Man sehe *A treatise on mineral waters* by DONALD MONRO, Lond. 1770. 8. Class. III. cap. II, Sect. 7.

Seite bis in die Füsse einnahm, so, daß sie heftig zu schwitzen anfieng, oft in Ohnmacht fiel und sich übergab. Um vier Uhr verlor sie das Gefühl und die Bewegung in dem ganzen linken Bein, um fünf Uhr war sie ganz unempfindlich, und starb den 24sten Julius um sechs Uhr.

Den folgenden Tag zeigte sich bey der Oefnung des Körpers eine ungeheure Geschwulst auf der linken Seite des Unterleibes, und auf der rechten Seite war ein grosser mit Wasser erfüllter Sack, diese beyde füllten die ganze Höle.

Die Bauchmuskeln auf der linken Seite waren sehr weich, angeschwollen, ausgedehnt und blaubleich. Das Bauchfell war sehr hart, dicke und knotig; Leber und Milz sehr abgezehrt; die Leber wog nicht mehr als zwey Pfund, und die Milz ohngefähr zwey oder drey Unzen: der Magen und die Därme waren gänzlich mit kleinen, harten, weissen Knoten, die kleinen Erbsen ähnlich sahen, angefüllt: die Därme hatten eine dunkelgelbe Farbe. Was noch vom Netz übrig war, war abgestorben. Die Nieren waren gesund, und die grosse Magendrüse war sehr klein und gelb.

Als wir die linke Geschwulst, welche der Eyerstock war, aufgeschnitten hatten, flossen einige Nössel von derselben Materie, die bey der Paracentesis herausgekommen war, heraus. Diese Geschwulst war in unzählige Fächer vertheilt, die mit verschiedener Materie erfüllt waren; einige enthielten die oben beschriebene; einige einen weissen, dicken Schleim; einige fettige, einige Eitermaterie ꝛc. Die Wände zwischen den Fächern waren fest, in der Mitte knorplicht, daß sie dem Wasser Widerstand thaten: und über und unter diesem Knorpel war muskelartiges Fleisch. Der ganze Eyerstock mochte, ehe er geplatzt war, ohngefähr zwanzig Pfund wiegen. Der Wassersack auf der rechten Seite war der andere Eyerstock, der einer grossen Ochsenblase, die neun oder zehn Nössel Wasser enthielt, gleich, an dem obern Ende wie

ein

ein Horn gekrümmt, und dessen Haut sehr dünne und schlüpfrig war. Die Harnblase und Gebärmutter waren gesund.

Hieraus sieht man, daß hier eine dreyfache Wassersucht gewesen war. Zuerst zwischen den Bauchmuskeln der linken Seite, dann in der Bauchhöle, und endlich in dem rechten Eyerstock. Ferner kann man merken, daß bey unfruchtbaren Weibern und alten Jungfern die Paracentesis mit vieler Vorsicht müsse unternommen werden, als welches ich auch bey einigen andern in ähnlicher Krankheit beobachtet habe. Besonders wenn der Unterleib uneben ausgedehnt ist, und man das Schwappern des Wassers nicht frey, von einer Seite zu der andern hört: dann endlich, wenn man einen merklichen Unterschied in der Härte und Weiche der Theile des Unterleibes, ehe er allzu sehr ausgedehnt ist, fühlt.

2. Von einer Bauchwassersucht, welche durch die Paracentesis ist geheilt worden, durch Heinrich Banyer.

Aus der 471 Numer, 632 Seite.

Gelesen den 22 December, 1743.

Den 26sten Merz, 1739, wurde einer Frau von dreyssig bis vierzig Jahren, die sehr klein und schwach war, und die Bauchwassersucht hatte, welche von öftern Bluten und allzuhäufigen Gebrauch der dünnen Getränke entstanden war, das Wasser abgezapft. Es wurde ihr alles Wasser auf einmal abgenommen, und dies erfüllte zwanzig Kannen. Gleich nach der Handwirkung war sie sehr schwach, und blieb so, ohngefähr drey Wochen darnach. Doch da sie sich alles Getränks enthielt, und nur des

bittern Aufgusses des Lower *), nebst zuweilen eines oder zweyer Löffel von dem herzstärkenden Julep **) bediente, so erlangte sie ihre Gesundheit vollkommen wieder. Ja sie war sogar gesünder, als einige Jahre vorher, ohne den Anschein, daß die Krankheit zurückkehren werde.

Das abgezapfte Wasser war hell und rein, und verwandelte sich leichtlich in eine zähe Gallerte, wenn man sie warm machte: und ich bin gewiß, daß so viel Wasser in dem Unterleibe geblieben war, die Gegenwart der wieder einsaugenden Gefässe zu beweisen. Vielleicht werden die Kranken, deren Wasser in eine Gallerte gerinnet, leichter durch die Paracentesis geheilt, als die, deren Wasser wie Harn ist, und durch keine Hitze gerinnt.

3. Von einer grossen Menge Wasserblasen, die in dem Unterleibe gefunden worden, durch Bartholomäus Anhorn von Hartuiß.

Aus der 370 Numer, 17 Seite.

Ein Mann von 58 Jahren, der flüssige, doch etwas zähe Säfte hatte, und dessen feste Theile schlaff waren; der ferner einen starken, untersetzten Körper, und guten Appetit

*) Dieser besteht aus Enzianwurzel, Galgant, von jedem ein Quentgen, die Spitzen von Tausendgüldenkraut zwey Quentgen, trockene gelbe Sevillische Pomeranzenschalen, die von dem Weissen gereiniget sind, und kleiner Kardamomensaamen, von jedem ein Quentgen, giesse ein Pfund kochendes Wasser darauf, und wenn es kalt ist, so seige es durch, und hebe es zum Gebrauch auf.

**) Dieser Julep wird sehr verschieden zubereitet: die besten Zubereitungen findet man in dem neu verbesserten Dispensatorium II. Theil. Hamburg, 862 und 864 Seite

Appetit hatte, seinen Geschäften wohl vorstand, und gute Diät hielt, suchte meine Hülfe im August des 1721sten Jahres. Sein Unterleib war sehr gespannt und aufgeschwollen, so wie in einer Bauchwassersucht, doch sahe der Harn natürlich aus, und wurde auch hinlänglich ausgeleert, die Füsse waren nicht angelaufen, und er holte frey Athem. Sein Unterleib aber, der im Junius zu schwellen angefangen hatte, nahm täglich zu, das Blut stockte in den Goldadern, und erregte daselbst sehr grosse Schmerzen, doch fehlte es ihm niemals weder an Appetit, noch Kräften.

In diesem zweifelhaften Falle verordnete ich, wegen des unterdrückten Goldaderflusses, Stahlarzneyen, die mit Purgirmitteln vermischt waren. Hierdurch wurde der Fluß der goldnen Ader sogleich erregt, die Schmerzen gestillt, und eine grosse Menge Unrath mit einiger Linderung durch die Därme ausgeleert. Hierauf gab ich ihm zubereiteten Salpeter täglich zwey Unzen; auch durch Wasser versüßte rektificirte Spiesglasbutter (*Mercurius vitae*) und andere harntreibende Mittel, doch alles vergebens.

Darauf wandte sich der Kranke zu den Pfuschern, die ihn aber bald in sehr elenden Umständen verliessen.

Da nun der Unterleib immer dicker wurde, so ließ ich den vierzehnten Januar die Paracentesis an ihm machen; aber die zähe Feuchtigkeit lief nicht durch die Röhre, daher machten wir den Einschnitt mit einer Lanzette. Hierauf wurde eine gallertartige Materie, die grau und gelb, und dicker als das Eyweis war, mit sehr viel weissen kugelrunden, dreyeckigen, wurmförmigen und eyförmigen Blasen, die so groß waren als eine Haselnuß, den ersten Tag auf sechs Kannen ausgeleert: und der Kranke war recht wohl. Den folgenden Tag wurde der Einschnitt erweitert, darauf kamen wiederum sehr viele Kugeln, die

gröſſer waren als ein Taubeney, mit sechs Maas Gallerte und einem grossen Stück einer weissen Masse, die einem Theil vom Netze ähnlich sah, aus dem Unterleibe heraus. Mit diesem Stück waren sehr viel solche kugelrunde Blasen durch Fasern verwachsen.

Da wir diese Materie untersuchten, so sahen wir, daß die Gallerte über dem Kohlenfeuer harte und weiß ward, und daß sich eine Haut darüber zog. Wenn Vitriolgeist, flüchtiger Salmiakgeist, aufgelöstes Weinsteinsalz, rektificirter Weingeist und Essig dazu geschüttet wurde, so veränderte sich dieselbe nur darinnen, daß sie durch jede von diesen Flüssigkeiten etwas verhärtet wurde.

Die runden Blasen sind ganz weiß, und widerstehen dem Gefühl; wenn sie zerrissen werden, so läuft ein weisser dem Milchsaft ähnlicher Saft heraus.

Jene weisse Masse, die einem Theil des Netzes ähnlich sieht, ist eine blosse Haut, ob sie gleich einen Finger dicke ist.

Der Anzahl nach sind ohngefähr sieben bis achttausend solcher Wasserblasen.

Den sechzehnten Tag nach der Operation befand sich der Kranke wohl: der Bauch war weich und eben; die Wunde recht gut, der Puls und das Athmen natürlich; folglich hatte er auch kein Fieber und schlief ruhig. Die gallertartige Materie ist dreyzehn Tage häufig ausgeleert worden; sie gab keinen Geruch von sich; jetzt fließt sie sehr sparsam und ganz wässericht heraus, riecht aber doch sehr stark, und wenn man einen silbernen Katheter in die Wunde steckt, so wird derselbe schwarz gefärbt. Dieses schreibe ich mehr den unreinen Säften zu, als daß ich glauben sollte, die Eingeweide wären mit dem Brande behaftet, indem kein Fieber da ist. Da den sechzehnten Tag nach der Operation eine Abkochung aus Alant, Glockenblüten und Odermennig, wozu man Honig, die Tinkturen von

der

der Aloe und Myrrhe und den Commendatorbalsam gethan hat, hineingespritzt wurde, so wurde eine Haut einer zerrissenen Wasserblase ausgeleert, welche grösser als ein Hünerey gewesen war.

Jetzt macht mir der Mangel des Appetits und der Kräfte viel zu thun. Ich verordne Wundmittel, verbinde damit stärkende und wirksame Arzneyen, und lasse ihm eine erquickende Nahrung geben *).

XXVII.

Von einem ungeheuren Netz, durch Johann Hurham.

Aus der 382 Numer, 60 Seite.

Eine Soldatenfrau hatte sehr lange an Kolikschmerzen und Brechen krank gelegen, dazu endlich eine harte Geschwulst des Unterleibes, welche täglich grösser wurde, kam. Alsdenn brach sie alles, schwarze reine Galle, endlich auch den groben Unrath, von sich. Besonders fühlte sie sehr oft einen sehr grossen Schmerz in der linken Weiche. Daher wurden Bähungen, Purgirmittel, Klystire, schmerzstillende und noch andere Mittel von dem Apotheker angewandt; doch alles vergebens: der Schmerz blieb da, die Geschwulst nahm immer zu, und war so hart wie Holz. Es entstanden darnach viele Beulen aus dieser Geschwulst, deren einige wie ein Kinderkopf, andere

*) In der 405 Numer, 562 Seite giebt Herr Rutty eine Uebersetzung von zwey ungewöhnlichen Bauchgeschwülsten, die Herr Johann Böcler in einem lateinischen Buch soll beschrieben haben. Vermuthlich meynt Herr Rutty den Brief des Herrn Böclers de fraudulenta muliere, quae per totam fere vitam ficto monstroso, ventre omnium oculos decepit. Argentorat. 1728. 4.

wie eine Mannsfaust groß waren. In ihrer linken Weiche war die größte Beule, und daselbst hatte sie den größten Schmerz, so daß sie öfters wünschte, daß die Geschwulst an dem Orte geöfnet würde. Als die Geschwulst zunahm, holte sie schwer Athem. Viel Tage vor ihrem Tode war sie völlig verstopft, und es konnten nicht einmal die allerstärksten Klystire einen Stuhlgang erregen. Diese grausamen Zufälle litte diese Frau einige Monate lang, bis sie endlich starb.

Der Unterleib war gleichsam bergicht; der übrige Körper aber war ganz mager. Als der Unterleib geöfnet war, zeigte sich das Netz, als eine grosse Masse Talg, welche die ganze Bauchhöle erfüllte, so, daß man weder den Magen, noch die Leber, noch die Därme sahe. Dieses ungeheure Netz war an vielen Orten mit dem Bauchfell verwachsen, besonders in der Gegend beyder Weichen, wo es fester und breiter, als an andern Orten anhieng. Als wir das Bauchfell kreuzweise durchschnitten und von dem Netz getrennt hatten, sahen wir dasselbe fast bis in das Becken niedergedrückt, mit der ganzen Aushölung der Leber verwachsen, und den Magen, den Zwölffinger- und Grimmdarm unter dieser Last zusammengedrückt. Es war ferner mit dem Fell, das die Nieren umgiebt, besonders auf der linken Seite verwachsen, so, daß der Grimmdarm etwas über dem Ort, wo er sich in den Mastdarm endigt, mit diesem Talggewebe eingewickelt war, und daher war dem groben Unrath der Weg verschlossen, daher kamen die sehr grausamen Schmerzen, womit diese Frau vor dem Tode war gequält worden.

Darauf trennten wir dieses grosse Netz von der Leber, dem Magen, der verhärteten Magendrüse, den Därmen, dem Gekröse und von der innern Haut des Bauchfells, welche auf den Nieren liegt. Die Milz war gleichsam in diesem Talge eingetaucht, zusam-

zusammengezogen, und bestand fast aus blossen Häuten.

Das Netz wog sechzehn Pfund, Apothekergewichte, und einige Pfund mochten wohl noch an verschiedenen Theilen hängen. Und wiewohl Gregorius Horstius in dem zehnten Jahrgang der *Ephemerid. Germanic.* *) noch von einem grössern Meldung thut; so ist dieses doch gewiß sehr merkwürdig.

Sowohl auf der äussern Seite, als auf der Mitte dieses grossen Netzes, bemerkte ich viel Blutgefässe, die sehr ausgedehnt waren, einige grösser als eine Gänsefeder, einige aber endigten sich in Adergeschwülste. Aus der größten von denselben habe ich ohngefähr sechs Unzen eines schwärzlichen Bluts, mit einigen weissen Körnern herausgezogen. Konnten wohl die weissen Körner Fetttheilgen seyn, die von den zurückführenden Netzadern eingesaugt, und durch die Krankheit geronnen sind?

Diese Masse schien mir aus mehrern Lappen zu bestehen, die fast mit einander zusammenhiengen; einige trennte ich: wenige davon waren so groß wie kleine Aepfel, und sahen ihnen auch ähnlich. Der mittlere Theil derselben war härter, und gab dem Messer nicht leichtlich nach.

Folgendes ist hier noch zu merken. Der untere Theil der Leber war ganz verhärtet. Aus der Gallenblase nahm ich sehr viel Steine, die den Steinkohlen ähnlich, und zerreiblich waren, auch auf dem Wasser schwammen, und die man sehr wohl eine glänzende Galle hätte nennen können, da sehr viel schimmernde, ohne Zweifel salzige Theilgen in denselben waren.

Die

*) Man sehe Ephemerid. natur. curioforum. Decad. II. ann. X. observ. 175. Dieses Netz wog über dreyssig Pfund. Mehr Fälle hat der Herr von Haller angezeigt in seinen Elementt. physiolog. Tom. VI. p. 367.

Die Gekrösdrüsen waren verhärtet, ja einige ganz versteinert. Die dünnen Därme waren entzündet, der Grimmdarm nebst dem Blind- und wurmförmigen Darme waren fast ganz mit dem Brande behaftet.

Beyde Nieren waren gesund genug. Aus der rechten aber giengen zwey Harngänge. Da ich die Niere zerschnitt, fand ich das Nierenbecken durch eine Scheidewand zertheilt, welche einen Zoll dicke und mit dem übrigen Gewebe der Niere völlig übereinkam. Diese Niere war also gleichsam doppelt, hatte zwey Becken, und zwey Harngänge. In der untersten Gegend der Bauchhöle waren zwey Pfund eines Blutwassers enthalten.

XXVIII.

1. Von zwey Wunden des Magens, durch Jacob Field.

Aus der 371 Numer, 78 Seite.

Ein junger Mohr wurde von seinem sechzigjährigen Schwiegervater mit einem Messer in die obere Gegend des Unterleibes verwundet. Hierdurch bekam der Magen so eine grosse Wunde, daß die Speisen, welche er gegessen hatte, durch die Wunde, welche senkrecht in dem Fleisch gemacht war, herausfielen.

Der alte Mann entfloh gleich darauf, und da ihn die Kameraden des jungen Menschen verfolgten, so verwundete er sich selbst aus Verzweiflung in die obere Gegend des Unterleibes, so, daß man seinen Magen sehen konnte, nur mit dem Unterschiede, daß seine Wunde quer über gieng. Man brachte diesen Alten in eben das Haus, wo der Jüngling lag.

Dieses geschah früh um neun Uhr. Der Wundarzt verband sie erst zwischen vier und fünf Uhr Nachmittags.

Er

Er nähete den Magen und den Unterleib von beyden zusammen, und ließ nur in jedem eine kleine Oefnung, damit die Wunde eitern könnte. Beyde bekamen ein Fieber. Doch war der Alte sehr in Gefahr, da das Fieber bey ihm vierzehn Tage anhielt. Die Wunden eiterten gut: und ohngefähr in Zeit von einem Monat gieng der Jüngling aus; der Alte aber lag etwas länger. Doch wurden sie beyde vollkommen geheilt, und sind seitdem völlig gesund gewesen, ob sich gleich dieser Zufall schon seit funfzehn Jahren zugetragen hat.

2. Von einem Geschwür im Magen, durch Herrn Attinson, den Wundarzt.

Aus derselben Numer, 80 Seite.

Eine Frau hatte eine grosse Geschwulst im obern Theil des Unterleibes, die sehr hart war, und ihr sehr schmerzte; doch sie veränderte die natürliche Farbe der Haut nicht, und hatte drey Monate lang zugenommen. Ich legte ein warmes Ziehpflaster darauf, wodurch dieselbe in vierzehn Tagen zu eitern anfieng. Alsdenn legte ich ein Brennmittel darauf: als der Grind abfiel, sahe ich in der Oefnung ein festes Wesen. Ich zog dieses ganz gelinde mit der Zange nach mir zu; darauf wurde fast eine Handvoll von demselben mit Gewalt herausgestossen, so verband ich das Geschwür. Beym folgenden Verbande sahe ich wiederum dieselbe Substanz: als ich daran drückte, so wurde fast zweymal so viel, als vorher, davon herausgetrieben.

Ich wußte nicht, wofür ich dieses Wesen halten sollte; aber endlich hielt ich dasselbe für das Netz, in welcher Meynung mich einige andere Wundärzte, denen ich es zeigte, bestätigten. Noch war ich zweifelhaft, ob der Magen in diesem Falle litte, oder nicht. Allein bey dem

folgenden

folgenden Verbande spritzte mehr als ein halbes Nössel ungehopftes Bier, das der Kranke kurz vorher getrunken hatte, in vollem Strom aus der Wunde. Nun hielt ich die Wunde für tödtlich. Ich verordnete sogleich, daß die Kranke sich ins Bette begeben, beständig auf dem Rücken liegen, und leicht zu verdauende Speisen geniessen sollte. Was sie aß und trank, kam größtentheils durch das Geschwür, acht oder zehn Tage lang, so daß ich keine Hoffnung hatte, sie jemals zu heilen. Doch in sechs Wochen wurde sie, wider meine Hofnung, völlig geheilt, und hat noch lange darnach gesund gelebet.

3. Ein widernatürlich Loch in dem obern Theil des Magens, durch Herrn Christoph Rawlinson.

Aus der 408 Numer, 361 Seite.

Seit drey oder vier Jahren beklagte sich Jacob Skidmore über einen heftigen Schmerz in seinem Magen und Därmen, und konnte nicht eher im Bette die Nacht ruhen, bis er den größten Theil der Speisen vom vorigen Tage von sich gegeben hatte. Er verglich seinen Schmerz mit einem grossen Gewichte, welches gleichsam auf der Gegend des Magens läge: dieses erleichterte er einigermassen, wenn er diesen Theil mit der Hand stark drückte. Legte er sich im Bette von einer Seite auf die andere, so konnte er sehr deutlich empfinden, daß eine Flüssigkeit mit einem Geräusch auf die untere Seite fiel. Diese Flüssigkeit hielt er für die Ursache aller seiner Quaal: Deswegen bat er sehr, daß man ihn aufschneiden und dieselbe herauslassen möchte.

Es war an diesem Theile keine sichtbare Geschwulst, auch war sein Unterleib nicht mehr, als gewöhnlich ausgedehnt.

gedehnt. Einige berühmte Aerzte hatten ihn besorgt, ehe er in das Hospital kam, allein ohne die geringste Besserung seiner Krankheit. Als er starb, öfneten wir ihn, um die Ursache seiner Krankheit zu finden. So bald wir das Bauchfell durchschnitten hatten, floß ein weißlicher molkenähnlicher Saft, der nur etwas dicker und trüber war, heraus: der aber doch keinen so sehr üblen Geruch von sich gab, als man von dessen langen Ruhe in diesem Orte hätte muthmassen können. Es waren über vier Maas von diesem Saft in der Bauchhöle enthalten.

Der Magen hatte in dem obern Theil, fast in der Mitte zwischen den beyden Oefnungen, ein Loch, welches ungefähr einen Zoll im Durchmesser war. Wir schnitten es nach der Länge auf, und fanden es ganz mit einer dicken leimigen gelblichen Materie erfüllt, und mit der innern Haut war nach unten ein Pflaumenkern und eine andere ähnliche Frucht fest angewachsen. Der Magen war auf der innern Seite nicht weit von diesem widernatürlichen Loche zwey oder drey Zoll breit mit dem Brande behaftet, und dem Loche gegenüber war ein Geschwür, das fast eben so groß, als dieses, war. Der ganze Magen war viel dicker, als gewöhnlich, und der Theil, der zunächst an dem rechten Magenmunde liegt, war viermal dicker, als im natürlichen Zustande. Er hieng mit allen herumliegenden Theilen fest zusammen; und mit der grossen Magendrüse war er so verwachsen, daß man ihn, ohne zu zerreissen, nicht trennen konnte. Die Milz wog nicht mehr als ein halbes Loth. Die grosse Magendrüse war verhärtet, doch fast so groß, als natürlich. In der Leber und den Nieren sahe man keinen sichtbaren Fehler; die Theile in der Brust waren auch gesund, ausser daß die Lunge sehr fest mit dem Brustfell verwachsen war. Die Därme, und alle Eingeweide des Unterleibes waren weis-

ser,

ser, als gewöhnlich, da sie so lange in dem Wasser gleichsam gesotten waren *).

XXIX.

Von der Kur des Blutspeyens, welches durch sehr kalte flüssige Arzneyen im Winter ist geheilt worden, durch Peter Antonius Michelotti.

Aus der 419 Numer, 129 Seite.

Ein Mann, der sich auf dem Lande durch Jagen und heftiges Reiten ausserordentlich bewegt hatte, bekam den drey und zwanzigsten December, 1728, in den Frühstunden ein heftiges Blutspeyen. Dieses habe ich folgendermassen geheilt.

Da ich wußte, daß der Jüngling eine verhärtete Milzgeschwulst, und deswegen schon vor vier Jahren Blut ausgeworfen hatte; daß er ferner jährlich im Frühjahre und Herbste Nasenbluten bekam, welches, nachdem er einen Stoß auf den Kopf bekommen, fast gänzlich aufgehört hatte: so ließ ich ihm aus den Goldadern ohngefähr acht Unzen durch die Blutigel abziehen, um die überflüssige Menge Blut zu vermindern, um dasselbe von der Milz und dem Magen abzuleiten. Darauf ließ ich

*) Herr Amyand zeigt in der 422 Numer, 260 Seite an, daß in einem Mädgen, welche an der Schwindsucht gestorben war, der Magen in der Mitte zusammengezogen, und gleichsam in zwey Säcke getheilt gewesen sey, ohne doch, daß dieses Mädgen irgend einige üble Verdauung gehabt hätte. Sondern sie bekam einen Husten, und dann die Schwindsucht, da denn auch die Lungen an einigen Orten Eitersäcke in sich hielten.

ich ihn denselben Tag öfters ein Wasser, worinnen mit Korallen bereiteter Wegbreitsaft und viel Salpeter war, becherweise geben, um das Wallen des Bluts zu stillen. Da aber das Blutbrechen die andere Nacht heftiger ward, so gab ich ein Wasser, worinnen Salatsaft, und zwölf Tropfen von dem Quittenlaudan des Helmonts gemischt war, zu vier Unzen zu trinken, damit die Geschwindigkeit des Bluts gemindert würde, und der Kranke schlafen möchte. Da aber das Blut zum dritten- und viertenmal aus dem Magen herausschoß, so ließ ich ihm Pillen, die aus sechs Scrupeln des *Persici* PHILONII *) und dem Saft des Blutkrauts (*herba sanguinalis*) gemacht waren, geben. Zu gleicher Zeit verordnete ich, daß er eiskaltes Wasser mit kaltem Essig vermischt in dem Munde halten sollte, und daß ein Schwamm in sehr kalten Essig getaucht auf die Gegend des Magens gelegt würde. Da aber das Blutbrechen zum fünften und sechsten mal wieder kam, und da der Kranke in die Ohnmacht fiel, so nahm ich meine Zuflucht zu einer Confektion, die aus zerstossenem Mohn- und Bilsenkrautsaamen, mit Rosen angemachten Zucker bestand, wozu Armenische Erde und Blutstein gethan war, welche der Kranke zu einem halben Löffel nehmen mußte. Auch gab ich ihm die ergänzenden Pillen (*consolidantia catapotia*) des Helvetius. Hierdurch wurde das Blutspeyen auf einige Stunden gestillt.

Diese

*) Diese Latwerge findet man in dem Dispensat. Borusso Brandenburgico und in Woyts Schatzkammer S. 713 beschrieben. ℞ Sem. Hyoscyam. Piper alb. aa. ʒx. Opii depur. Terrae Lemniae a ʒv. Lapid Haematit. Croci, a ʒvß. Trochisc. Ramich. Pyrethr. Castor. Zedoar. Doron. Spic. Ind. Matr. Perlar. praep. Succin. opt. ā ʒß. Camphor. ℈ß. Mel. despum. ʒxv. F. Electuar.

Diese Nacht unterließ ich das Aderlassen: weil sehr viel Blut verloren gegangen war, der Kranke ohnmächtig da lag, und weil die geringe Menge Blut, die aus der Ader gelassen wird, mir nicht hinreichend schien, den Lauf des Bluts vom Magen abzuleiten, sondern denselben vielmehr würde vermehrt haben.

Da früh Morgens das Blutspeyen wieder vom neuen anfieng, so ließ ich den Kranken den sehr kalten Saft aus der Brennessel, worinnen acht Gran von gedörrten Mohnsaft gemischt waren, zu vier Unzen trinken. Da auch dieses nicht die erwünschte Wirkung that; so entschloß ich den Blutfluß in dem Magen durch sehr kalte Tränke zu unterdrücken, und erwählte auch zugleich solche, welche ihn stärkten. Zuerst gab ich ihm Choccolade, alsdenn Kuhmilch mit Zucker; und darauf einen Trank, der aus Mandeln- und Mohnsaamensaft nebst Zucker gemacht war. Diese gab ich ihm wechselsweise zu sieben Unzen, um die sechste Stunde, nachdem ich sie durch Eis und Salpeter hatte frieren lassen. In den Zwischenstunden ließ ich ihn das Nuceriner Wasser sehr kalt fleissig trinken. Damit fuhr ich fort bis zum ersten Februar. Alsdenn ließ ich ihn leicht zu verdauende und nährende Speisen geniessen. Und den schwachen Magen zu stärken, gab ich ihm täglich vor der Mittagsmahlzeit sechzig Tropfen Wermuthtinktur in Pimpinellwasser.

Um den dritten oder vierten Tag brauchte ich Klystiere, die aus Kuhmilch, Butter, Eydotter und Zucker gemacht waren, damit das im Magen geronnene Blut nach den untern Theilen abgeleitet werden möchte. Denn innerlich auflösende Mittel wollte ich deswegen nicht geben, damit die Wirkung der kalten Mittel nicht geschwächt würde.

Und auf diese Art habe ich diesen Kranken von seiner sehr gefährlichen Krankheit befreyet. Nach der Zeit ließ ich ihm alle drey oder vier Monate, aus Vorsicht, zur Ader. Der Mann war gesund bis zum December 1730.

Den

Den 2 December überfiel ihn wieder bey Nacht ein heftiges Blutbrechen. Ich ließ ihm sogleich an dem linken Arm zur Ader, bis 10 Unzen Blut; darauf verschrieb ich wieder das flüssige Laudan des Helmont, und ließ ihn davon achtzehn Tropfen in vier Unzen Pimpinellenwasser drey bis viermal diese Nacht durch nehmen.

Bey diesen Mitteln ruhte das Blutbrechen kaum zwey Stunden. Da es sich aber wieder einstellte, ließ ich ihm aus der goldnen Ader ohngefähr vier Unzen Blut wegnehmen, und nahm meine Zuflucht zu den sehr kalten Tränken, zuerst zur Chocolade, hernach nach vier Stunden zu andern gefrornen Tränken, die man auf Italiänisch *Sorbetti ex Spumiglia & Pappina* nennt. Hierdurch erhielt ich, daß das Blutbrechen bis auf den folgenden Tag ausblieb: Alsdenn kehrte es zweymal wieder, wurde aber durch diese kalten Tränke, welche ich um die vierte Stunde wiederholen ließ, unterdrückt.

Am dritten Tage, als der Kranke nur etwas Blut gegen Abend ausbrach, verordnete ich ihm Pillen, die 30 Gran des Persici Philonii, und einen halben Skrupel gedörrten Mohnsaft enthielten, in drey Unzen Wasser aus dem Saft der Tormentilla zu nehmen. Hierdurch wurde das Blutbrechen gestillt, und es folgte ein langer Schlaf. Unterdessen ließ ich auch das oben beschriebene Klystier setzen. Ueber dieses wurde ihm zum Trank, und den Magen zu stärken, mässig ein Wasser gegeben, worinnen Quitten ein wenig gekocht, und Schafgarbensaft darzu gethan war.

Zwölf Tage lang, bediente ich mich dieser sehr kalten und dünnen Diät, mit glücklichem Erfolg. Da aber der Kranke darnach über einen heftigen, den Magen ausdehnenden Schmerz klagte, weil er wegen des heftigen Durstes zu viel kaltes Wasser getrunken hatte, so setzte ich dieses aus, und ließ ihn an dessen Statt Hünerbrühen, worinnen ein frisches Eydotter und Limoniensaft aufge-

löst war, genieſſen. Dieſe Brühen nahm er zweymal des Tages: früh morgens aber trank er warme Chocco-lade, und vor derſelben kaltes Waſſer, um den Magen zu erfriſchen und den groſſen Durſt zu lindern. Ueber dieſes ließ ich auch die oben beſchriebene Latwerge, die unordentlichen Bewegungen der Nerven und der Lebensgeiſter zu ſtillen, brauchen.

Den 14ten Tag entſtand plötzlich hinter dem linken Ohr ein Schmerz und eine Geſchwulſt, die ſich bis an die Mitte der untern Kinnlade ausbreitete, nachdem der Kopf vorher ſehr wenig geſchmerzt hatte: und zu gleicher Zeit wurde das Fieber, welches nur ſtets gelinde geweſen war, mit Beunruhigung des Gemüths ſehr heftig. Wider dieſen Schmrrz ließ ich warme und feuchte Bähungen, die aus Kuhmilch und Waſſer, worinnen Holunderblüten gekocht waren, beſtanden, mit oft aufgelegten Schwämmen, gebrauchen. Und hierdurch wurde dieſe Geſchwulſt in einer Zeit von acht Tagen gänzlich zertheilt. Das Fieber nahm hierauf nur gegen Abend zu, früh ließ es nach. Der Kranke durſtete nicht mehr ſo ſehr, und trank kaltes Nuceriner Waſſer. Bey Tage wachte er, des Nachts ſchlief er: durch die beniemten warmen Tränke wurde er erquickt, und zuweilen genoß er auch Reisbrühen. Er wurde in geſunden Tagen leicht von üblen Aufſtoſſen geplagt, und klagte jetzt über Säure, die den Magen zum Brechen reizte. Dawider ließ ich ihn einmal des Tages um Mittagszeit Wermuthtinktur, und öfters kaltes Waſſer aus dem Nuceriner Brunnen gebrauchen.

Zuweilen nahm er die Arzeney aus dem Perſico Philonii und gedörrten Mohnſaft; zuweilen eine aus Milch und Zucker künſtlich gefrorne Gelee, um den oft aufſtoſſenden, und durch die warmen Gährungen bewegten Magen zu beruhigen.

Den vierzigſten Tag hörte das durch die Säure des Magens erregte Brechen der wäſſerigen Feuchtigkeit auf.

Die

Die Schlagadern waren im natürlichem Zustande; der Leib öfnete sich hinlänglich; der Harn aber wurde häufig ausgeleert. Die Kräfte und der Appetit nahmen so zu, daß er stärkere Speisen, nemlich Hirschhorngeleen, und andere dergleichen, eher, als er obbenannte Brühen nahm, täglich dreymal zu sich nehmen mußte. Bey Beobachtung einer guten Diät nahmen seine Kräfte mehr und mehr zu, und er wurde völlig gesund *).

XXX.

Bemerkungen bey der Oefnung einer Person, welche einige Unzen Queckſilber innerlich genommen hatte, und von einem Pflaumenkern, welcher in den Häuten des Mastdarms gefunden wurde, durch Dr. Madden.

Aus der 442 Numer, 291 Seite.
Geschrieben im Julius, 1736.

Der Mann, dessen Körper ich, Dr. **Robinson**, und der Wundarzt **Nichols** öfneten, hatte vor einigen

*) Der Verfasser dieser Abhandlung beweist über dieses weitläuftig, diese Art, das Blutbrechen zu heilen, sey mit der Vernunft und Erfahrung sehr übereinstimmend, weil die eröfneten Enden der Gefässe durch die unmittelbare Berührung des kalten Wassers zusammengezogen werden, und das Blut in die grösseren Gefässe zurückgetrieben wird. Er führt als Beweise dieser Meynung die Zeugnisse der Alten, des Hippokrates in dessen *Aphor. Sect. V. Aph. 23.* und Galens im 7 Buch *Meth. Med. Cap. IV.* und anderer, besonders des Bartholins in dessen Buch *de nivis vsu medico* an. Ich übergehe dieses, weil es durch die Erfahrung und die Lehren neuerer Aerzte mehr als zu bekannt ist. Man sehe ausser andern von dieser Krankheit Herrn Lieutaud Synopsis prax. med. Amstelod. 765. 1 Theil, Seite 208. und insbesondere IGNATII GERVASII de vsu frigidae in haemoptysin et quodcunque sanguinis profluuium, Rom. 1756. 4. dessen Auszug Comm. Lipſ. Dec. I. Suppl. p. 566. seq.

gen Jahren sehr verstopften Leib gehabt. Kurz vor seinem Ende nahm dieses Uebel zu, und er ward mit einer sehr heftigen Krankheit überfallen, die ich nicht nennen kann, weil ich ihn niemals besucht habe.

Er nahm, um sich ofnen Leib zu verschaffen, auf Anrathung eines Arztes einige Unzen Queckſilber zu verschiedenen Zeiten ohne Linderung ein, und starb endlich.

Bey Oefnung des sehr ausgedehnten Unterleibes gieng sehr viel Luft heraus, wiewohl die Därme und der Magen nicht verletzt wurden.

Der Magen war leer: und die innern Häute waren sehr von einem Ende zum andern entzündet. An einigen Orten der dünnen Därme fanden wir einige zerstreute Körner Queckſilber; und überhaupt war in ihnen ein schwarzes sandiges Pulver, das den mineralischen Aethiops sehr ähnlich sah, ausgestreut. Ohne Zweifel war das Queckſilber in diese Substanz verändert worden.

Der Grimmdarm war bey seinem Anfang so sehr ausgedehnt, daß er die doppelte Dicke von einem Mannsarme über der Schulter hatte. Diese außerordentliche Dicke erstreckte sich zehn oder zwölf Zoll in die Länge, darauf nahm sie nach und nach ab, und da, wo der Darm an dem Magen hieng, war er nicht den dritten Theil so dicke.

An seinem Anfange war dieser Darm sehr entzündet, und enthielt zum wenigsten sechs Quart eines flüſſigen Unraths, in demselben bemerkten wir Queckſilber und auch etwas von dem oben gemeldeten schwarzen Pulver.

Da, wo der Grimmdarm sich von dem Magen abneigt, und nach der linken Niere wendet, hieng er drey Zoll breit an das Netz: und als wir diese verwachsene Theile trennten, fanden wir ein Geschwür und Entzün-

dung

bung, welche sogar mit dem Theile des gewundenen Darms, der an den Grimmdarm stößt, eine Gemeinschaft hatten.

In diesem Theile des Grimmdarms war ein Loch, welches über drey Viertheil Zoll im Durchmesser hatte, und ausserdem viel kleinere Löcher, die so dicke als ein Gänsekiel waren, wodurch etwas grober Unrath in den Unterbauch geflossen war.

So wie die Häute des Grimmdarms sich dem Mastdarme näherten, wurden sie verhärtet, über sechs Zoll breit, und die innere Röhre wurde nach und nach enger.

Die Klappen dieses Darms um diesen Ort waren röthlicht, und mehr verhärtet als die andern Theile dieses Darms. Die Häute desselben, wo er mit dem Mastdarme zusammenhieng, waren zuletzt einen halben Zoll dicke, und der innere Raum nahm kaum den vierten Theil seiner natürlichen Grösse ein.

Als wir diesen Darm an diesem Orte wagerecht aufschnitten, bemerkten wir einen Körper, welcher den Weg verstopfte, und dem Gefühl nach knorpelartig war. Da wir aber den Darm nach der Länge öfneten, fanden wir, daß es nur die zwey verhärteten Klappen des Grimmdarms waren, die in den Mastdarm niedergedruckt waren.

Auch fanden wir hier einen kleinen Pflaumenkern, welcher gänzlich in der innern Haut eingehüllt war; dieser hatte sich eine Hülle zwischen den beyden Häuten des Mastdarms, und zugleich ein klein Geschwür gemacht, welches sich in die Beckenhöhle ausleerte, doch hatte es keine Gemeinschaft mit dem Innern des Mastdarms.

XXXI.

1. Von einem Theil des Grimmdarms, welcher vierzehn Jahr lang zu einer Wunde heraushieng, durch Abraham Vater.

Aus der 366 Numer, 89 Seite.

Ein Soldat von 24 Jahren wurde im Jahr 1706 in der linken Weiche verwundet; diesem hieng darauf vierzehn Jahr lang ein grosser Theil des Grimmdarms, welcher durch die Wunde zerschnitten und umgedrehet war, von einer Spanne lang ausserhalb dem Körper.

Dieser durch die Wunde ausgetretene Darm hatte sich umgedrehet, so, daß sich die innere Fläche nach aussen kehrte, und so hieng er in der Mitte zusammen, daß er zwey Theile bildete, deren einer sich in die Höhe kehrte und die Oefnung zeigte, welche nach den dünnen Därmen gieng und den groben Unrath ausleerte; der andere Theil hieng herunter, und seine Oefnung richtete sich nach dem querlaufenden Grimmdarm. Auf der innern Fläche, die jetzt die äussere ist, zeigen sich sehr viel Drüsen, die weiß und grau sind, und wie Warzen hervorragen. Wenn man sie zu heftig berührt, so lassen sie Blut gehen. Der so hervorhängende Darm gehet niemals ganz in den Unterleib zurück; wenn aber der Magen leer ist, so zieht er sich in etwas in den Bauch, wird aber bey vollem Magen und zurückgehaltenem Athem länger herausgetrieben. Der Mann bedient sich sehr kalten Wassers, welches sogar mit Eis und Schnee vermischt ist, den Unrath abzuwischen, ohne einige beschwerliche Empfindung. Der Darm verträgt auch sehr kalte Luft, zieht sich durch dieselbe etwas zurück, wird hart und etwas blaß. Der Mann kann alle Speisen vertragen; doch frische Früchte

und Kräuter vermischen sich nicht mit den übrigen Speisen, sondern gehen unverdauet heraus, so wie auch die Brühen von den festen Speisen *).

2. Von einem grossen Nabelbruche, durch Johann Ranby.

Aus der 421 Numer, 221 Seite.

Vor sechs Jahren gab ein Mann seiner Frauen einen Stoß wider ihren Bauch. Von der Zeit an klagte sie über Schmerzen und eine Geschwulst um den Nabel, welche nach und nach so groß als ein Mannskopf wurde, die ihr aber wenig Schmerzen, ausser durch ihre Schwere, verursachte. Dieser Schmerz war besonders zugegen, wenn sie ihr Band ablegte, welches sie gemeiniglich trug, ausgenommen wenn sie den Durchlauf bekam, welcher allezeit mit Kolikschmerzen, besonders in dem Bruche, begleitet war. Diese Schmerzen zu erleichtern, rieth man ihr, über den Ort mit einem heissen Eisen zu fahren. Daher brannte sie sich so oft, daß in der Haut einige grosse Narben zurückblieben. Drey Tage vor ihrem Tode überfiel sie der Durchfall, welcher mit einem schleichenden Fieber begleitet war.

Als wir den Sack öfneten, zeigte sich zuerst das Netz, und der größte Theil davon war mit dem Bauchfell verwachsen. Als dieses zurückgeschlagen wurde, waren die dünnen Därme zu zwey und einer halben Elle in diesem Sacke enthalten, nebst dem ganzen Grimmdarme, den Theil ausgenommen, der unter der linken Niere liegt. Der Anfang des Grimmdarms nebst dem Blinddarme waren mit dem Gekröse so verwachsen, daß sie nur zwey

*) Da das beygefügte Kupfer schlecht ist, und sich der Fall leicht vorstellen läßt, habe ich das Kupfer weggelassen.

Zoll von dem rechten Magenmunde entfernet waren; dieser und mehr als der dritte Theil des Magens waren hierdurch mit in den Sack gezogen. Der Anfang des Zwölffingerdarms trat in den Sack, und kehrte darnach wieder zurück: dieser und ein kleiner Theil des leeren Darms waren die vorzüglichsten Theile, die im Unterleibe geblieben waren.

3. Von einem Kinde, dem die Därme zum Leibe heraushiengen, als es gebohren wurde, durch Klaudius Amyand.

Aus der 422 Numer, 258 Seite.

Den 18 December, 1730, wurde ein Kind gebohren, dem der größte Theil der Därme zum Leibe heraushieng, durch eine Oefnung, welche ohngefähr einen halben Zoll im Durchmesser hatte. Die Geburt war natürlich und leicht.

Als ich dahin gerufen ward, so fand ich, daß die Oefnung mit einer Haut umzogen war, und daß eine Sehne verhinderte, daß die Därme nicht konnten zurückgelegt werden. Die Theile waren blaugelb, und fiengen an abzusterben. Das Kind aber lebte noch fast drey Tage.

Als ich den Leichnam öfnete, so sahe ich, daß alle dünnen Därme, ausser dem Zwölffingerdarme, und auch die weiten Därme, bis auf einen kleinen Theil des Mastdarms, hervorgefallen waren: die Gallenblase war ungefähr zwey Zoll lang, und die Hälfte derselben hieng auch ausserhalb den Unterleib, nebst einem kleinen Theil des Magens. Alle diese Theile waren so mit einander verwachsen, und unter sich verworren, daß es unmöglich war, sie von einander zu trennen. Wie wir die Theile

aufbliesen,

aufblieſen, ſo ſchien es, als wenn die Därme ihre natürliche Länge hätten. Die Leber war viel dicker und gröſſer als gewöhnlich, und an dem Orte, wo ſie ſonſt ausgehöhlt iſt, erhaben. Die Gebärmutter und Harnblaſe waren durch das Gewicht der Därme, die ſie auf der rechten Seite drückten, an die linke Seite gepreßt worden *).

Die Mutter wußte keine Urſache von dieſer widernatürlichen Bildung. Das Kind wurde zur gehörigen Zeit gebohren, aber da es einige Monate vor der Geburt ſehr unruhig war, ſo vermuthete die Mutter, daß es nicht wohl wäre. Dieſes ausgenommen, hatte man nichts Ungewöhnliches wahrgenommen.

4. Von einem Bruch in der Schaamweiche, und einer Stecknadel, welche in dem Fortſatze des Blinddarms mit ſteinartiger Maſſe umzogen war, nebſt einigen Bemerkungen über die Darmwunden, durch Klaudius Amyand.

Aus der 443 Numer, 329 Seite.

Geſchrieben im October, 1736.

Den 5 October, 1735, wurde ein Knabe von eilf Jahren in das Georgshoſpital gebracht, um von einem Hodenſack-

*) Auſſer andern in den Handbüchern zerſtreueten ähnlichen Fällen ſehe man mehr Beyſpiele, G. A. FRIED diſſertat. de foetu inteſtinis plane nudis extra abdomen propendentibus nato, Argentorat. 1760. 4. Man findet dieſe Diſſertation im erſten Bande des Herrn Eduard Sandifort Theſauri diſſertation. et programmat. Roterod. et Lugdun. 1765. 4.

Hodensackbruch, den er von Kindheit an gehabt hatte, und einem Fistelgeschwür zwischen dem Hodensack und dem dicken Bein, welches sich in den Bruch endigte, geheilt zu werden. Aus diesem Geschwür war seit einem Monate eine grosse Menge böses Eiter ausgeleert worden. Der Bruch war klein, und verursachte keine Schmerzen. Ein Theil desselben konnte wieder zurückgelegt werden. Da man aber sahe, daß das Fistelgeschwür von dem Theil entsprung, welcher nicht konnte zurückgelegt werden: so folgte daaus deutlich, daß die Heilung der Fistel von der Heilung des Bruchs abhienge. Diese aber konnte nicht anders, als durch die Operation erreicht werden, welche auch den sechsten December vollbracht wurde. Diese war sehr schwer und gefährlich.

Die Geschwulst, die vornehmlich aus dem Netz bestand, war ohngefähr so groß, als ein kleiner Renettenapfel. In derselben war der wurmförmige Fortsatz, welchen eine Nadel durchbohrt hatte. Der Kopf der Nadel war mit einer steinartigen Masse überzogen, und durch die Oefnung, welche die Nadel in den Darm gemacht hatte, konnte der dicke Unrath in den Bruchsack ausgeleert werden, wenn die Nadel ihre Lage veränderte. Das Geschwür, welches von ohngefähr in dem Bruchsack entstanden war, und die Ausleerung des Eiters in den zwey letzten Monaten hatten alles gleichsam verknüpft und verwirrt; und da der Darm und das Netz mit dem Bruchsack, den Saamengefässen und den Hoden, gleichsam einen Körper ausmachten, so konnte man sie sehr schwerlich von einander unterscheiden, oder, ohne zu verwunden, trennen. Auch verhinderte uns in der Operation, daß die Nadel öfters dem Messer im Wege stand, und so aus dem Darme hervorragte, daß man nicht wissen konnte, woher und wenn der grobe Unrath ausgeleert würde. Doch das gröβte Hinderniß war, daß wir nicht wußten, welcher

Darm

Darm in dem Bruchsack war, bis die Operation vorbey war; denn der Darm war so zusammen gezogen, fleischig, verdoppelt und in seiner Figur und Wesen verändert, daß man ihn unmöglich für den bloß verlängerten Anhang des Blinddarms halten können.

Als wir die Operation unternahmen, so befürchteten wir keine von allen diesen Schwierigkeiten, und machten sie, wie gewöhnlich. Da das Netz am obersten in dem Bruchsack lag, so wurde es von den Theilen, mit welchen es verknüpft war, losgeschnitten, und besonders von dem Darme. Hernach wurde es dichte an den Bauchmuskeln abgeschnitten, ohne verbunden zu werden, da die Gefässe klein waren, und es mehr drüsenartig war, als gewöhnlich.

Bey dieser Trennung vergieng sehr viel Zeit; wir hatten wenig Raum, und wurden sehr durch die Ausleerung des dicken Unraths aus dem Darme gestöhret. Der Darm, welcher gleichsam eine doppelte Röhre bildete, die in einer krummen Linie über die Hoden und Saamengefässe gieng, wurde von einander und von den andern Theilen abgesondert bis an die Oefnung in den Bauchmuskeln, wo wir das verschlossene Ende desselben absonderten, und darauf ausdehnten. Hierauf sahe man das Loch, das die Nadel gemacht hatte, welches bis jetzt verborgen lag. Durch einen ungefähren Druck fiel der obere mit kalkartiger Materie überzogene Theil aus dem Darme. Die gegenwärtigen Aerzte waren der Meynung, diesen Darm abzuschneiden. Zu dem Ende unterband ich den gesunden Theil desselben zwey Zoll über dem Loch, schnitt den Darm einen Zoll über dem Loch ab, und legte ihn in den Unterleib zurück, so daß man einen künstlichen After hier machen konnte, wenn es des Kranken Umstände erfodern sollten. Darauf wurde der Bruchsack, so weit er von der Haut, den Saamengefässen ꝛc. befreyet

war,

war, abgeschnitten. Diese aber, da sie gesund aussahen, ließ man in ihrer Lage. Wir öfneten hernach das Fistelgeschwür, und schnitten die Fleischlappen ab, die Oefnung in den Bauchmuskeln wurde erweitert und mit einer Wiecke verstopft. Der übrige Verband und die Lage des Kranken wurde so eingerichtet, daß aller Druck an der Wunde vermieden ward.

Diese Operation war sowohl für mich mühsam, als auch für den Kranken sehr schmerzhaft. Die Theile, welche man nicht wohl von einander unterscheiden konnte, musten alle von einander getrennt werden. Die Operation, welche der Kranke mit grossem Muth aushielt, dauerte fast eine halbe Stunde. Der Kranke hatte während derselben starkes Brechen und einige Stuhlgänge. Doch diese wurden bald beruhiget durch eine halbe Unze Diacodium und erweichende Bähungen, die ich warm auf den Unterleib legen ließ. Es wurde ihm zur Ader gelassen, und verordnet, daß ein erweichendes krampfstillendes öhlichtes Klystier auf den Abend sollte gesetzt werden. Allein da er sich wohl befand, und der Leib nicht gespannt war, so unterblieb dasselbe. Er mußte sehr genaue Diät halten, und sein Körper wurde durch Klystiere, die ich ihm, wenn der Leib verstopft war, um den andern Tag verordnete, offen erhalten. Als wir ihn den vierten Tag nach der Operation verbanden, so sahe alles gut aus, und wir hatten grosse Hoffnung, den Kranken zu heilen, da besonders die Ausleerung des groben Unraths natürlich war. Die Wiecke nahmen wir nicht eher, als den achten Tag, aus der Oefnung des Bauchs. Den zehnten Tag fiel der Faden, womit der Darm unterbunden war, ab, und es lief kein grober Unrath heraus. Folglich sahe man hieraus, daß der Unrath seinen natürlichen Lauf genommen hatte. Von der Zeit an wurde die Wunde wie eine gemeine andere behandelt. Nur wurde auf die Bauchöfnung stark und beständig gedruckt, um sowohl zu verhüten,

hüten, daß die Eingeweide des Unterleibes nicht wieder herausgetrieben würden, als auch durch ein völliges Verwachsen und eine feste Narbe den Kranken für den Bruch wirklich in Sicherheit zu setzen. Während der Heilung lag der Kranke im Bette, aß sehr wenig, und bediente sich stets eines Leibstuhls. Durch diese Mittel wurde die Wunde in weniger denn einem Monat geheilt, und der Kranke mußte bald darauf einige Zeit lang ein Bruchband tragen, damit das Uebel desto sicherer geheilt würde.

Es ist ein besonderer und seltner Fall, daß bloß der wurmförmige Fortsatz des Blinddarms in dem Bruchsack gefunden ward. Dieser war voll von dickem Unrath, und konnte vielleicht noch von mehrerem erfüllt gewesen seyn; der aber durch den äussern Druck zurück in den Grimmdarm mit einem Brausen, welches die zurückgelegten Därme gemeiniglich machen, getreten war. Daher war die Geschwulst, als sie zusammengedrückt war, ehe die Operation gemacht wurde, und da der Kranke auf dem Rücken mit dem Kopfe niederwärts lag, kleiner geworden, und wenn er aufrecht stand, nahm sie zu, indem der Unrath aus dem Grimmdarm wieder zurückfallen konnte.

Der Kranke erinnerte sich nicht, wenn er die Nadel verschluckt hatte. Allein da dieser Bruch von seiner Kindheit an beständig da war, und nicht zurückgebracht werden konnte; so ist es wahrscheinlich, daß auch zu der Zeit die Nadel in den Fortsatz des vorgefallenen Blinddarms gekommen sey, und daß die darauf erfolgte Entzündung ein Verwachsen verursacht habe, wodurch die Geschwulst zugenommen hat, und es unmöglich geworden ist, die vorgefallenen Theile zurück zu legen.

Die Wundärzte, welche den Kranken vor der Operation verbunden hatten, sagten, das Eiter, welches aus dem Fistelgeschwür vorher sey ausgeleert worden, hätte

oft

oft das Ansehen und den Geruch des groben Unraths gehabt. Folglich ist es gewiß, daß die Wunde des Darms die Ursache des Geschwürs gewesen sey. Auch erinnerte sich der Kranke vollkommen, daß die Eiterung, welche vor dem Auswurf aus dem Fistelgeschwür vorhergegangen war, mit wenigem Schmerz sey begleitet gewesen. Dieses zeiget, daß das Austreten des groben Unraths aus dem Darm in den Bruchsack, und das Zerplatzen dieses Sacks, die Ursache von dem Auswurf der Fistel waren.

Die Nadel war zwey Drittheil innerhalb des Darms mit einer Kalkmasse überzogen, das andere Drittheil stack mit seiner Spitze in dem Netze, und lag so verborgen, daß es fast nicht möglich schien, daß die Nadel aus dem Darme kommen konnte. Denn die Oefnung war verhärtet, und so widerstehend, daß eine gewisse Kraft erfordert wurde, die Nadel durch diese kleine Oefnung zu treiben: denn wiewohl man annehmen könnte, daß die Oefnung von ohngefähr hätte erweitert, und die Nadel weiter vorwärts gedruckt werden können: so sieht man doch deutlich, daß die Kräfte der Natur nicht hinreichend gewesen wären, sich von derselben zu befreyen, sondern daß die Nadel wohl die ganze Lebenszeit des Kranken in demselben Orte geblieben wäre.

Herr Hans Sloane hat Beyspiele gegeben *) von Dingen, die in den Därmen mit einer steinartigen Masse überzogen waren, und die, ob es gleich sehr unwahrscheinlich schien, sind ausgeleert worden. Die tägliche Erfahrung lehrt, wie sehr sich die Natur bemühet, sich derselben selbst zu befreyen, so daß man sie öfters ihrer eignen Sorgfalt überlassen kann.

Man

*) Man sehe den ersten Band dieser Abhandlungen Seite 123. u. f.

Man siehet dieses aus den Schwierigkeiten, welche sich bey der Heilung dieses Zufalls einstellten, welche wenigstens nicht so glücklich erfolgte, als man anfänglich hoffte. Denn nachdem der Kranke sein Bruchband ablegte, so fielen die Därme bey heftiger Arbeit wieder in die Schaamweichen, sechs Monate, nachdem die Wunde geheilt war. Dieses ist das vierte Beyspiel, welches ich gesehen habe, von der Unzulänglichkeit dieser Operation, den Bruch völlig zu heilen: und doch ist es klar, daß diese Art viel wirksamer sey, als die Brennmittel oder eine andere Heilungsart, wodurch dieses Uebel soll geheilt werden. Wenn die Kranken noch wachsen, so ist ein gutes Bruchband mit einer Feder ein wirksames Mittel; bey einem Erwachsenen ist es das einzige, doch nur die Krankheit lindernde Mittel.

Bey diesem Vorfall erinnere ich mich zweyer Bemerkungen, die ich im letzten Kriege in Flandern, und zweyer andern, die ich letzt in London gemacht habe.

Bey der Oefnung eines Soldaten, der einige Jahr mit einem Bruch in der Schaamweiche und dem Hodensacke behaftet gewesen war, fand ich in einem Theil des gewundenen Darms einen Anhang, welcher dem wurmförmigen Fortsatz des Blinddarms ähnlich war. Er war ohngefähr sechs Zoll lang, und fast so stark im Durchmesser, als der Darm selbst: die Häute desselben waren dünner als die Häute des gewundenen Darms, welche ihre natürliche Beschaffenheit hatten. Es schien, als wenn diese Verlängerung des einen Theils vom gewundenen Darme in dem Bruchsacke gelegen hätte, und sich in demselben längs nach der Scheide der Saamengefässe ausgedehnt hätte, verhältnißweise mit der Ausdehnung des Bruchsacks. Dieser Fortsatz des gewundenen Darms war voll von groben Unrath, und an seinem Ursprung aus dem gewundenen Darme etwas enger, als an den andern

Bayerische Staatsbibliothek München

Orten; doch sahe er dem gewundenen Darme sehr ähnlich, und war so gesund als derselbe.

Ein Soldat, der durch den Unterleib war geschossen, und dem die Kugel über dem hintern Theile des Hüftbeines ausgeschnitten worden, leerte durch beyde Wunden einige Monate nach einander den groben Unrath aus: und bey dem Verbinden fand man eine grosse Anzahl von Bandwürmern todt und lebendig auf dem Pflaster. Da hierauf der Unrath seinen Lauf nach und nach wieder durch den Mastdarm nahm, so wurden nach sechs Monaten beyde Wunden geheilt, und er verrichtete wieder seine Dienste.

Acht Jahr darauf kam er wieder in das Hospital, um von mir besorgt zu werden. Durch einen Kanonenschuß war ihm der Schulterkopf, nebst der Schulterhöhe und dem Schlüsselbeine in dem Gelenke mit dem Schulterblatte zerbrochen, und dadurch ganz entblößt worden. Der Arm wurde sogleich in dem Gelenke mit dem Schulterblatte abgelöst, nachdem vorher das Fleisch, welches die Gefässe umgiebt, unterbunden war, indem ich eine Nadel mit einem starken Faden dichte an dem Knochen durchgestochen hatte, weil für das Tourniquet nicht Platz genug war. Da Herr **Le Dran** in seinen chirurgischen Bemerkungen, im II. Band, 43 Bemerkung, die Art beschrieben hat, wie das Ablösen des Arms in dem Gelenke mit dem Schulterblatte geschehen müsse: so kann ich meine Leser auf dieselben verweisen *).

Der Kranke verlor viel weniger Blut, als wenn das Tourniquet wäre gebraucht worden: allein er konnte die sehr

*) Der Titel ist: HENR. FRANC. LE DRAN Observations de Chirurgie, à Paris, 1731. 8.

sehr starke Eiterung nicht aushalten, und starb den achten Tag hernach.

Nach dem Tode desselben untersuchte ich, wie die vorige Wunde des Darms geheilt sey. Ich hatte vorher, wegen des dünnen durch die Wunde ausgeleerten Unraths, geglaubt, die Wunde wäre in dem gewundenen Darme gewesen: allein jetzt fand ich, daß sie in dem breitesten Theile des Grimmdarms war. Dieser war sehr zusammengezogen, und an dem Orte, wo er durchschossen war, verengert, als wo er ganz zusammen geschnürt, und mit dem Beckenbeine unzertrennlich verwachsen war. Nichts desto weniger hatte der Kranke sich niemals über einige Ungemächlichkeit beschwert, wiewohl der Darm hier so enge war, daß der Abgang des dicken Unraths dadurch erschwert werden mußte.

Den 19 Jenner, 1729, besuchte ich ein Mädgen von 14 Jahren, wegen einer eiternden Geschwulst in dem Nabel, welche unter den Bauchmuskeln lag. Diese hatte in der Kindheit ein wahres Auftreiben des Nabels gehabt, und zuletzt klagte sie zuweilen über eine Geschwulst an diesem Orte, über Kolikschmerzen, Grimmen oder Brechen, welches sich zuweilen verlor, besonders wenn die Geschwulst nicht da war. Als diese Zufälle heftiger wurden, nahm sie ein Brechmittel. Seit der Zeit wurde sie sehr verstopft, und ihre Ueblichkeiten, Brechen und Kolikschmerzen wurden beständiger: zugleich nahm das Spannen und der Schmerz in dem Vordertheile des Unterleibes zu, und um den Nabel wurde es weich, als wenn sich daselbst Eiter zusammenzöge.

Einige Tage, ehe man mich rufte, hatte Dr. **Campbell** die besten Mittel, diese Uebel zu heben, angewandt. Nach vorhergegangener Berathschlagung entschlossen wir, das um den Nabel gesammlete Eiter auszuleeren. Es war ohngefähr ein Löffel voll von einer

unreifen Flüssigkeit, welche durch die breite Sehne der Bauchmuskeln, die mit dem Nabel zusammenhängen, gesickert war. Nichts desto weniger nahmen die Spannung des Unterleibes, die Verstopfung, das Aufstossen und Brechen, vielmehr zu, wie in der Darmgicht, so daß wir zu befürchten hatten, es wäre ein nahe an dem Nabel liegendes Eingeweide entweder eingeklemmt, oder es eiterte. Als Dr. Hollings dazu gerufen ward, so wurde die zuvor gemachte Oefnung erweitert, um den Zustand der inliegenden Theile zu erkennen, und, was wir daselbst finden würden, zurück zu legen, oder zum wenigsten eine freyere Ausleerung des hier gesammleten Eiters zu verursachen. Vierzehn und noch mehrere Tage lang that man alles Mögliche, um den innerlichen oder äusserlichen Auswurf zu erleichtern, und den verstopften Leib zu öfnen; doch alles vergebens. Die Kranke gieng die ganzen vierzehn Tage nicht zu Stuhl, alle Zufälle nahmen zu, wiewohl sie zuletzt sich etwas seltner brach. Doch, da sie noch Nahrung zu sich nahm, so wuchs ihr Unterleib täglich, um so vielmehr, da die in dem Unrath verschlossene und verdünnte Luft täglich das Spannen vermehrte, so daß die Haut endlich bis aufs äusserste ausgedehnt wurde. Auch war die Ausleerung des Harns unterdrückt, indem der Boden der Harnblase bis an den Nabel ausgedehnt, und der Hals derselben durch den Unrath, der sich ins Becken senkte, zusammengedrückt war. Auch entstand in der Gegend des Afters eine Geschwulst, als wenn der Unrath daselbst einen Ausgang suchte. Man beschloß, den Unrath auszuleeren; allein der Mastdarm ward leer gefunden, und die Verstopfung war ausser den Grenzen einer chirurgischen Operation, und widerstand allen bisher angewandten Mitteln.

Die Kranke war nun bis aufs äusserste gekommen: ihre Stühle waren sehr unsauber, ihr Puls sehr klein und äusserst schwach; sie bekam steife Glieder und klebrige

Schweisse

Schweisse, und alle Zufälle, die einen, auf das Absterben der Därme, bald erfolgenden Tod anzeigen: als die Därme plötzlich von dem dicken Unrath platzten, welcher durch den Einschnitt bey dem Nabel, in einer Menge von zwey oder drey Maaß, und mit Früchten und Saamen, welche die Kranke während ihrer Krankheit genossen hatte, vermischt, wie ein Strom, mit einem grossen Geräusch, herausschoß. Dieses verschafte ihr unmittelbare Linderung. Täglich dauerte diese Ausleerung häufig fort; allein die Oefnung des Bruchsacks war nicht dem Risse des Darms entgegengesetzt, so, daß die Ausleerung zuweilen unterbrochen ward. Wir erweiterten daher die äussere Oefnung, und dadurch wurde die Kranke von der Heftigkeit des Brechens und des Schluckens befreyet. Von der Zeit an bekamen wir einige Hofnung, die Kranke zu heilen: Denn wiewohl sie sehr schwach war, und die Ausleerung des Unraths noch einige Tage mit Schlucken und Brechen fortdauerte; so wurde sie doch durch den Schlaf erquickt, und behielt auch einige Nahrung bey sich. Die Ausdehnung des Unterleibes ließ nach; obgleich nur sehr wenig, bis der Unrath seinen natürlichen Lauf genommen hatte: und so verhielt sichs auch mit dem Brechen, so lange als die Entzündung noch währete. Sie genoß solche Speisen, als die Krankheit erforderte. Man setzte ihr öfters Klystiere, legte äusserliche Bähungen auf, und wandte alles an, was die Ausleerung durch den After wieder herstellen, und den Därmen ihre natürliche Schnellkraft verschaffen konnte. Doch von der Zeit, da der Unrath den Darm zerrissen hatte, verflossen zwölf Tage, bis er seinen natürlichen Lauf nahm. Und alsdann war die Kranke wiederum ihrem Untergange sehr nahe: denn sie bekam einen sehr heftigen Durchlauf; dieser wurde aber zur rechten Zeit durch gehörige Mittel überwunden. Die noch übrige Ausdehnung des Körpers und alles Brechen nahm ab, und da von dieser Zeit an

der dicke Unrath seinen freyen und natürlichen Ausgang hatte, und die Ausleerung durch die Wunde verhältnißweise abnahm; so wurde die Wunde des Darms und die äussere Wunde in den Decken des Unterleibes in ohngefähr drey Wochen geheilt. Seit der Zeit ist die Kranke völlig gesund.

Bey einem Mädgen von vier Jahren hatte dieselbe Ursache ähnliche Wirkungen verursacht. Denn nachdem das in dem Nabel dieser Kranken eingeklemmte Netz eiterte, so hatte der in den nahe liegenden Därmen enthaltene Unrath sich auf die, im vorigen Fall beschriebene Weise, einen Durchgang durch den Nabel gemacht: Die Zufälle dabey waren fast die oben beschriebenen. Nur war die Heilung mühsamer: denn die Wunde blieb 12 Monat lang offen: alsdenn aber wurde die Krankheit gänzlich gehoben, so, daß dieses Frauenzimmer die Ungemächlichkeiten, welche es in ihrer Schwangerschaft nach der Zeit ausgestanden hat, und andere wichtige Arbeiten, ohne Schaden überwand.

Hieraus erhellet, daß die entzündeten und an einander stossenden Theile in obigen Fällen zusammengewachsen gewesen sind, und die Ausschüttung des Unraths aus dem zerplaßten Darm in den Unterleib verhütet haben.

Die Heilung in den beyden letzten Fällen kam von einer freyen Ausleerung des Unraths durch die Wunde, und folglich kann man die Heilung eines solchen Bruchs, der nicht zurückgebracht werden kann, erwarten, wenn man die Därme öfnet, ehe sie gänzlich mit dem kalten Brande behaftet sind, und auf diese Art den eingeschlossenen Unrath herausläßt, und das Leben des Kranken in Sicherheit setzt. Sollte sich dieses in dem Grimm- oder Blindarme zutragen, so kann man entweder die dünnen Därme öfnen, oder einen künstlichen After machen. Die

sichetste

sicherste Art, einen verwundeten oder zerplaßten Darm zu heilen, ist, zu machen, daß er die äussere Wunde berühret, und den Kranken recht diät zu halten.

Die Unterbindung der Gefässe in dem Netze, ehe man es abschneidet, ist einigen Ausnahmen unterworfen: Man kann dieselbe unterlassen, wenn die Gefässe groß sind: denn wenn sie los und frey sind, so ist das Netz der Entzündung und Eiterung weniger ausgesetzt *).

5. Ein Bruch des gewundenen Darms, welcher durch eine äusserliche Quetschung war verursacht worden, durch Christian Wolff.

Aus der 445 Numer, 61 Seite.

Geschrieben den 3 May, 1731.

Ein starker Arbeiter wurde durch einen Stein, der auf seinen Unterleib fiel, sehr gequetschet; doch sahe man keine äusserliche Wunde. Den folgenden Tag starb er unerwartet. Bey Oefnung des Unterleibes fanden wir einen grossen Riß in dem gewundenen Darme, welcher nur an der hintern Seite mit den übrigen Därmen zusammenhieng; der Unrath war in die Höhle des Unterleibes ausgeschüttet, und verursachte einen sehr starken Gestank. Die Leber und Lunge waren blaß, und hatten ihre natürliche Farbe gänzlich verloren. Aus einem blaubleichen Flecke auf dem Unterleibe schloß ich, daß der Stein mit seiner scharfen Ecke auf den Leib gefallen wäre, und daß

*) Man vergleiche hiermit Herrn Rudolph August Vogels Streitschrift de gemino coli vulnere non lethali, Auct. 10. HERRM. VOGEL. Goetting. 1762. wo fast ebendasselbe behauptet wird.

die Därme durch eine allzu grosse Ausdehnung geplatzt wären.

6. Von einem Bruch in den Schaamweichen, und dessen Operation, durch Klaudius Amyant.

Aus der 450 Numer, 361 Seite.

Geschrieben im Oktober, 1738.

Den achten Oktober, 1737, wurde eine siebenzigjährige Frau, die schwacher Natur war, von neuem mit einer Geschwulst in der Schaam und einem ungewöhnlichen Schmerze überfallen. Hierauf folgte bald ein Reissen im Leibe, und dergleichen Kolikschmerzen, Aufstossen, und Brechen des groben Unraths, welche gewöhnlich bey einer Einklemmung des Darms in der Darmgicht sind. Dieses Uebel überfiel sie unversehens, und aus Angst vergaß sie, daß sie vor fünf und zwanzig Jahren eine haselnußdicke Geschwulst in der Schaamweiche gehabt hatte, die ihr wenig Beschwerde verursacht hatte, und welche sie niemals für einen Bruch gehalten hatte.

Zuletzt war sie mehr, als gewöhnlich, Kolikschmerzen unterworfen, allein man glaubte, diese kämen von einer schlechten Verdauung, und sie hatte sich an diesem Tage gar nicht so bewegt, daß dadurch hätte ein Bruch können verursacht werden. Folglich entdeckte Herr Despaignol, zu dem man den folgenden Tag sendete, die Ursache dieses Uebels von ohngefähr. Man ließ ihr zur Ader, setzte ihr Klystiere, legte warme Bähungen und Umschläge auf: allein da die Zufälle, mit einem beständigen Schlucken, fortdauerten, so wurde den 11ten dieses Monats an mich gesandt.

Die Geschwulst war nun länglich, ohngefähr von der Größe eines Hünereyes, etwas entzündet, doch nicht angespannt, noch so schmerzensvoll, daß man darauf sehr geachtet hätte. Nach wiederholtem Gebrauch vorerwähnter Mittel, gelinder Laxirmittel und Opiate, wurde das Brechen und der Schlucken in etwas gehemmt, und die Kranke befand sich um so viel besser, daß man ihre Heilung hoffen konnte. Doch da die Kranke in sechs Tagen keinen offenen Leib hatte, und die Geschwulst nicht zurückgebracht werden konnte; so hielten wir es für schädlich, die Operation länger aufzuschieben.

Die Geschwulst fühlte sich ungleich und weich an, wie die Netzgeschwülste gemeiniglich sind, und war daher von der Art, die sich allezeit sehr schwer zurücklegen lassen, weil dem Netze diejenige Schnellkraft fehlt, wobey sich die Därme leicht zurückbringen lassen. Als wir die Geschwulst öfneten, war das Netz mit dem Bruchsack in einen Körper verwachsen, und auf der äussern Fläche des Bauchrings hatten die Falten desselben eine runde Hervorragung gemacht, die den Darm zusammendrückte, und dadurch verhinderte, daß der Darm nicht zurückgebracht werden konnte: sondern sie hatte die Oefnung verstopft, und den herausgetretenen Darm einen Zoll lang eingeklemmt.

Da dieses der sechste Tag vom Anfang des Uebels war, so fand man den Darm von einer schwärzlichen Farbe, doch war er noch elastisch und nicht gänzlich abgestorben. Er war von dem Netz umgeben, und wurde durch den Druck desselben ausserhalb der Bauchmuskel eingeklemmt. Das Netz wurde mit einiger Mühe von dem Bruchsack, mit dem es zusammenhieng, losgetrennt. Da dieses durch seine Lage die Zurückbringung des Darms verhinderte, und fast gänzlich abgestorben war, so wurde es ohne vorhergegangenes Unterbinden abgeschnitten. Denn

wiewohl dessen Gefässe aufgeschwollen und groß waren, so war es doch unmöglich, dasselbe heraus zu ziehen, und an dem gesunden Theile zu unterbinden. Hierauf hätte der Darm, ohne den Bauchring zu erweitern, leichtlich können zurückgebracht werden; denn dieser hinderte, da er nicht zusammengezogen war, gar nicht daran. Aber da sehr viel von dem Netz herausgetreten, und der Darm in sehr schlechtem Zustande war; so hielt ich es für besser, den Bauchring zu erweitern, damit der Darm leichter könnte zurückgebracht werden. Nachgehends wurde das Netz um diesen Ort herum gänzlich losgetrennt und weiter herausgezogen, an dem gesunden Theile unterbunden, und auch in den Unterleib zurückgelegt; die Oefnung verstopfte ich mit einer kegelförmigen Wiecke, die in Eydotter und Johanniswurzöl (*oleum hyperici*) getaucht war. Auf den Unterleib ließ ich warme Bähungen legen, und diesen Verband wohl befestigen. Denn da die Kranke sehr schwer Athem holte, so mußte sie im Bette sitzen.

Von dieser Zeit an hörte der Schlucken und das Brechen des Unraths auf, das Aufstossen aber und Brechen dauerte noch fünf Tage länger, ehe der in dem eingeklemmten Darme enthaltene Unrath seinen Lauf unterwärts nehmen konnte, wiewohl man öfters Klystiere und erweichende Laxirmittel gebrauchte. Gleich nach der Operation ließ man ihr zur Ader, und bald darauf bekam sie ein erweichendes und krampfstillendes Klystier, welches ich die Nacht und den folgenden Morgen wiederholen ließ; zugleich gab ich ihr ein öliges Laxirmittel, das aus zwey Quentgen Manna, einer halben Unze süssem Mandelöl bestand, und um die vierte Stunde in Krausemünzen oder Zimmetwasser genommen wurde. Im Anfang waren die Stühle äusserst stinkend, schwarz, häufig, und erregten viel Bauchgrimmen. Als aber die Kranke verdünnende und einsaugende (*absorbentia*) Mittel zu sich nahm, so wurden sie mässiger; doch aber so oft, daß

wir es für gut hielten, sie durch gelinde anhaltende Mittel zu unterbrechen, damit die Kranke sie überstehen könne. Nach fünf oder sechs Tagen war die Spannung des Unterleibes, die nach der Operation zurückblieb, gehoben, daß Aufstossen, Brechen und andere üble Zufälle vergangen: die Wunde eiterte gut und die Kranke besserte sich täglich.

Ich habe bemerket, daß diese alte Frau mit sehr schweren beklemmten Athemholen behaftet war. Zuweilen hatte sie sehr starke Anfälle davon, und den vierzehnten Tag nach der Operation hatte sie einen solchen Anfall, welcher alle Ausleerung aus ihrer Lunge verstopfte, und worauf sie den siebenzehnten Tag erstickte. Ich hätte sie gern geöfnet, konnte aber die Einwilligung ihrer Freunde nicht erhalten.

Dieser Fall bestätigt mich in dem, was ich bey ähnlicher Gelegenheit schon öfters bemerkt habe: daß so wie das Netz das Zurücklegen der Därme in den Brüchen am allermeisten hindert, so giebt es auch zu den schlimmsten Zufällen bey dieser Krankheit die meiste Gelegenheit. Es umwickelt und umhüllt den vorgefallenen Darm wie ein Netz, dessen in dem Unterleibe befestigtes Ende den in dem Bruch ausserhalb der Bauchöfnung enthaltenen Darm einklemmt, und solche Falten in demselben verursacht, und den eingehüllten Darm so drückt, daß es viel öfter die Ursache der Einklemmung und der Darmgicht ist, als der sehnichte Bauchring oder die sehnichte Oefnung des Nabels. Denn diese findet man selten entzündet, und sie können sich niemals so plötzlich zusammenziehen, daß sie dem Darme den Rückgang in den Unterleib verstopfen könnten, wenn das Netz nicht zugegen ist. Daher findet man auch selten einen eingeklemmten Bruche, wo nicht auch das Netz zugegen wäre.

Da das Netz fett ist, so ist es der Entzündung, dem Eitern, und der Fäulniß, wodurch die nahe liegenden Theile auch angesteckt werden, unterworfen. Es mangelt demselben die Schnellkraft, welche die Därme haben, und weswegen sie in den Brüchen leichter können zurückgelegt werden. Es bleibt öfters zurück, wenn die Därme zurückgebracht sind, und verhindert daher nicht nur, daß die Kranken keine Bruchbänder, die doch so nöthig sind, tragen können, sondern es leitet gleichsam die Därme wieder in den Bruch, wo es liegt, weil diese sehr leichtlich auf demselben herausschlupfen. Wenn es nun in dem Bruche befestiget ist, so zieht es sehr oft den Blind- und Grimmdarm, mit denen es verwachsen ist, herein, ja sogar den Magen, je nachdem mehr oder weniger in dem Bruche liegt. Daher sind die Nabelbrüche die allergefährlichsten. Denn da das Netz über den Därmen liegt, so wird es stets zuvor in den Bruch dieses Theils gedruckt: und daher kann ein grosser Nabelbruch die Verlängerung des Bodens der Harnblase und die Verhaltung des Harns verursachen, wenn zugleich das Harnblasenband (*urachus*) mit herausgezogen wird.

Durch den Schmerz, der die Brüche begleitet, schwellen die Gefässe des Netzes an: dieses erfüllt den Bauchring, durch welchen die Därme herausgefallen sind, verhindert, daß sie zurücksteigen, und verursacht eine Entzündung der Theile. Wo nicht durch ein starkes Aderlassen die leergemachten Gefässe die Zurückbringung der hervorgefallenen Theile und alle andere Folgen erleichtern, und wo dieses nicht geschwinde geschieht; so helfen gemeiniglich alle andere Mittel nichts. Nichts desto weniger ist es gewiß, daß es sehr gefährlich ist, zu lange darauf zu warten: ja wenn auch die Zufälle einige Zeit ausbleiben; so darf man doch nicht sicher seyn, bis der dicke Unrath seinen unterbrochenen Ausgang hat. Dieses kann andern als eine Warnung dienen, die Operation nicht so lange auf-

aufzuschieben, die öfter glücklich seyn würde, wenn man sie nicht so lange aussetzte.

In dem Fall, wo der Bruch mit der Darmgicht verbunden ist, läugnen einige, daß der dicke Unrath und die Klystiere aus den dünnen Därmen in die Höhe steigen und durch den Mund ausgeleert werden können: weil sie das Vorurtheil haben, daß die Einklemmung, wodurch der Lauf der Flüssigkeiten nach unten gestopft wird, gleicherweise verhindere, daß sie in die Höhe steigen; besonders solche feste Sachen, die, wie man sagt, sollen ausgebrochen worden seyn: um so vielmehr, da die Klappe im Grimmdarme und die innern Falten der Därme das Aufsteigen verhindern müssen. Allein die Sache ist wahr, und es findet sich nicht ein einziger ausübender Arzt, der nicht dicken Unrath und ölige Klystiere durch den Mund hat ausleeren gesehen.

Wenn man dieses zugiebt, so folget, daß, wenn die Därme reissen, der Unrath aus ihrer Röhre ausgeleert wird, und daß folglich die Einklemmung geringer seyn muß, als man gemeiniglich versichert.

Die Entzündung der Därme verkehrt, ob wir gleich die Art und Weise, wie dieses geschehe, nicht wissen, die wurmförmige Bewegung und die Ausleerung derselben; und so lange als die erstere dauret, so lange bleibet auch die letztere zurück, sogar einige Tage, nachdem die Därme sind zurückgelegt worden.

Entzündete und einander berührende Theile wachsen sehr bald mit einander zusammen. Der Schmerz ist ein Kennzeichen der Entzündung, und diese ist mit einem Anschwellen der in dem entzündeten Theile befindlichen Gefässe verbunden. Wenn nun der Schmerz mit einem Bruche, wo das Netz zugleich leidet, verbunden ist, und die entzündeten Theile nahe an einander liegen bleiben, das ist, wenn die vorgefallenen Theile nicht bald zurückgebracht

gebracht werden, so schwellen sie im Bruchsacke an, verwachsen mit einander, verstopfen die Oefnung, durch die sie gefallen sind, und können nicht wieder zurückkehren: Durch diesen Druck werden die Därme immer mehr und mehr eingeklemmt, da, durch den beständigen Zufluß der Flüssigkeiten, ihr Umfang zunimmt; endlich stecken diese in den Därmen, und eitern entweder nach dem Austreten, oder es erfolgt das Absterben der zusammengedrückten Theile.

7. Von einem Bruch in der Schaamweiche, durch Johann Hurham.

Aus der 459 Numer, 640 Seite, Jahr 1741.

Geschrieben den 8 Junius, 1739.

Ein Schneider, Namens **Burmann**, von vierzig Jahren, hatte von Kindheit an einen kleinen Bruch in der Schaamweiche der rechten Seite gehabt. Sechs Jahr aber vor seinem Tode wurde der Bruch, nachdem er einen Schlag wider die Weiche empfangen hatte, sehr groß, und die Därme blieben beständig in dem Hodensack darnieden: denn er trug kein Bruchband, noch sonst etwas, den Bruch aufzuheben. Den Tag vor seinem Tode verrichtete er seine Arbeit mit dem Biegeleisen, wie gewöhnlich, ohne viel Gewalt zu brauchen oder heftig zu stossen. Allein um zehn Uhr des Morgens fühlte er einen sehr grossen Schmerz in seiner rechten Schaamweiche, der stets zunahm, und nach drey Stunden überfielen ihn starkes Brechen, kalte Schweisse, u. s. w.. Sein Apotheker, Herr **Ellery**, gab ihm ein Klystier. Hierauf bekam er sehr wenig Oefnung, aber keine Linderung, wiewohl es ihm sonst in ähnlichen Umständen sehr gedient hatte. Um acht Uhr des Abends wurde nach mir gesandt.

Er

Er lag in kaltem Schweisse, und man konnte kaum einigen Puls fühlen. Die Bruchgeschwulst war erstaunlich groß und sehr hart, die Schmerzen sehr heftig, und verursachten ihm ausserordentliche Mattigkeit. Ich ließ ihn sogleich in eine ordentliche Lage bringen, und darauf eine warme erweichende aromatische Bähung öfters und lange auflegen, und versuchte, ob die Därme könnten zurückgebracht werden: oder, ob man die Operation des Bruchs unternehmen sollte. Eine lange Zeit brauchte man die Bähung, erweichende Klystiere, worinnen auch Terpentin war, wurden gesetzt, das Zurückbringen der Därme nach einer oder zwey Stunden versucht; allein umsonst. Ja, die Geschwulst nahm während dem Gebrauch dieser Mittel zu, und der Schmerz wurde in dem ganzen Bruche viel heftiger, da es zuerst nur nahe an den Bauchring geschmerzt hatte, auch sogar, da er zwey Gran vom festen Laudan in einem leichten herzstärkenden Mittel und Brantewein nahm. Den folgenden Morgen früh fand ich, daß er nicht einen Augenblick geschlafen hatte, die Geschwulst hatte beträchtlich zugenommen, war sehr hart, doch nicht anders gefärbt, und der Kranke ausnehmend schwach und mit Schmerzen gepeiniget. Ich verordnete daher sogleich die Operation, als das einzige Mittel, ihn zu erhalten. Allein er wollte sich derselben nicht unterwerfen, und wir zweifelten auch an dem glücklichen Erfolge derselben, und indem wir eine frische Bähung auflegen wollten, starb der Mann. Eine oder zwey Stunden darnach öfneten wir den Hodensack, der in kurzer Zeit ganz braun und blau geworden war, und worinnen die Blutgefässe sehr angeschwollen waren. Als wir durch die Häute schnitten, drängte sich mit grosser Gewalt ein Theil des gewundenen und Grimmdarms heraus. Beyde waren äusserst mit Winden ausgedehnt, sehr entzündet, und in einigen Orten ganz blaubleich. Der Blinddarm war in eine kugelförmige Gestalt aufgeblasen, und so dicke als

ein Kindeskopf. Merkwürdig war es, daß wir keinen wurmförmigen Fortsatz, ob wir gleich sehr genau suchten, finden konnten, und daß der Blinddarm mit viel mehr Drüsen besetzt war, als ich je gesehen habe. Die Windungen des gewundenen und Grimmdarms waren so mit Luft ausgedehnt, daß in beyden die innern Falten fast gänzlich vergangen waren. Doch gleich bey der grossen innern Klappe des Grimmdarms war eine sehr grosse Zusammenziehung des Darms, als wenn er mit einer Sehne fest zusammengebunden wäre: und wiewohl wir den Grimmdarm ohngefähr eine Hand breit über der Klappe öfneten, und die Luft herausliessen; so könnten wir doch keine Luft aus dem gewundenen Darme durch die Klappen in den Grimmdarm pressen. Ich glaubte, daß der verhärtete Unrath daran hinderte; allein nach genauer Untersuchung war nur die Klappe und das Ende des gewundenen Darms bey seiner Verbindung mit dem Grimmdarme sehr entzündet, und der Durchgang gänzlich verstopft. Als wir den Bauchring erweiterten, gieng die Luft aus dem gewundenen Darme sehr leicht in den Unterleib. Sehr viel blutige Materie fanden wir in den Därmen, als wir sie aufschnitten, aber wenig oder gar keinen verhärteten Unrath. Ein deutlicher Beweis, daß die grosse Härte nur der ausserordentlichen Ausdehnung der Luft und der starken Entzündung zuzuschreiben sey. Die Geschwulst des Hodensacks hatte acht und zwanzig Zoll im Umfang: ich verwunderte mich sehr, kein Verwachsen der Därme mit den nahe liegenden Theilen zu finden, wiewohl sie so lange durch den Bruch waren eingeklemmt gewesen.

Dieser unglückliche Fall bringt mich auf die Gedanken, daß die Krankheit durch die oft wiederholten warmen Umschläge sey verschlimmert worden: Indem die Wärme die Luft verdünnet, und durch eine Erschlaffung der Theile zu der ungeheuren Ausdehnung Gelegenheit giebt.

giebt. Ich hatte zu der Zeit noch nicht den zweyten Theil von des **Belloſtens** *Hoſpital Surgeon* *) geſehen, wo er in ſolchen Fällen ſehr kalte zuſammenziehende Umſchläge anräth. In ähnlichen Fällen können ſie allerdings dienlich ſeyn, beſonders wenn man einen Theil Weingeiſt dazu thut, das Abſterben der Theile zu verhüten.

Zuweilen kann der Bruch nicht zurückgebracht werden, wiewohl man den Bauchring erweitert hat. Ich glaube, wenn die Därme ſo weit, als bey dieſem Manne, ausgedehnt ſind, daß es unthulich ſey. Könnte es nicht in ſolchen Fällen dienlich ſeyn, die Därme mit einer Nadel zu ſtechen, und die Luft herauszulaſſen, wie man gemeiniglich bey kleinen Wunden des Unterleibes thut, wenn ſich die Därme herausdrängen, und von Luft ſo aufſchwellen, daß ſie nicht anders können zurückgebracht werden? Auch kann dieſes in einigen Bauchbrüchen dienlich ſeyn. Herr **Sharp** **) billiget in ſeinem vortreflichen chirurgiſchen Werke dieſe Methode, und bekräftiget es durch das Beyſpiel eines alten Engliſchen ausübenden Arztes, der ſich derſelben mit glücklichem Erfolge bedienet hat. Ich bin überzeugt, daß dieſe Art, den Stich zu machen, viel weniger gefährlich, als die Operation, doch aber viel wirkſamer ſey. Die Viehhändler und Viehärzte ſtechen mit gutem Erfolg in die Därme der Schöpſe und Ochſen, wenn dieſe durch die Nahrung des Klees oder Graſes ihre Därme durch die Luft ſehr ausdehnen; als welche ſie ſonſt gewiß umbringen würde. Iſt nicht eine ſehr dünne durchlöcherte Nadel,

*) *Le Chirurgien d'hoſpital par* NICOL. BELLOSTE, *à Paris, 1716. 8.*

**) Vermuthlich meynet der Verfaſſer dieſes Buch: *A treatiſe on the operations of ſurgery, by* SAM. SHARP, *London, 1739. c. f. 8.*

del, wie diejenige ist, deren sich einige anstatt des Trocars bey der Paracentesis bedienen, hierzu bequemer, als eine gemeine Nadel? Kann man nicht erkennen, ob eine Bruchgeschwulst hauptsächlich mit Luft erfüllt ist, wenn sie einigermassen bey Herannahung eines brennenden Lichts durchsichtig ist? Und kann man nicht auf diese Weise den Ort des Stiches bestimmen?

XXXII.

Bemerkung von den besondern Folgen eines unvollkommenen Bruchs, und von der Bewegung der Därme, durch Herrn Le Cat.

Aus der 460 Numer, 716 Seite.

Geschrieben im April, 1741.

Eine Frau von funfzig Jahren bekam vor sieben Jahren einen Bruch in der rechten Schaamweiche. Um Ostern 1739 wurde der Darm eingeklemmt, und da sie keine Hülfe suchte, so eiterte die Geschwulst, und öfnete sich selbst. Der dicke Unrath folgte auf das Eiter, und nach heftigem Brechen und einem geringen Fieber wurde die Kranke wieder gesund.

Der Darm verwuchs mit den Häuten des Unterleibes, allein es blieb äusserlich eine Oefnung, wodurch der Unrath gieng. Die Ausleerung durch den After unterblieb, und dieses ausgenommen, war die Kranke gesund.

Gegen Pfingsten gieng aus der Wunde, ausser dem dicken Unrath, ein Darm drey oder vier Zoll lang in der Länge. Doch war die innere Seite dieses Darms nach aussen gekehrt, ohne daß durch denselben der Unrath ausgeleert

geleert wurde; sondern dieser kam auf der einen Seite unter dem herausgetretenen Darme zur Wunde heraus.

Im August, 1739, kam aus eben der Wunde ein anderer Darm, der wie der vorige umgedreht war, und mit demselben einen fortgesetzten Kanal ausmachte. Allein aus seinem Ende kam der Unrath, der vorher durch die Wunde war ausgeleert worden, so, daß anstatt des offenen Geschwürs, gleichsam ein Stamm zweyer Därme, welche gabelartig von einander giengen, heraushieng.

Die Frau wurde dieser Beschwerden überdrüssig, und entschloß sich endlich, in dem Hospital zu Rouen Hülfe zu suchen. Sie wurde im December dahin gebracht. Ich war zu der Zeit auf dem Lande. Man sagte ihr, daß ihre Krankheit unheilbar sey, doch behielt man sie daselbst, bis ich zurückkam, um sie mir wegen des besondern Zufalls zu zeigen.

Das Besondere in dieser Krankheit bestand darinnen, daß die innere Seite dieser beyden Därme nach aussen gekehrt war, so daß man die flockige Haut und ihre Bewegung mit blossem Auge sehen konnte. Auch waren die beyden Därme merkwürdig, welche ein Stück ausmachten, wie man in der 19 Figur sieht, und doch zwey Oeffnungen hatten; deren untere den Unrath ausleerte, die obere aber nichts auswarf. Ich weis niemanden, als Herrn **Cheselden**, welcher bey einer lebendigen Person einen umgekehrten Darm bemerket hatte. Allein meine Bemerkungen thun noch hinzu: 1. Erfahrungen über die Wirkung der Laxirmittel; 2. die besondere Gestalt dieses Bruchs, deren Entdeckung einen grossen Einfluß auf die gänzliche Heilung dieser und ähnlicher Krankheiten hat.

Ich kann diesen Bruch mit Recht einen besondern nennen: denn man sieht sogleich, daß der eine Darm, durch welchen der Unrath ausgeleert wurde, mit dem Magen, der andere mit dem After zusammenhieng. Allein

wie war es möglich, daß diese beyden umgekehrten Därme aus einem Stück bestanden? Wenn wir uns einen zerschnittenen Darm vorstellen, so entstehen zwey Oefnungen; eine richtet sich nach dem Magen, die andere nach dem After: drehet sich der Kanal um, und fällt vor, so sind allezeit zwey von einander abgesonderte Därme: daher ist dieser Fall ein schwer zu erklärendes Räthsel, und viele Wundärzte konnten in der That die Ursache desselben nicht anzeigen.

Da wir die innere Haut und die Bewegung dieser Därme mit blossen Augen sehen konnten, so war dieses ein noch merkwürdiger und nützlicher Umstand. Diese beyden Theile der Därme schienen zwey grosse lebendige Würmer zu seyn. Sie bewegten sich hin und her, drehten sich, verkürzten und verlängerten sich selbst, wie die Würmer. Der untere Darm war beweglicher und gesünder, als der obere. Als ich ihn einmal anrührte, so wickelte er sich um meinen Finger, wie ein Aal. Der obere Darm, welcher mit dem After zusammenhieng, bewegte sich weniger und war mit Blasen besetzt.

Das Austreiben des dicken Unraths verdiente unsere besondere Aufmerksamkeit. Wir bemerkten dabey zwey Arten von Bewegungen.

Die erste Art ist die wurmförmige Bewegung, die von den meisten Schriftstellern angenommen wird. Hierbey wird der Darm zuerst dick und glatt; darauf wurde er enger, machte Falten, und bildete gleichsam Wellen die ganze Länge des Darms, indem diese beyden Bewegungen wechselsweise auf einander folgten. Darnach wurde der Darm ausgedehnt, um den Unrath darnieder zu treiben: die Erweiterung geschieht vor demselben, damit er einen freyen Weg habe. Z. E. Wenn der Unrath nahe an der Oefnung, durch welche wir ihn herausgehen sahen, war; so wurde dieselbe erweitert.

Die andere Art der Bewegung, welche wir in den Därmen bemerkten, gieng insgemein vor der oben beschriebenen her. Durch diese Bewegung wurde die angeschwollene und glatte Oberfläche durch einige Eindrücke uneben gemacht: dieses schien durch kleine Zusammenziehungen der Darmfasern verursacht zu werden. Diese Eindrücke kamen im Kleinen mit denen überein, welche am Unterleibe zu sehen sind, wenn sich einige Bauchmuskeln zusammenziehen. Hierbey wurde die Oberfläche der Därme etwas blaß, und gleichsam eine Art von Wellenwerfen gebildet. Bey dieser Bewegung wurde insbesondere durch die innere Haut aus den feinen Oefnungen der Gefässe Wasser und schleimige Feuchtigkeit häufig ausgepreßt: wodurch der Unrath verdünnet, und der Ausgang desselben erleichtert wurde. Diese Bewegung erregte auch die kalte Luft, und alsdenn fühlte die Frau einige Kolikschmerzen.

Hierauf wollte ich die Wirkung der Laxirmittel in den Därmen noch beobachten. Zuerst strich ich etwas weniges von dem Mark der Kassia an einige Orte dieser zwey Darmtheile. Diese Arzeney wirkte sehr gering in dieselben; sie bewegten sich sehr wenig, besonders der obere Darm.

Hierauf nahm ich Manna. Wenn diese etwas aufgelöset war, so erfolgte ein Schaum. Darauf wurde der Darm durch die wurmförmige Bewegung und durch die kleinen Zusammenziehungen bewegt; allein viel deutlicher, als ich vorher bemerken konnte.

Ich streuete darauf Jalappenpulver auf den Darm. Im Anfang wirkte es nicht: allein da es eingeweicht war, so wurde der Darm heftig bewegt, leerte viel Wasser aus, und die Kranke klagte über Kneipen. Ich nahm das Pulver weg, und fand unter demselben eine grosse Menge Schleim, der sich da zusammengezogen hatte.

Nun dachte ich sorgfältig, wie ich diese Frau von ihrem kranken Zustande befreyen könnte.

Der Bruch, den diese Frau zuerst hatte, war ein eigentlich sogenannter unvollkommener Bruch, d. i. ein Bruch, worinnen nur ein Theil des in dem Bauchring eingeklemmten Darms geblieben war: der eingeklemmte Theil war abgestorben; die gesunden Ränder waren mit den äussern Decken verwachsen, der übrige Theil der Darmröhre blieb im Unterleibe, und der Unrath wurde durch die zurückgebliebene Oefnung in der Schaamweiche ausgeleert.

Als die Kranke damals wieder gesund ward, verließ sie das Bette, und verursachte nach und nach, daß sich die innere Seite der Därme herauskehrte, und daß die Theile der Darmröhre, die über und unter dem offenen Orte lagen, auch herausfielen. Durch diese Umdrehung mußten gleicher Weise die übrigen Häute des offenen Darms herauskommen. Dieser Theil liegt zwischen den beyden hervorgefallenen Stücken, und macht mit ihnen ein und denselben Theil aus: daher fand man ihn ausserhalb des Körpers gleichsam als den Stamm dieser beyden Aeste.

Das Stück, welches mit dem After zusammenhieng, mußte weniger Bewegung haben, und nicht so lebhaft seyn, als der andere Theil: denn es fehlte ihm der Antheil des Lebens, welches von dem Zusammenhang der Fasern, die durch die Einklemmung verloren gegangen waren, herkömmt. Das andere Stück ist voller Leben, weil es mit dem Magen zusammenhängt, und ausserdem in dem Unterleibe bleibt, wenn die Kranke rücklings liegt.

Da der Theil, durch welchen der dicke Unrath ausgeleert wurde, gesund war; so hoffte ich, diesen Vorfall zu heilen.

Ich schloß folgendermassen bey mir selbst: Zuerst muß man diesen Darm zurücklegen, und die Krankheit in ihren vorigen Zustand bringen. Wenn nun noch eine sehr grosse Oefnung zwischen den beyden Enden übrig bleibt, so muß man dieselbe zuzuheilen suchen, welches sehr leichtlich wird geschehen können: alsdenn muß man die dicken Ränder der Fistel, die in den Decken des Unterleibes gemacht worden, verneuern, und darauf die Theile zusammennähen.

Aber das eine Ende, welches mit Erhabenheiten besetzt ist, ließ sich sehr schwer zurückbringen. Ich habe schon einige fruchtlose Versuche gemacht, sowohl durch Umschläge, als auch durch schickliche Handwirkungen, dasselbe zurückzulegen. Jetzt erwarte ich einen für diese Operation günstigen Augenblick. Wenn es mir glückt, so werde ich es zum zweyten male versuchen, bis der Darm lange genung im Unterleibe zurückbleibt, um sich selbst wieder herzustellen, und seine Wirkungen zu thun. In dieser Absicht will ich in den ersten acht Tagen zufrieden seyn, wenn ich den Darm in dem Unterleibe behalte, indem ich auflösende Bähungen auflege, und schickliche Klystiere setzen lasse. Alsdenn will ich in die Oefnung der Darmröhre eine silberne kleine Röhre stecken, die mit der Darmröhre von gleicher Weite ist, und sich zu der Fistel schickt; damit ich diesen Theil der Röhre in den Unterleib bringe, darinnen unterstütze, und die Gemeinschaft derselben mit dem zurückgebrachten Theile wieder herstelle. Diese silberne Kanüle wird durch ein kleines Blech von demselben Erz befestiget, mit Pflaster und Leinewand umwunden, in die Fistel gebracht, und daselbst durch den Verband befestiget. Alsdenn will ich die Klystiere verdoppeln, und wenn ich von der wieder hergestellten Verbindung dieser Darmstücken gewiß bin, und die Ausleerung des Unraths durch den After geschieht, werde ich meine Kanüle

herausziehen, und die Operation, wie oben gesagt ist, machen.

Die achtzehnte Figur zeigt die Frau mit dem Bruche in seiner Lage.

In der neunzehnten Figur ist der Bruch ohngefähr halb so groß abgebildet, als er natürlich ist. A, der untere Theil des Darms, welcher mit dem Magen zusammenhängt, und den dicken Unrath ausläßt. B, der obere Theil vom Darme, welcher bis an den After gehet, und nur Schleim und wässerige Feuchtigkeit von sich giebt.

In der zwanzigsten Figur ist der obere Theil des Darms in die Höhe gezogen, damit man dessen Zusammenhang desto deutlicher sehen kann.

XXXIII.

Von einer besondern Kolik, durch Johann Huxham.

Aus der 422 Numer, 236 Seite.

Ein vierzigjähriger Mann, der sehr skorbutische Säfte hatte und sehr ärgerlich war, hatte sehr lange Zeit an Kolikschmerzen, welche besonders die untere Gegend des Bauchs einnahmen, und beständig an sehr beschwerlichen Winden krank gelegen. Hierzu kamen drey Jahr vor seinem Tode gallichte, mit Eiter, Schleim, und öfters Blut vermischte stinkende Stühle; die ihn über dieses dadurch sehr abmatteten, daß sie oft in drey oder vier Stunden wohl zwanzigmal auf einander folgten; zugleich quälte ihn ein beständiger Stuhlzwang: endlich kamen auch schwammige, bleiche Fleischflocken, die wenigstens so groß, als eine Welsche Nuß waren, heraus. Zuweilen hatte er heftiges Reissen im Bauche, und verstopften Leib, der nur durch starke Purgirmittel oder Klystiere

konnte

konnte geöfnet werden. Zuweilen fraß er heißhungrig alles, was ihm vorkam; zuweilen hatte er auch für die ausgesuchtesten Leckerbissen einen Eckel. Er ließ stets wenig, und allezeit mit Galle vermischten Harn von sich. Im Gesichte sahe er schwarzbraun, öfters gelblich aus. So langwierige und grausame Schmerzen erduldete er sehr standhaft, bis die Geschwulst der Beine, Wahnwitz, kalte, öhlige Schweisse und das Todtengesicht, als gewisse Vorboten des Todes sich einstellten.

Er hatte von den berühmtesten Aerzten alle mögliche Mittel vergebens empfangen. Nichts als das Laudan verschaffte ihm auf eine sehr kurze Zeit einigen Trost. Die Brunnen aus Bristol, Bath *), Spaa und Pyrmont **) verschafften nur auf einige Tage Linderung.

Als wir den todten Körper öfneten, fanden wir, daß das Netz gänzlich verzehrt und verfault, und die Leber sehr aufgeschwollen und voll von verhärteten, weissen, harten Knoten war: Die Gallenblase war nur halb mit einer schwärzlichen Galle erfüllt: der ganze Zwölffingerdarm und die am Grimmdarme nahe liegenden Theile sahen schwärzlich aus. Die grosse Magendrüse war sehr verhärtet, und der mittlere Theil des gewundenen Darms fast fünf Finger breit entzündet, und beynahe braun und blau. Die Nieren sahen ganz gesund aus: auch hätte man vermuthen mögen, daß die Gekrösdrüsen mehr verhärtet seyn würden. Allein am merkwürdigsten war, daß

*) Man sehe von diesen Wässern Donald Monro treatise on mineral waters.

**) Diese hat Herr Dr. Zückert in seiner Systematischen Beschreibung aller Gesundbrunnen und Bäder Deutschlands, Berlin und Leipzig, 1768. 4. sehr gut und ausführlich beschrieben. Den Pyrmonter Brunnen hat neuerlich Herr Dr. Bloch im Anhang zu seinen medicinischen Beobachtungen untersucht.

der Blinddarm nicht in der Gegend der rechten Niere lag, sondern in das Becken gefallen, und mit dem obern Theile des Mastdarms fest verwachsen war: Er hieng auch mit dem Bauchfell, welches über die Harnblase ausgebreitet ist, zusammen, von da beugte sich der Grimmdarm in die Höhe, und machte darauf mit dem obern Theil des Blinddarms einen Winkel, stieg unter der Leber in die Höhe, gieng an dem Boden des Magens hin, und endigte sich, wie gewöhnlich, in dem Mastdarm.

So bald wir aber bemerkten, daß beyde Därme über und unter dem Ort, wo sie zusammenhiengen, mit dem Brande behaftet waren: so vermutheten wir, daß hierinn der Grund der Krankheit sey: und öfneten mit vieler Behutsamkeit den Mastdarm. Hier sahen wir die innere Haut vom kalten Brande ganz schwarz und sehr faul, und an derselben hiengen sechs oder sieben schwärzliche, schwammige Fleischlappen, darunter die kleinsten so groß, als eine Haselnuß, waren. Als wir weiter untersuchten, nahmen wir ein Geschwür wahr, welches aus dem Mastdarme in den damit verwachsenen Blinddarm gieng, und eine zollgrosse Oefnung hatte. Die Därme waren so faul, daß man sie kaum anrühren konnte, ohne daß sie zerfielen. Der größte Theil des Grimmdarms war von verhärtetem Unrath vollgepfropft; obwohl der Kranke kurz vor dem Tode dünne Stühle gehabt hatte; indem nemlich der dünne Unrath gleich durch das Geschwür in den Mastdarm gieng, der dicke aber im Grimmdarme zurückblieb. Die Harnblase war sehr welk, und inwendig mit röthlichem Schleime umzogen.

Hieraus sieht man sehr deutlich, was die Ursache dieser Krankheit gewesen sey. Man weis, daß die wurmförmige Bewegung der Därme durch das Verwachsen derselben entweder unter sich, oder mit dem Bauchfelle sehr vermindert werde. Daher ist an dem Ort des Zusammen-

menwachsens ein sehr langsamer und schwacher Trieb des dicken Unraths, er häuft sich zusammen, und der nachkommende, der hart und scharf seyn kann, (als verschluckte Pflaumenkerne) wird zurückgehalten, und verletzt die Därme; die scharfen und gallichten Säfte werden nicht stark genung fortgetrieben, sondern bleiben in dem Winkel des Grimmdarms stocken. Daher folgen entweder die Entzündung der Därme, oder das Zernagen und Geschwüre derselben, endlich der Brand, wie in diesem mit schlechten Säften begabten Menschen.

XXXIV.

1. Von einer Kinnlade eines Fisches, die aus einem Geschwür in den Mastdarm genommen wurde, durch Bezaleel Shermann.

Aus der 453 Numer, 139 Seite.

Geschrieben im April, 1739.

Johann Spilmann kam im Oktober, 1734, zu mir, und hatte ein Fistelgeschwür in seinem Mastdarme, ohngefähr zwey Zoll von dem After. Dieses war seit einem Jahr entstanden, und man hielt es für die güldene Ader, und behandelte es innerlich und äusserlich auf diese Art. Ich sah sogleich zwey oder drey Zoll von dem After eine Geschwulst, welche in die Eiterung übergieng: diese öfnete ich, und nachdem ich sie einige Wochen mit geringem Anschein zur Besserung verbunden hatte, so entdeckte ich auf dem Grunde des Geschwürs etwas, das einem Knochen ähnlich sahe; als ich dies herausgezogen hatte, so zeigte es sich, daß es die untere Kinnlade eines Fisches, als eines jungen Stockfisches, war. Ohne Zweifel war diese zum wenigsten ein Jahr, ehe sie wegkam,

verschluckt

verschluckt worden: denn der stechende Schmerz, welchen er empfand, als der Knochen im Mastdarme stack, wurde für die güldene Ader gehalten: und als dieser sich einen Weg durch den Mastdarm gemacht hatte, und in das Fleisch gegangen war, so entstand das Geschwür. Als der Knochen herausgezogen war, wurde dasselbe auf die gewöhnliche Art geheilt.

2. Steine, die durch den After sind ausgeleert worden, durch Herrn David Martineau.

Aus der 380 Numer, 433 Seite.

Diese Steine wurden von einer armen Frau ausgeleert den 26, 27 und 28 Merz, 1723, welche damals ohngefähr in die zwölfte Woche schwanger war. Man rufte mich den 23sten in der Nacht, als sie durch eine starke Zuckung und heftigem Brechen äusserst gequält war. Als diese aufhörten, klagte sie über heftigen Rückenschmerzen, die sich von der Niere nieder bis an den After erstreckten. Daher ließ ich ihr zur Ader, verordnete einige brechstillende Mittel, und verließ sie. Sie hatte den ganzen Tag über viel Schmerzen: den vier und zwanzigsten in der Nacht überfielen sie die vorigen Zuckungen mit doppelter Stärke. Ihre Schmerzen nahmen auch zu, wie in den Geburtswehen: daher untersuchte ich sie genauer, fand aber nichts Ungewöhnliches. Wegen des allzugrossen Schmerzens wollte ich zum Gebrauch der Klystiere schreiten. Man versuchte sie, allein es konnte nichts herausgebracht werden, ob wir uns gleich zu wiederholten malen alle mögliche Mühe gaben. Darauf gab ich ihr einen gelinden Laxirtrank, worauf sie merkte, daß ihr Schmerz mit einem heftigen Stuhlzwang zunahm; dieser währte fast drey Stunden, ehe der gröβte Stein zum

Vorschein

Vorschein kam: derselbe stieß an seinen obern Theil an, doch wurde er geschwind herausgenommen, indem wir an den untern Theil desselben drückten. Hierauf hatte sie nach einem starken Stuhlauswurf Erleichterung, und schlief einige Stunden: wachte darnach auf, und leerte noch zwey Steine aus; den folgenden Tag gab sie wieder zwey Steine von sich. Sie wurde völlig gesund, und gebar den 21sten August ein gesundes Mädgen. Sie war vorher die letzten vierzehn Jahre oft mit Seiten- und Magenschmerzen, doch ohne Brechen, beunruhiget gewesen.

Die Grösse der Steine und ihre Schwere waren in gehörigem Verhältniß, und sowohl darum, als ihrer Farbe wegen, schienen sie aus einerley Theilen zu bestehen. Der größte Stein hatte am Gewicht 10 Unzen, und 12 Gran; und im Umfange 8 Zoll, seine größte Breite war $6\frac{1}{2}$ Zoll. Die andern waren ziemlich gleich groß und schwer, doch alle viel kleiner: indem der größte nur 2 Unzen 12 Gran wog, und $5\frac{1}{8}$ Zoll im Umfange hatte.

3. Von einer Gabel, die aus dem Gesäß geschnitten wurde, durch Robert Payne.

Aus der 391 Numer, 408 Seite.

Ein Jüngling hatte seit sechs oder sieben Monaten heftige Schmerzen in der untern Gegend des Unterleibes. Es schienen keine Kolikschmerzen zu seyn. Zuweilen ließ er blutigen Harn von sich; daher glaubte ich, er habe einen Stein in der Harnbalse. Er befand sich nach genommener Arzeney etwas besser. Zuletzt kam eine harte Geschwulst in dem linken Gesäßbacken empor, nahe an dem grossen Gesäßmuskel, zwey oder drey Zoll von dem After.

Nach

Nach kurzer Zeit leerte er täglich einigemal eine Eitermaterie durch den After aus. Darnach brach die Geschwulst auf. Ich vermuthete ein Fistelgeschwür im After; allein ich konnte die Sonde nicht durch die Oefnung des Geschwürs in den After bringen. Kurz darauf kamen die Spitzen einer Gabel durch die Oefnung des Geschwürs einen halben Zoll aus der Haut hervor: dann hörten seine heftigen Schmerzen auf. Ich zerschnitt das Fleisch zwischen der Gabel, und machte darauf einen runden Einschnitt um die Gabel, und zog sie ganz und gar nebst dem Griffe, ohne viel Mühe, mit einer starken Zange heraus; der Griff war mit dickem Unrath umzogen, als ich ihn herausnahm. Die Gabel ist sechs und einen halben Zoll lang; der Griff ist von Elfenbein, der eiserne Theil ist nicht rostig, sondern glatt. Es ist wahrscheinlich, daß der Kranke bald werde geheilt werden.

Dieser Jüngling war sonst verstopft gewesen, und hatte sich diese Gabel in den After gesteckt, in der Meynung, sich selbst dadurch zu helfen: unglücklicher Weise schlupfte dieselbe so weit in die Höhe, daß er sie nicht wieder heraus bekommen konnte. Er hatte keinen Schmerz noch Unruhe, bis einen Monat, nachdem dieses geschehen war.

4. Von einem besondern Steine, der durch den After ausgeleert wurde, durch J. Mackerneß.

Aus der 458 Numer, 500 Seite.

Im September, 1740.

Eine Frau von ohngefähr 31 Jahren, die wohlgebildet, und von gesundem Körper war, wurde von einem heftigen

heftigen Fieber überfallen. Auſſer andern Fieberzufällen hatte ſie Zuckungen in den Sehnen, blaſſen Harn, ungleichen Pulsſchlag, ſchweres Athemholen und ſehr verſtopften Leib; ohne doch dabey zu durſten. Den 2ten Januar, 1727, bekam ſie dieſes Fieber, welches bis zum 17ten dauerte: unter dieſer Zeit war ſie ſehr verſtopft, und blieb ſo, bis ſie wieder in die Wochen kam. Dieſes geſchahe zu Ende des Februars, 1728, unterdeſſen wurde ſie öfters vom Fieber angegriffen, wiewohl ſie ſehr mäſſig lebte. Sie kam ſtets mit vieler Mühe und Schmerzen nieder, und doch ſehr oft. Sie gebar im December, 1728, und im May, 1731, wieder; das letzte Kind hatte eine Vertiefung über der Schläfe auf der linken Seite, und lebt noch. Im September, 1732, und Oktober, 1733, kam ſie wieder in die Wochen. Die beyden letzten male mußte ſie ſehr viel Gefahr ausſtehen, und beyde Kinder hatten an demſelben Orte am Kopfe Vertiefungen. Des letzten Kindes Narbe war ſo tief, daß eine halbe kleine Zitrone in dieſelbe gelegt werden konnte. Die beyden Kinder wurden todt geboren; allein ſie lebten bis zu ihrer Geburt. Im December, 1733, wurde ſie mit einem Fieber und heftigen Lenden- und Rückenſchmerzen, hartem Leib, Schmerzen in dem Harnblaſenhals, und ſtumpfen Schmerz in der Gegend des Schaambeins angefallen. Ich ließ ihr etwas Blut weg, gab ihr gelinde Laxirmittel, nebſt balſamiſchen, harntreibenden Mixturen und Tränken. Da aber eine gemeine Doſis vom Laxirmittel wenig bey ihr wirkte; ſo bediente ich mich der Klyſtiere, doch ohne einige Wirkung, auſſer daß das Fieber nachließ. Allein ſie hatte keine Linderung ihrer Schmerzen; ihre Verſtopfung nahm zu, indem ſie keine Oefnung hatte, als nach den Laxirmitteln und Klyſtieren. Der dicke Unrath, der von ihr gieng, war ſehr ſeltſam gebildet, und lag, wie groſſe Blätter, ſchichtweiſe über einander. So befand ſie ſich einige Monate lang. Alsdann

fieng

fieng ihr Harn an zu stinken, und es fiel in demselben ein schleimiges Wesen zu Boden. Ihre Schmerzen währten noch fort: keine Arzeneyen, ausser die Opiate, gaben ihr einige Linderung: und diese durfte ich, wegen des verstopften Leibes, sehr selten gebrauchen. Der Gestank ihres Harns nahm zu, und es gieng sehr viel Eiter dadurch weg. Ich hielt dafür, sie habe ein Geschwür in der Blase. Herr Wisdan, ein Wundarzt, untersuchte die Blase, und fand über der Schaamweiche, in der linken Seite, eine sehr harte Geschwulst. Wir riethen der Kranken Geduld, und gaben ihr nichts, als eine erweichende Latwerge, um den Leib offen zu erhalten: diese nahm sie alle Abende. Nach einiger Zeit hörte der Auswurf des Eiters durch den Harn auf, und kam durch die Mutterscheide. Die Frau war durch die beständigen Schmerzen und Ausleerungen so mager, wie ein Skelet, geworden.

Im April, 1735, wurde nun das stinkende Eiter durch den After ausgeleert: sie beklagte sich über ein sehr großes Gewicht daselbst, und in der Mitte des Junius, 1735, hatte sie sehr blutige Stühle, und einmal leerte sie dadurch ein halbes Nössel frisches Blut aus. Den zweyten Julius dünkte ihr, da sie sich umsonst bemühte, offenen Leib zu bekommen, als wenn sie einen harten Körper fühlte, der da sollte durch den Stuhl ausgeleert werden. Man rufte den Wundarzt, Wisdan, der sich den Körper herauszuziehen bemühte. Er brachte einige Stücke weg; wurde aber, um ihn ganz herauszubringen, genöthiget, den Mastdarm zu erweitern. Es war ein harter, unebener, scharfer, kieselartiger Stein, der 10½ Zoll im Umfange hatte, und 8½ Unzen, als er herausgenommen war, wog. Seit der Zeit befand sich die Frau wohl; ihre Wunde wurde geheilet: sie verrichtet ihre Geschäfte, hat wieder zugenommen, und ist vollkommen gesund: nur hat sie in

einigen

einigen ihrer Finger und Zehen-Zuckungen und Erstarrungen.

XXXV.

1. Steine im Magen und in den Nieren, welche durch einen unmässigen Gebrauch von Krebssteinen und andern erdigen Mitteln verursacht worden sind, durch Philipp Breyn.

Aus der 479 Numer, 557 Seite.

Im Januar, 1741.

Herr **Robert Hackett**, ein Englischer Ritter, von starker Natur und guter Gesundheit, wurde doch zuweilen heftig mit der Gicht geplagt, als er zu Barbados lebte, und daselbst zu stark Wein trank. Seit einigen Jahren, da er allzusehr getrunken hatte, wurde er mit Sodbrennen beunruhiget: dieses zu vertreiben nahm er Krebssteine und andere dergleichen erdige Mittel wider die Säure. Da er dadurch auf einige Zeit Linderung erlangte; sein Sodbrennen aber täglich wieder kam, so gebrauchte er täglich einige Jahr lang eine sehr grosse Menge Krebssteine, Kreide und dergleichen. Allein das Sodbrennen nahm zu, und er fühlte eine beunruhigende Schwere unter dem Zwerchfell, wobey Brechen und heftige Nierenschmerzen waren: bis er endlich im 56sten Jahre seines Alters, im Jahr 1694, unter grossen Schmerzen starb.

Bey seiner Oefnung fand man sehr viel Steine von verschiedener Grösse in seinem Magen. Der größte davon hatte einige Aeste, und wiewohl er etwas an seinen Enden abgebrochen war, so wog er doch zwey Unzen, und fünf Quentgen, Apothekergewichte.

Ein anderer wog eine Unze, und ein Quentgen. Die übrigen waren kleiner, hatten eine rundliche Gestalt, von der Grösse eines Mohnkorns, bis zu einer Erbse.

Alle diese Steine waren in dem Magen mit einer schleimigen, zähen Feuchtigkeit umgeben, welche, nachdem sie in der Luft getrocknet war, in einen, den Steinen ähnlichen, Staub verwandelt wurde.

Ihre Bestandtheile waren nicht gänzlich einerley; überhaupt hatten sie eine weißliche und aschgraue Farbe. Einige waren von der Festigkeit und Farbe, die der Occidentalische Bezoarstein hat, sehr wenige sahen dem Bezoar aus Orient gleich. Innerlich waren sie schichtweise auf einander gelegt.

Auch fand man in den Nieren einen Stein, welcher drey Quentgen wog, uud aus sechs Kugeln schien zusammengesetzt zu seyn. Sonst war er den Magensteinen ähnlich. Herr Clerk*) gedenkt eines dem hier beschriebenen ersten Magenstein ähnlichen Steins, der in dem Magen einer Frau gefunden wurde. Ein anderes Beyspiel von einem Magensteine findet man in den *Ephemerid. Nat. Curios. Dec. I. Ann. 2. Obs. 181.* nebst einer Anmerkung von Philipp Jakob Sachse.

2. Bemerkungen bey der Oefnung eines an den Steinen krank gewesenen Mannes, durch Abraham Vater.

Aus der 394 Numer, 102 Seite.

Ein Student hatte seit zwey Jahren an der Harnverhaltung krank gelegen, und unter der Zeit über funfzig Steine

*) Vermuthlich meynt der Verfasser la Chirurgie complette par Mr. LE CLERC, à Paris, 1739. 12.

Steine mit dem Harn ausgeleert. Die meisten derselben giengen ohne grossen Schmerzen weg; die grössern aber, die so groß als Erbsen oder Bohnen waren, mußten durch die Hülfe des Wundarztes herausgezogen werden. Dieser Jüngling fiel nach und nach in die Abzehrung: und da der trockne Husten und die Engbrüstigkeit zunahmen, auch endlich die Geschwulst der Füsse darzu kam, starb er plötzlich den Tag darauf, da er ganz bettlägerig geworden war.

Bey der Oefnung des Leichnams fanden wir, daß die Lungen mit dem Herzbeutel, dem Zwerchfell, und den Rippen an einigen Orten verwachsen, und besonders auf der rechten Seite verhärtet waren; in beyden Herzkammern sahe man grosse Schleimpfröpfe, die bis in die Stämme der Gefässe giengen, und ohne Zweifel die Hauptursache der Engbrüstigkeit und der erfolgten Erstickung waren.

Die Leber und Milz sahen gesund aus. Der gewundene Darm aber war ganz und gar mit Blut unterlaufen, und der ganze Grimmdarm von der rechten Seite an, wo er an der Leber liegt, nebst dem Mastdarme, so zusammengezogen, daß er kaum Fingers Dicke hatte, und inwendig fast keine Röhre zeigte.

Endlich untersuchten wir die Harnwege, als die Werkstäte so vieler Steine; in den Nieren und Harngängen fanden wir nichts Widernatürliches: in der Blase aber drey Steine von der Grösse der Bohnen; diese waren in einer starken Haut eingewickelt und an der vordern Seite nahe an den Schließmuskel der Blase angewachsen. Es scheint mir schwer zu erklären zu seyn, woher diese Haut entstanden sey. Ich untersuchte, ob dieselbe mit den Harngängen eine Gemeinschaft hatte, indem ich in dieselben Luft bließ: oder ob sie die innere Haut der Blase waren, die von den Steinen, welche sich zwischen die Häute der Blase gedrängt hätten, ausgedehnt wäre: ich konnte aber nichts

entdecken. Doch scheint es wahrscheinlich zu seyn, daß diese Steine die Ursache sowohl von dem beständigen Harnzwange, als auch von der widernatürlichen Zusammenziehung des Grimm- und Mastdarms gewesen sind.

3. Aehnliche Bemerkungen, durch Johann Ranby.

Aus der 401 Numer, 413 Seite.

Ein siebenzigjähriger Mann starb an der gänzlichen Verstopfung des Harnflusses, die durch einen Stein, der so groß als eine Saubohne war, und in der Eichel stecken blieb, war verursacht worden. Ich vermuthete wegen der schlimmen Zufälle, die dieser Mann gehabt hatte, etwas Merkwürdiges in den Harnwegen zu finden. Bey der Oefnung sahen wir die Harngänge und das Nierenbecken sehr ausgedehnt. Die Harnblase enthielt ohngefähr sechzig Steine, davon die größten wie eine Welsche Nuß, andere aber kleiner waren. Genau in dem Halse der Blase war eine harte Geschwulst, welche die Grösse einer Muskatennuß hatte, und die Oefnung meistens verstopfte. Diese Geschwulst verhinderte nicht nur, wenn man den Katheter in die Blase führen, und die Steine suchen wollte: sondern sie konnte auch allein alle Zufälle der Blasensteine verursachen, indem sie den Durchgang des Harns durch die Harnröhre verstopfte. Die innere Haut derselben war an einigen Orten verwundet, und sie selbst war mit einer blutigen klebrigen Masse angefüllt. An der hintern Seite der Saamenbläsgen, nahe an der Saamendrüse, waren einige Steine, so groß als Erbsen, welche fest mit den nahe liegenden Häuten verwachsen waren.

4. Des

4. Desgleichen durch Johann Dobyns.

Aus der 402 Numer, 452 Seite.

Ein Mann von ohngefähr vierzig Jahren hatte seit beynahe zwanzig Jahren Schmerzen in seinen Nieren gehabt. Er ließ blutigen Harn bey jeder ausserordentlichen Bewegung von sich, doch war er von allen Zufällen und den grossen Schmerzen, die bey Nierenkrankheiten sind, befreyt. Nichts destoweniger fanden wir nach seinem Tode in den Nieren, in jeder einen Stein von ausserordentlicher Grösse und Gestalt; ausser hundert kleinern, die dabey waren.

Die 21ste Figur der 4ten Tafel zeigt den blossen Stein, wie er aus dem Becken der rechten Niere genommen war. *a* der Theil, welcher sich in den Harngang ausdehnte, und seine Röhre ganz verstopfte. *b. b. b.* die hervorragenden Theile desselben. *c. c.* der Theil, welcher den Raum des Nierenbeckens erfüllte.

Die 22ste Figur der 4ten Tafel stellt den Stein aus der linken Niere vor. *a*, ist der Theil, welcher im obern Theil des Harngangs war, doch aber denselben nicht ganz erfüllte, da denn der Harn seinen Ausfluß hatte. *b. b. b. b.* die hervorragenden Ecken, welche in den häutigen Röhrgen steckten. *c. c. c. c.* der Körper des Steins, der in dem Nierenbecken lag.

5. Von einer grossen Menge Steine, die während dem Gebrauch des Pyrmonter Brunnens sind ausgeleert worden, durch Abraham Vater.

Aus der 377 Numer, 322 Seite.

Ein gesunder und munterer Pommerischer Edelmann, der sich keiner Krankheit bewußt war, brauchte vor drey

Jahren einem Freunde zur Gesellschaft den Pyrmonter Gesundbrunnen. Als er einige Tage denselben getrunken hatte, so fühlte er, daß er einige kleine Steine mit dem Harne, ohne allen Schmerz, von sich ließ. Er glaubte, es sey dieses eine heilsame Wirkung, und trank nun dieses Wasser in grösserer Menge. Darauf giengen in vier oder fünf Tagen über vierzig Steine, doch ohne Schmerzen, von ihm. Da er dieses sahe, fuhr er fort, sehr stark zu trinken. Doch als er zu viel Wasser trank, so wurde der Harnfluß unterdrückt, so, daß er in drey Tagen nicht einen Tropfen Wasser von sich ließ, bis ihm der Weg durch den Katheter geöfnet wurde. Daher unterließ er auf Anrathen der Aerzte den Gebrauch dieses Brunnens, und glaubte, die Sache sey so vollbracht.

Nicht lange darnach wurde dieser Mann auf der Reise von einem beständigen Harntriebe geplagt, mußte zu oft wiederholten malen vom Wagen steigen, und harnte endlich unter grossen Schmerzen reines Blut weg. Das Blutharnen währte mit steten Schmerzen so lange, als er reiste. Da er aber nach Hause und zur Ruhe kam, hörte es auf, und es blieb nicht der geringste Schmerz zurück. So oft aber unser Kranker nach der Zeit fuhr oder ritt, so kehrte das schmerzensvolle Blutharnen wieder zurück, und vergieng völlig, wenn er wieder ruhte. Zuweilen gieng auch ein oder der andere Stein ab; doch selten, und sie verursachten ihm keine Schmerzen, weil sie viel kleiner waren, als die, welche er bey dem Gebrauch des Brunnens wegließ. Der Kranke wurde mit diesem sehr beschwerlichen Zufalle zwey ganzer Jahre geplagt, endlich aber durch Arzeneyen davon befreyet. Er glaubte also völlig gesund zu seyn, und unterließ ferner Arzeney zu gebrauchen. Allein nach der Zeit nahm das Harnschneiden wieder täglich zu, und der Mann wurde Tag und Nacht zum Harnen gereizt, welches Uebel er

auch

auch noch leidet. Der Harn geht in sehr geringer Menge, mit heftigen Schmerzen, von ihm, und ist wegen des beygemischten zähen Schleims, der gleich zu Boden fällt, sehr dicke, so daß er dem Mehlbrey ähnlich ist, und in Faden gezogen werden kann. Unterdessen hat der Kranke guten Appetit, schläft hinlänglich, und empfindet sonst in seinem Körper keinen Schmerz.

Mir scheint kaum eine ähnliche Bemerkung bekannt zu seyn. Es ist besonders merkwürdig, daß durch den Gebrauch dieses mineralischen Wassers so viel und so grosse Steine in so kurzer Zeit von einem vollkommen gesunden Manne ausgeleert worden sind. Daher scheint es keine ungegründete Muthmassung zu seyn, daß diese Steine nicht sowohl von dem Wasser ausgetrieben, als vielmehr durch den mineralischen Crocus derselben in diesem Kranken erzeugt worden sind. Zwar scheint dieser Meynung die kurze Zeit, in welcher sie ausgeleert worden, zu widersprechen. Doch glaube ich nicht, daß jemand bestimmen könne, wie viel Zeit zu der Erzeugung der Steine in dem Körper erfordert werde. Vielleicht kann diese sehr geringe seyn. Denn es scheint sehr unwahrscheinlich, daß diese Steine schon sollten in den Harnwegen verborgen gelegen haben, weil dieser Mann niemals vorher über beschwerliches Harnen oder einen andern Zufall des Steins geklagt hat. Vielmehr beweisen alle Umstände dieses Falls, daß dieses Zusammenwachsen sehr geschwinde geschehen sey. Denn die Steine waren nirgend rauh oder eckig, wie die Blasensteine, wegen des Anhängens der salzigen Theilgen, zu seyn pflegen; sondern sie sind, wie grosse und kleine Erbsen, rund, glatt, und glänzend, als ein Beweis von ihrer plötzlichen Zusammenleimung. Ihre Farbe ist mit dem Satze, den man aus den Pyrmonter Brunnen durch das Kochen auszieht, ganz ähnlich. Inwendig sind eben solche Schichten, wie bey den Karlsbader Steinen. Zuletzt ist auch

dieses noch zu bemerken, daß der größte Theil dieser Steine während dem Gebrauch dieser Wasser ausgeleert worden ist, nach der Zeit aber sind sehr selten solche Steine, und nur viel kleinere weggegangen. Doch darf man die Ursache dieser Krankheit nicht dem Wasser zuschreiben, sondern vielmehr den schwachen Eingeweiden und der schlechten Verdauung *).

6. Von einem grossen Steine, welcher durch die Harnwege von einem Weibe ausgeleert wurde, durch Dr. Richard Beard.

Aus der 397 Numer, 211 Seite.

Geschrieben den 29 Junius, 1727.

Vor drey Jahren wurde eine arme Frau, von 63 Jahren, mit den Nierensteinschmerzen, und darauf mit Steinschmerzen in der Blase geplagt. Die Schmerzen nahmen mit der Grösse des Steins verhältnißmässig zu: bis sie so mager wurde, daß man den Fall für tödtlich hielt. Zu Ende des vergangenen Sommers spürte sie einige Linderung auf den reichlichen Gebrauch des Pappelthees, den sie einige Zeit fortbrauchte. Plötzlich merkte sie eine ungewöhnliche Schwere und Trieb in der Blase, und da sie denselben aus allen Kräften zu unterhalten suchte, gieng ein Stein von ihr, der jedermann in Verwunderung setzte. Der Schmerz und das Blutvergiessen dabey war geringer, als man erwartete. Jetzt ist siegesund, und spürtkein Ungemach, als eine unausbleibliche Unenthaltsamkeit des Harns.

Der Stein ist von derselben Farbe und Zusammenhang, als andere Blasensteine. Er wiegt jetzt 2 Unzen, 2 Quent-

*) Wer die Bestandtheile und Wirkungen des Pyrmonter Brunnens erwägt, kann wohl schwerlich der Meynung des Verfassers seyn. S. Joh. Phil. Seip Beschreibung der Pyrmontischen Mineralwasser, Hannover, 1750, 8.

1 Quentgen, und 55 Gran. Gleich als er ausgeleert worden, war er viel schwerer. Sein größter Umfang ist $7\frac{1}{2}$ Zoll, um den dicksten Theil ist er $4\frac{3}{4}$ Zoll, auf der erhabenen Seite ist er $4\frac{7}{8}$ Zoll lang. An einigen Orten ist er rauh und mit Blut befleckt, allwo er sonder Zweifel bey seinem Durchgange den größten Widerstand gefunden hat.

7. Von einem Steine, welcher in der Harnblase zerbrochen war, und durch die Harnröhre ausgeleert wurde, durch Laurentius Heister.

Aus der 417 Numer, 13 Seite.

Ein Mann, der über sechzig Jahr alt, dabey aber stark, und einer harten Lebensart gewohnt war, hatte viele Jahre lang an dem Nierensteine krank gelegen, und sehr viele davon, worunter mehrere grösser, als Erbsen, waren, durch die Harnwege mit vielen Schmerzen ausgeleert. Endlich aber empfand er auch alle Uebel der Harnblasensteine, so, daß er öfters nicht anders, als mit dem größten Schmerzen, in der Schaamgegend, sein Wasser lassen konnte. Im Jahr 1728, nachdem er mancherley Mittel, und besonders eine Stein vertreibende Tinctur (*Tinctura antinephritica Rothiana*) gebraucht, und zugleich das wider den Stein so gerühmte Bier, welches in Königslutter, einer Stadt im Braunschweigischen gebrauet, und Duchstein genannt wird, häufig getrunken hatte: so empfand er zuweilen bey dem Harnlassen Schmerzen, und Zusammenziehungen in der Blase, und es dünkte ihm zugleich, als wenn die Steine in der Blase zerbrächen. Darauf giengen gleich einige Stücke von zerbrochenen Steinen mit dem Harne ab, und es folgten viel Tage lang nach einander andere, bis er gänzlich von ihnen befreyet wurde, und nun gesund leben konnte.

Daß in diesem Manne viel grosse Steine gewesen sind, die nicht ganz durch die Harnröhre haben gehen können, zeigt erstlich ihre verschiedene Farbe. Einige sind schwarzbraun, andere fast schwefelgelb. Ferner beweisen es die verschiedenen Stücke, deren einige Ausschnitte eines grössern, einige eines kleinern Bogens sind. Er hatte ohngefähr hundert dergleichen gesammlet: mir aber zugleich versichert, daß er sehr viele verloren hätte. Einige dieser Stücken sind einen halben Zoll breit, mehrere sind kleiner, ihre äussere Fläche ist erhaben, die innere bey den meisten ausgehöhlt, einige sind wie der Kern der Steine.

Die Wahrheit dieses Falles ist ausser allem Zweifel. Die Anzahl und das Ansehen der Steine beweisen, daß sie wirklich aus der Harnblase sind: so, daß wir gewiß glauben können, die Steine seyn in der Blase zerbrochen: ob dieses aber durch die Arzeney, oder durch das Bier, oder durch die Kräfte der Natur geschehen sey, weis ich nicht.

8. Von einem grossen Steine in der Harnröhre, durch Johann Hurham.

Aus der 413 Numer, 257 Seite.

Es wurde einem Manne, der an der Lustseuche krank lag, die Ruthe abgelöset: der Wundarzt aber hatte die Wunde übel geheilt, indem durch die Narbe fast die Harnröhre verschlossen war. Daher konnte der Harn nur sehr langsam ausgeleert werden: und nach kurzer Zeit litte der Kranke grosses Harnschneiden: bald darnach entstand in dem mitteln obern Theile des Hodensacks eine kleine Geschwulst, die nach und nach zunahm, und sich nach der linken Schaamweiche neigte. Daher konnte der Mann den Harn gar nicht auf einmal von sich lassen, sondern

dern er tröpfelte stets allmählig: doch der größte Theil des Harns wurde durch drey oder vier Fistelgeschwüre, welche im Hodensacke entstanden, ausgeleert, wobey zugleich etwas Eiter war. Die sehr harte Geschwulst nahm unterdessen immer zu.

Nach viele Jahre lang ausgestandenen Schmerzen kam der elende Mann in unser Krankenhaus. Als er im Julius aus allen Kräften den Harn forttreiben wollte, und den Leib beugte, so fiel ein grosser Stein heraus, welcher, als er ausgeleert wurde, 5½ Unze Apothekergewicht hatte. Als ich den Kranken untersuchte, fand ich den Hodensack zerrissen, nicht mehr angeschwollen, und sahe, daß der Stein aus der Harnröhre gefallen war.

Die grosse und zerfetzte Wunde heilte durch Terpenthinbalsam in kurzer Zeit völlig, ausser, daß ein kleines Fistelgeschwür, wodurch der Harn lief, offen blieb. Der Kranke konnte sich hernach bequem bewegen.

Ich glaube nicht, daß dieser Stein zuerst an diesem Orte entstanden: sondern vielmehr aus der sandigen Materie daselbst zusammengebacken sey. Denn da vielleicht ein kleiner Nierenstein hier wegen der verschlossenen Harnröhre zurückgeblieben war, und stets neuer Gries dazu kam, so war er endlich so groß geworden.

9. Beschreibung eines sehr besonders gestalten Steins, welcher nach dem Tode aus eines Mannes Blase genommen worden, durch den Herrn De Caumont.

Geschrieben zu Avignon, den 30 Junius, 1732.

Aus der 450 Numer, 369 Seite, 1739.

Die 24ste Figur der 5ten Tafel zeigt einen Stein, der letztlich aus der Blase eines Leichnams genommen wurde,

wurde, und welcher in meiner Gegenwart ist nach dem Original gestochen worden. Die berühmtesten Aerzte und Zergliederer versichern mir, daß sie niemals einen ähnlichen gesehen haben. Ich kann bezeugen, daß die Abbildung, ob sie gleich sehr genau ist, doch die besondere Bildung des Steins selbst nicht gänzlich ausdrückt. Die zehn Aeste desselben, die sich aus dem Mittelpunkte ausbreiten, haben einige Aehnlichkeit mit den Aesten gewisser Pflanzen. Ich zweifle sehr, daß die gemeine Meynung von der Zusammensetzung der Steine bey dieser Gelegenheit Statt finde. Nichts desto weniger behaupte ich nicht, daß dieser Stein, wie die Pflanzen, entstanden sey: wiewohl die Aeste des Steines und ihre Gestalt dieser Meynung günstig zu seyn scheinen.

Herr **Salien** giebt von der Krankheit des Mannes, in welchem der in der 24sten Figur abgebildete Stein befunden worden, folgende Nachricht.

Ein sechs und sechzigjähriger Mann, von gesunder Natur, welcher auf die Märkte zu reisen, und mit Getreide und Korn zu handeln pflegte, ohne jemals krank gewesen zu seyn: empfand den 14ten Februar, 1731, in der Nacht einige Schmerzen um die Eichel, und konnte mit Mühe sein Wasser von sich lassen. Unterdessen verrichtete er seine Geschäfte, wie zuvor.

Den 28sten Merz, 1732, wurde derselbe wiederum in der Nacht mit einer wahren Verhaltung des Harns angefallen, welche ihn grausam quälte. Den 29sten des Abends rufte man mich, um ihn zu untersuchen, und den Harn wegzulassen. Ich ließ demnach sieben und ein halbes Nößel weg. Der Kranke spürte sogleich Linderung, der Schmerz und das Fieber hörten auf, und er hielt sich für völlig geheilt. Allein die folgende Nacht kamen die Schmerzen wieder, so daß er beschloß, nach **Lisle** (wo Herr **Salien** wohnte) zu reisen. Hier befand er sich

völlig

völlig wohl bis den funfzehnten April. Diesen Tag aß er mit gewöhnlichem Appetite zu Abende; allein eine halbe Stunde nach der Abendmahlzeit überfiel ihn ein heftiger Frost, darauf folgte sehr grosse Hitze mit unauslöschlichem Durste, grossem Kopfweh, und einer ausserordentlichen Unruhe.

In diesem Zustande fand ich den Kranken ohngefähr um 5 Uhr des Abends; ich wollte ihm, wie gewöhnlich, das Wasser ablassen, um ihm dadurch einige Ruhe zu verschaffen. Bis zu dieser Zeit war der Katheter ohne einige Hinderniß hereingegangen: allein jetzt fühlte ich einen Stein, welcher dessen Eingang verhinderte, als ich ihn in die Blase stecken wollte. Ich drehte den Katheter nach der linken Seite, und stieß an einen Ast des Steines. Um zu wissen, ob vielleicht ein anderer Stein daselbst wäre, zog ich den Katheter etwas zurück, und drehte ihn auf die rechte Seite: Dieses geschahe leichtlich: als ich denselben wieder hereingestreckt hatte, so stieß ich an einen andern Ast desselben Steines. Diesen Ast hielt ich für einen besondern Stein, und glaubte nun, es wären einige Steine in der Blase des Kranken. Ferner schloß ich, daß der Kranke schwerlich würde gesund werden, woferne die üblen Zufälle noch länger dauern sollten.

Den 20sten April überfiel ihn der Schlucken, die andern Zufälle währten fort, und er starb den 28sten dieses Monats. Vier Stunden nach seinem Tode nahm ich in Gegenwart einiger Leute den Stein aus seiner Harnblase.

Ich glaube, dieser Stein habe in der Harnblase an einem Orte festgehangen, und sey daselbst durch den Harn gebildet worden. Die vertrockneten häutigen Faden, die noch an einigen Aesten desselben gefunden werden, sind ein Beweis für diese Meynung. Da hernach der Stein

von

von ohngefähr gelöset worden, so hat er die schlimmen Zufälle, und endlich den Tod verursacht.

Zu dieser Anmerkung fügt Herr Hans Sloane folgende hinzu.

Ich habe in meiner Sammlung von einigen hundert Steinen keinen, der diesem ähnlich wäre. Ich besorgte einsmals einen Mann, der zwischen dem sechzigsten und siebenzigsten Jahre war. Dieser konnte den Harn nur mit vieler Mühe von sich lassen. Ausserdem litte er einen sehr grossen Schmerz in der Gegend des Perinäums *), wenn er in einem Wagen fuhr. Durch lindernde Arzneymittel leerte er aus der Harnröhre einen Stein aus, welcher in der Mitte flach und glatt war, an beyden Enden aber fünf Spitzen hatte, welche dem Rädgen eines Sporns ähnlich sahen. Die Spitzen dieser Strahlen waren scharf, und ihre Oberfläche hatte keine Rauhigkeiten. Er war klein, daß er vermuthlich nach einigen Tagen seiner Entstehung ausgeleert worden war: wäre er aber in der Blase geblieben, so würde er wahrscheinlicher Weise an allen Spitzen zugenommen haben.

Wenn ein fremder Körper in die Blase kommt, so geschieht es öfters, daß ihn die kalkartige Masse umgiebt, und dessen Gestalt behält,

In einem Soldaten, dem der Stein geschnitten wurde, fanden wir eine mit Kalk überzogene Büchsenkugel, die vorher in die Blase war geschossen worden.

Als ich einst mit einer silbernen Haarnadel den Stein, welcher in dem Blasenhalse stack, bey einer Frau zurückstossen wollte: schlupfte dieselbe in die Blase, und eine steinige Masse umzog dieselbe ganz und gar einen halben Zoll dicke.

Gleicher-

*) Im Original stehet das Bauchfell; *Peritonaeum*: welches wohl falsch ist.

Gleicherweise wurde eine Nadel, die auf irgend eine Art in die Blase gekommen war, ganz mit der Steinmasse umzogen. Sie verursachte aber hernach ein Fistelgeschwür, und wurde mit dem Eiter ausgeleert.

Die Bezoarsteine werden auf eben diese Art gebildet: denn ich habe gemeine Bezoarsteine aus Ostindien, welche rundlich sind, und in ihrem Mittelpunkte die Körner einer Art Acacien haben: andere sind länglich, und in Schichten über Pflanzenstiele zusammengehäuft; auch habe ich einen stachlichen Bezoarstein, der einen Mangokern umzogen hat.

Die Stacheln anderer Steine sind schon seit Celsus Zeiten bemerkt worden, der diese Steine im 7ten Buch, und 26sten Kapitel, stachlige Steine nennet.

Ueber dieses behaupte ich, daß, je weniger Stacheln auf der Oberfläche der Steine sind, desto beunruhigender sind diese für die leidenden Personen. Ich habe einen Mann gekannt, der von dem Harnblasenstein so arg, als irgend einer gemartert ward, besonders nach einiger Bewegung. Er wollte sich dem Steinschnitt nicht unterziehen. Nach seinem Tode fand man Steine, die sehr wenig Erhabenheiten hatten, die von einander entfernet waren. Jeder derselben hatte sich in der Blase eine Höhle gemacht, und wenn sie durch einige Bewegung aus den Höhlen gebracht wurden, so verletzten sie die gesunden Theile der Blase, und verursachten dem Verstorbenen so viel Angst und Quaal.

Sind die Ecken aber dichte an einander, so verhindern sie sich selbst, daß sie nicht so tiefe Wunden machen können; sondern sie hängen sich nur in dem Schleim auf der innern Haut der Blase an.

10. Von einem Steine, der sich durch eine alte Narbe in dem Perinäum einen Weg machte, durch David Hartley.

Aus der 456 Numer, 394 Seite.

Im Januar, 1740.

William Jarman wurde vor ohngefähr 15 Jahren von einem grossen Steine durch den Steinschnitt befreyet.

Er war gesund vier Jahr lang, nachdem man ihm den Stein geschnitten hatte; die Wunde war geheilt, und er ließ sein Wasser durch den natürlichen Gang, ohne daß durch die Wunde etwas gesickert wäre.

Vergangenen Julius empfand er grosse Schmerzen an dem Orte, wo er war geschnitten worden; es entstand daselbst eine Geschwulst. Der Ort sah schwarz aus, und es brach eine kleine Oefnung auf, aus welcher Harn kam; in derselben stack ein Stein, welcher zu der, durch den Trieb des Wassers und das ofte Berühren weiter gewordenen, Oefnung herausfiel.

Hierauf befand sich der Kranke gleich besser, und die Geschwulst setzte sich. Die Wunde ward kleiner, und der Harn fließt noch durch dieselbe, sehr wenig aber durch den natürlichen Gang.

Der Kranke ist dreyssig Jahr alt. Das grössere Ende des Steines hatte fast vierzehn Tage in der Wunde gesteckt: allein er wandte sich zu keinem Wundarzt.

Auch Herr **Mortimer**, beschreibet hier zwey Steine, die durch das Perinäum gegangen waren, und in der Blase an einander gelegen hatten, indem der eine so erhaben war, daß er in des andern Hölung paßte.

1025.01

11. Von einem durch den Hodensack heraus-gegangenen Stein, durch Johann Sisley.

Ebendaselbst, 351 Seite.

Bey einem Holzarbeiter, welcher grosse Geschwülste an seinen Hoden hatte, fand ich in dem obern Theile des Hodensacks eine oder zwey Oefnungen, wodurch zuweilen der Harn sickerte. Als ich eine Sonde darein steckte, fühlte ich einen grossen harten Körper daselbst. Ich sagte ihm, er habe daselbst einen grossen Stein, welchen ich ihm herausschneiden wollte: doch er willigte nicht darein. Ich erweiterte daher die Oefnung auf eine andere Art. Hierauf wurde die Geschwulst der Hoden gemildert, und er arbeitete, wie gewöhnlich. Eine Woche darnach empfand er mehr Schmerzen, als gewöhnlich, und verlangte nach mir. Ehe ich aber hinkam, hatte sich der Stein selbst herausgetrieben. Er wog damals 5 Unzen, und 5 Quentgen; jetzt aber 4 Unzen, und 6 Quentgen. Der Mann sagte mir, daß er diesen Stein schon seit dreyssig Jahren als ein Gewicht von einem halben Pfunde gefühlt habe; und lebte noch sieben Jahr in guter Gesundheit, und erlangte ein Alter von 60 oder mehrern Jahren.

12. Von einigen Steinen, die man nach dem Tode in gewissen Säcken fand, welche durch die von einander gestossenen Häute der Blase gemacht wurden, durch Eduard Nourse.

Aus der 462 Numer, 11 Seite.

Gelesen den 7 Januar, 1742.

Herr Gardiner wurde von mir den 30 December, 1738, untersuchet; ich und Herr Wall fühlten einen

Stein so bald, als mein Instrument hereingebracht war; den folgenden 2 Januar fieng dieser Kranke an die Arzeney der Frau Stephens *) zu gebrauchen, und setzte sie acht Monate fort. Den 30 November, 1739, sagte er mir, er sey von seinen gewöhnlichen Krankheiten völlig befreyt. Ich und andere Aerzte untersuchten ihn wieder, konnten aber nichts finden

Den 2ten Januar, 1742, starb er. Den folgenden Morgen öfnete ich, in Gegenwart des Herrn Hills und Walls seine Blase, und beobachtete darinnen sechs widernatürliche Oefnungen von verschiedener Grösse: in deren größte meine Fingerspitze paßte. Jede dieser Oefnungen führte in einen besondern Sack, deren jeder aus der erweiterten und durch die Muskelfasern vorgestossenen innern Haut der Harnblase gebildet war. Diese Säcke konnte man äusserlich am Hintertheile der Blase, etwas über den Saamenbläsgen, sehen; von aussen schienen ihrer nur zwey zu seyn; in der That aber waren es sechse, die durch die Verdoppelung der innern Haut von einander getrennt sind.

In diesen Säcken waren neun Steine enthalten, deren größter einer Muskatennuß an Grösse glich. Diese Steine bewegten sich leichtlich aus ihren Säcken, und fielen auch wieder zurück: denn als wir die Blase untersuchten, fielen zwey Steine in den Boden derselben. Darauf untersuchten wir die Nieren: in der rechten war etwas Eiter enthalten, sonst war sie natürlich beschaffen: aber

*) Von dieser so berühmten Arzeney findet man eine gute Beschreibung im Mercure historique & politique, Juillet, 1739. Tome CVII. à la Haye, 1739. 12. p. 97. Auch kann man hiervon nachlesen Robert Whytts sämmtliche zur Arzneykunst gehörige Schriften, Leipz. 1771. 8. Desgleichen Medicinische Versuche und Bemerkungen von einer Gesellschaft in Edinburg. Altenburg, im 5ten Theile.

aber von der linken waren zwey Drittheil verzehrt; ihr Becken war verhältnißweise zusammengezogen, und der Harngang fast ganz verstopft. Als wir nun wieder die Blase untersuchten, fanden wir daselbst keinen Stein, sondern sie waren wieder in die Säcke gefallen. Einige aber in diesen Säcken enthaltene Steine waren in ihrer Hülle so gewachsen, daß sie nicht ohne Gewalt und Zerreissen konnten herausgebracht werden.

13. Von der Krankheit des Wilhelm Payne, und von der Beschaffenheit seiner Nieren und Blase, durch Georg Bell.

Ebendaselbst, 54 Seite.

Gelesen den 4ten Februar, 1742.

Dieser Mann war ohngefähr 71 Jahr alt, und litte sehr an Steinschmerzen einige Jahr lang. Alsdenn nahm er 15 Monate lang die Arzeney der Frau Stephens *).

Auch hatte er einen Hodensackbruch auf der linken Seite: doch beschwerte ihn dieser nicht sehr, wiewohl er den Gebrauch des ihm angerathenen Bruchbandes unterließ; ja er konnte sogar die Därme, wenn sie heraustraten, sehr leicht zurückbringen.

Im Anfange des vergangenen Jenners überfielen ihn sehr heftige Steinschmerzen, wenn er sein Wasser lassen

*) Man sehe HARTLEYS View of present evidence for and against Mrs. Stephens medicine containing 155 cases with some experiments and observations. p. 8. Case. III. In des Herrn von Hallers aucta Boerhavii methodo sind 793 Seite die hieher gehörigen Schriften genau angeführt.

wollte. Zugleich hatte er einen starken Stuhlzwang, so daß sehr viel Därme in den Hodensack getrieben wurden: und da er diese selbst nicht zurückbringen konnte; so sandte er nach mir. Die Geschwulst fand ich groß und uneben, doch ohne viel Spannung und Entzündung; sein Puls schlug schwach, und der Schweis war klebrig: er klagte über heftige Rückenschmerzen, die sich längs nach den Harngängen ausdehnten: zugleich quälte ihn Eckel und Brechen: in dem Blasenhalse und der Eichel fühlte er einen äusserst scharfen Schmerz, und zugleich eine ungewöhnliche Schwere in der Nath zwischen dem After und der Schaam, oder im Perinäum. Er mußte oft sein Wasser abschlagen, das aber tropfenweise und mit vielen Schmerzen weggieng, und plötzlich verstopft wurde. Sein Harn war ausserordentlich stinkend, zuweilen mit Eiter vermischt, zuweilen aber von brauner Farbe.

Eben ehe ich ihn sah, hatte er sich ein Klystier setzen lassen: dieses wirkte zweymal, daß ich hoffte, der Bruch würde können zurückgebracht werden. Ich versuchte es auf alle mögliche Art, doch vergebens: denn wiewohl der größte Theil zurückgieng, so blieb doch ein beträchtliches Stück zurücke, welches ich unmöglich konnte zurückbringen. Ich schloß daher, daß diese Theile da angewachsen wären, weil sich die Därme entledigten, und weder gespannt noch entzündet waren. Ich verließ ihn, mit der Verordnung, daß er ein Bruchband tragen sollte.

Den 22sten Jenner erhielt ich von seinem Tode Nachricht. Als ich ihn öfnete, fand ich, daß die linke Niere gänzlich verzehrt, und fast nichts, als deren Häute übrig geblieben waren, und diese waren mit Blut und Eiter erfüllt, auch der Harngang war davon voll, und weit mehr, als natürlich, ausgedehnt.

Die rechte Niere war in einigen Orten mit Geschwüren besetzt, und voll von Eiter und Gries, auf ihrer äus-

fern

fern Fläche sahe man einige Wasserblasen, und der Harngang war etwas erweitert.

Die Harnblase hatte eine ausserordentlich Grösse, und enthielt über drey Nössel reinen Harn: als ich sie öfnete, fand ich zween glatte flache Steine, die etwas grösser als eine gemeine Windsor Bohne waren: in dem Blasenhalse entdeckte ich noch einen Stein, der wahrscheinlich während dem Anfall hereingetrieben war, und die unmittelbare Ursache des Todes zu seyn schien. Dieser hatte die Grösse einer Haselnuß, und gänzlich den Gang verstopft.

Als ich den Bruchsack zerschnitt, so zeigte sich zuerst ein grosses Stück Fett, von einem halben Pfunde: gleich darunter lag ein grosser Theil vom Grimmdarme, der zehn Zoll lang war: die innere Fläche des Bauchfells hieng durch einige Fasern mit dem Grimmdarme, und durch seine Fächer mit dem Hodensack zusammen.

Alle andere Eingeweide waren gesund *).

*) Ausser diesen Abhandlungen findet man auch in der 377 Numer, 326 Seite von Perret Williams, und in derselben Numer 327 Seite, kurze Beschreibungen der nach dem Tode in den Nieren und der Harnblase gefundenen Steine: auch in der 468 Numer beschreibt Anton Leprotti einen Stein von 2 Unzen, und 29 Gran, der von einer Frau durch die Harnwege ausgeleert wurde. In der 371 Numer, 83 Seite findet man des Douglaß Art, den Stein zu operiren, beschrieben: die weitläuftiger beschrieben ist in der Lithotomia Douglassiana, *or, a new method of cutting for the Stone* by IOHN DOVGLASS: In der 399 Numer, 318 Seite behauptet eben dieser Herr Douglaß, daß man den Stein durch eine künstliche Fistel im Perinäum bey denen herausnehmen könne, die sich der Operation selbst nicht unterwerfen können, und daß man die Fistelgeschwüre erweitern könne, um den Stein leichter herauszunehmen. Ich glaube, daß man jetzt nicht mehr

XXXVI.

Von Würmern, die durch die Harnwege ausgeleert wurden, durch Daniel Turner.

Aus der 391 Numer, 410 Seite.

Den 24sten November, 1725, kam ein armes Weib zu mir, um sich wegen ihres Kindes, von sechzehn Monaten, bey mir Rath zu erholen. Sie brachte einen Wurm mit, der aus dessen männlichen Ruthe war genommen worden, und woran er einige Tage viel durch Zusammenziehungen der Därme gelitten hatte. Seine untern Glieder wurden stets in die Höhe gezogen, und die beyden Schließmuskel angespannt: der Harn einige Tage mit vieler Mühe ausgeleert, endlich ganz unterdrückt, und der Wurm zeigte sich am Ende der Harnröhre. Der Wurm sahe denen, welche durch den After zuweilen ausgeleert werden, ähnlich; nur war er etwas weisser. Daher glaubte ich, die Frau irre sich. Ich verordnete, was ich für gut fand, und erkundigte mich bey dem Apotheker, welcher diesen Wurm herausgenommen hatte, genauer nach diesem Vorfall. Dieser versicherte mich von der Wahrheit desselben.

Vor einiger Zeit zeigte mir eine Frau eine Made, welche sie durch die Harnwege ausgeleert hatte.

XXXVII.

mehr daran zweifeln wird: und halte es für unnöthig, die jetzt üblichen und bekannten Operationen herzusetzen. So sind auch die Verbesserungen des Herrn Cleland an den Katheters, die er in der 461 Numer beschreibt, mit von Heistern und Heuermann angeführt.

XXXVII.

1. Von haarigen Dingen, welche durch den Harn ausgeleert wurden, durch Johann Powell, aus Pembrocke.

Aus der 460 Numer, 699 Seite.

Gelesen im Januar, 1741. Geschrieben den 16 Julius, 1733.

Eine Wittwe von vierzig Jahren, die im 17ten Jahre geheirathet, und vor 12 Jahren ein Kind, das 9 Wochen lebte, geboren hatte, leerte vor ohngefähr zwey Jahren einen haarigen Körper aus.

Sie wurde im August vor zwey Jahren mit Verhaltung des Harns beschwert; zugleich fühlte sie geringe Schmerzen in ihrer Harnblase, und ihr Harn war so weißlich, wie Molken; der Schmerz aber in ihren Fußsohlen war sehr heftig: darauf spürte sie grosse Schwachheit in den Gliedern, und Schmerzen in den Eingeweiden. Deswegen rieth man ihr, ein kaltes Bad zu brauchen, dadurch wurden ihre Gliederschmerzen sehr gelindert; das Harnschneiden aber nahm mehr zu, und darauf fieng der Harn an übel zu riechen. Zu Weyhnachten vor zwey Jahren gab sie den größten haarigen Klumpen von sich, ohne grosse Schmerzen, indem sie einen beruhigenden Trank genommen hatte. Allein seit der Zeit empfindet sie stets grosse Schmerzen, ehe diese Körper von ihr gehen; und sie muß sie gemeiniglich zum Theil mit den Fingern herausnehmen: öfters gehet ein guter Theil Blut weg, wenn sie dieselben herauszieht, daß also die Blase inwendig wund werden muß.

Nach dem Gebrauch gelinder Brech- und Laxirmittel befand sie sich im Frühlinge vor dem Jahre viel besser.

Zuweilen nahm sie den Abend zuvor, ehe sie sich dieser Arzeneyen bediente, versüßtes Queckſilber, und sehr oft harntreibende balsamische Pillen, mit und ohne dem Trochiſcus Gordoni *), auch erweichende Abkochungen und lindernde Milch von verschiedener Art. Hierdurch ward der Gestank und das klebrige Wesen in ihrem Harne geschwächt, so daß sie eine Reise von zwey Monaten unternahm. Hierbey hatte sie sich ohne Zweifel erkältet; denn nach ihrer Rückkunft waren ihre Schmerzen viel ärger; sie leerte sehr viel Haare aus, ihr Harn roch wieder übel und war sehr klebrig, ob wir uns gleich alle Mühe, ihr zu helfen, gaben. Oefters war das, was sie ausleerte, so steif und klebrig, daß wir es kaum von den Scherben trennen konnten, zuweilen aber so biegsam, daß man es mit einer Feder in die Höhe heben konnte, da es denn wie ein Lappen wieder darnieder fiel.

Lange Zeit hat sie täglich einen oder mehr dieser haarigen Körper ausgeleert: so bald sie ausgeleert worden, sahen sie aus wie Haare und Korallenmoos; ihre Schmerzen sind so groß, daß wir wenigstens um die dritte Nacht genöthiget sind, ihr ein beruhigendes Mittel zu geben: und daß dies öfters wegen der Heftigkeit des Schmerzens nicht einmal geschehen kann.

Die Dauer dieses grausamen Schmerzens schwächte sie sehr, und sie nahm völlig am Fleische ab. Ihr größtes Elend, besonders im Sommer, ist dieses, daß ihr die Milch ganz und gar nicht zusagt, sondern ihren Magen schwächt, und ihr starkes Brechen verursacht.

Wir haben verschiedene Arzeneyen eingespritzt: allein sie kann sie nicht wohl vertragen. Ihre monatliche Reinigung hatte sie stets ordentlich, bis die beyden oder drey letzten-

*) Man sehe davon das *Dispensatorium Brandenburgicum*, p. 226.

letztenmal. In den letzten vierzehn Tagen hat sie über das Anschwellen ihres Bauchs geklagt, ihre Füsse aber sind nicht angeschwollen.

Oefters empfindet sie in ihrer Blase ein gewisses Knallen oder Zertheilen der Winde, so daß man glauben sollte, es sey eine Oefnung aus dem Mastdarme in die Blase.

Ein geschickter Wundarzt, der ihre Blase untersuchte, konnte keine Steine in derselben finden. Seit fünf Tagen hat sie zuweilen über Engbrüstigkeit geklagt, die ich dem heissen Wetter zueignete. Ich habe solche haarige und aus Rinden bestehende Theile sonst noch nie durch den Harn sehen weggehen.

Diese Kranke trank sowohl zu Bristol als hier (in Pembrocke) Gesundbrunnen, doch mit geringer Besserung. Auch hat sie spanische Fliegen, und andere nur ersinnliche Sachen innerlich gebraucht.

Hierauf antwortet Herr Hans Sloane (ebendaselbst, 703 Seite, den 26 Julius, 1733) folgendermassen.

Ich glaube, daß diese haarigen durch den Harn weggegangenen Körper wahrscheinlicher Weise in den Nieren sind erzeuget worden. Ich habe einige ähnliche Fälle gesehen. Ein gewisser Mann leerte seit vierzig Jahren mit dem Harne lange Haare aus, wobey er nicht viel Schmerzen litte, ob er sich gleich über eine Schärfe des Harns beschwerte. Ein anderer hatte verworrene und gleichsam in einander gewebte Haare mit grossen Schmerzen durch den Harn ausgeleert. Allein in diesen Fällen war keine oder sehr wenig steinartige Masse. Wahrscheinlicher Weise hatte sich diese im obigen Falle dadurch erzeugt, daß die Haare zu lange in der Harnblase geblieben waren. Ich besitze eine Nadel, die ein junges Frauenzimmer verschluckt hatte, und die man nach der Zeit mit steinartiger Masse überzogen, aus einem Geschwür in der

Schaamweiche herausnahm. Mehrere Fälle sind oben angeführt *).

Zur Heilung sind verdünnende Mittel am dienlichsten. Der letzte Kranke wurde gesund, indem er gelinde und erweichende Tränke oft und häufig trank; und wöchentlich zweymal laxirte. Ich glaube, daß in obigem Falle, der Brunnen aus Bath warm getrunken, Pappel- und Leinsaamen-Thee, süsses Mandelöl, Alceensyrup, in kleinem Maaß und öfters genommen, nebst dem äusserlichen Gebrauch der Bäder aus erweichenden Kräutern, von grossem Nutzen seyn werde. Diese und mässige Uebung können vielleicht helfen. Die aus Mohnsaft bereiteten Mittel sind bey ausserordentlichen Schmerzen nöthig; zuweilen kann man auch, der Entzündung vorzubeugen, zur Ader lassen. Einige balsamische Mittel, als der Lokatellsbalsam **) können auch nützlich seyn. Die Schmerzen in den Füssen bey obiger Kranken scheinen sich nicht auf die Krankheit selbst zu beziehen. Auch glaube ich, daß scharfe harntreibende Mittel die Krankheit eher verschlimmern, als vertreiben.

2. Von derselben Krankheit, durch Herrn T. Knight.

Ebendaselbst, 205 Seite.

Geschrieben zu Carnarvon, den 20 Februar, 1737.

Ein an dem Harnschneiden kranker Mann leerte mit dem Harne feine Haare aus. Diese und die daran hängenden Grieskörner schienen die Hauptursache der Krankheit zu seyn, indem nur sehr wenig grober Sand mit weggieng: denn

*) Siehe oben 142 Seite.

**) S. hiervon die Zubereitung des Neuen und verbesserten Dispensatoriums, II. Theil, 810 Seite.

denn durch jene wurden die Harngänge, und die Schließmuskel der Harnblase nebst den daneben liegenden Theilen gereizt und entzündet. Aderlassen, lindernde Klystiere, und Milchtränke, Opiate und ähnliche Mittel wurden ohne Wirkung gebraucht, bis diese fremde Körper wegkamen.

Diese Haare scheinen mir von einem Thiere zu seyn, die von ohngefähr in die Därme und vermöge des Laufs der Säfte in die Nieren gekommen waren. Dieses ist mir wenigstens wahrscheinlicher, als daß sie in dem Körper sich sollten ohne Ursache erzeugt haben.

Zwar wird man mir dawider einwenden, daß die Milchadern viel feiner als die kleinsten Schlagadern sind, und daß ihre Oefnungen in die Därme nicht einmal durch das beste Mikroskop können gesehen werden. Allein, können nicht diese Oefnungen, wenn sie mit dem Milchsaft angefüllt werden, merklicher seyn, und können diese Haare nicht durch die Säfte so biegsam gemacht werden, daß sie eine jede Figur annehmen? Folglich können sie in die Milchadern, und durch die Schlagadern in die Ausleerungsgefässe gebracht werden.

Wenn die Haare im Harne waren, so waren sie so zerstreut, daß der Harn nur wie ein trüber Saft aussah. Der Mann, der sie ausgeleert hatte, lebte seit einigen Jahren sehr diät; und war öfters der Gicht und einer Unenthaltsamkeit des Harns unterworfen. Er trank täglich früh Morgens warme Kuhmilch, die oft nicht durchgeseigt worden war. Auf diese Weise können die Haare in die Därme gekommen seyn *).

XXXVIII.

*) Herr Mortimer zweifelt (ebendaselbst 707 Seite), daß diese ausgeleerte Masse wahre Haare gewesen seyn; sondern hält sie für zarte geronnene Theile, die durch die Harngänge gepreßt waren: und dieser Meynung pflichten die heutigen

XXXVIII.

1, Von einer merkwürdigen Bildung der harnbereitenden Theile, durch Johann Budgen.

Aus der 410 Numer, 138 Seite.

Im Jahr 1711 wurde ein Mädgen geboren, in dessen Rücken in der Gegend der untern Rückenwirbel sich eine schmerzende Geschwulst zeigte, die im Anfange so groß, als ein grosses Taubeney, war. Im neunten aber oder zehnten Jahre des Mädgens glich sie einer mit Luft erfüllten Kalbsblase. Im Jahr 1728 war sie so groß als eine Ochsenblase. Den 29sten Jenner desselben Jahres platzte diese Geschwulst, als das Mädgen im Bette lag, und es floß viel harnartige Feuchtigkeit heraus.

Als ich die Sache untersuchte, fand ich die Häute, Harngänge, zurückführende und Schlagadern, und innerlich eine schleimige Masse, eben so, wie sie in der Blase zu seyn pfleget. Mit den innern Theilen hiengen die Gefässe zusammen, indem sie durch ein Loch der Rückgratwirbel in den Unterleib giengen. Den zweyten Februar 1728 starb das Mädgen. Wäre mir die Oefnung des Leichnams erlaubt gewesen, so würde ich vermuthlich den Blasenhals im Unterleibe, und ausser diesen keine andere Harnblase gefunden haben. Denn nachdem diese Geschwulst geplatzt war, hatte das Mädgen nicht einmal den Harn durch die natürlichen Wege von sich gelassen.

2. Von

heutigen Aerzte auch bey. Man vergleiche hiermit den 1sten Theil dieser Abhandlungen, 189 u. f. Seiten.

2. Von einer ausserordentlichen Ursache der völligen Verhaltung des Harns, durch Klaudius Amyand.

Aus der 422 Numer, 239 Seite.

Man rufte mich zu einer Frau, die an einer völligen Verhaltung des Harns krank lag. Diese war dadurch verursacht worden, daß sich das Blut der monatlichen Reinigung in der Gebärmutter gesammlet hatte, und auf die Harnröhre drückte. Acht Monate vorher war sie von Zwillingen entbunden worden, darnach hatten sich die myrtenförmigen Fleischlappen so fest mit einander verbunden, daß die monatliche Reinigung nicht konnte ausgeleert werden. Ich öfnete diesen verschlossenen Gang. Fast drey Maaß Blut liefen dadurch heraus: die Verhaltung des Harns war gehoben und der Kranke geheilt.

3. Von einer drüsigen Geschwulst in dem Becken. und den schädlichen Wirkungen des innerlich gebrauchten rohen Queckſilbers, durch Andreas Kantwell, Arzt zu Montpellier.

Aus der 446 Numer, 139 Seite, im Jahr 1733.

Geschrieben den 23 Junius, 1732.

Ein geborner Franzos, der sich zu Kadix aufhielt, war seit zwey oder drey Jahren sehr krank gewesen, und hatte den Gebrauch seines linken Beines verloren, litte oft Kopfschmerzen und Knochenweh, besonders in seinen Beinen. Da er sonst ausgeschweift gelebt hatte, mußte er sich, nach der Verordnung seiner Aerzte, zweymal der Speichelkur unterziehen, und einigemal die Gesundbrunnen

nen brauchen: überdieses bekam er alle mögliche dienliche Arzeneyen, doch ohne Nutzen. Denn seine Krankheit nahm zu; er hatte öfters heftige Schmerzen beym Harnen und der Ausleerung des dicken Unraths. In diesen Umständen kam er nach Marseilles; von hier wurde er nach Balleruc gesandt, und trank den Brunnen daselbst sehr stark. Da dieser keine Leibesöfnung verschaffte, so gaben ihm die dortigen Aerzte starke Laxirmittel, setzten ihm Tobacksklystiere, und dergleichen. Nun fieng er an den dicken Unrath auszubrechen. Hierauf rieth ihm ein Arzt, ein halb Pfund rohes Queckfilber innerlich zu brauchen. Dieses verursachte ihm heftige Schmerzen, sein Unterleib schwoll an, und wurde so gespannt wie ein Trommelfell. Man rufte den Dr. Montagne zu Hülfe. Dieser entdeckte sogleich den Fehler der Heilart, indem er nahe an dem Mastdarme einen festen Körper fühlte, welcher den Weg verstopfte, und die Wirkung der Klystiere verhindert hatte. Folglich setzte man den Kranken mit einer gebogenen Röhre ein Klystier, und gab ihm einige Laxirmittel. Allein nach acht Tagen starb er, und sein Unterleib war dicker, angespannter und härter, als jemals.

Ich ließ darauf den Unterleib öfnen. Dieser war mit einem weißlichten, etwas dicken Safte angefüllt: Das ganz aufgelöste Netz schwamm in demselben. Der Grimmdarm war unter dem Magen zerplatzt, und an seinem untern Theile an drey andern Stellen: der Blinddarm war eben so beschaffen, der gewundene Darm ganz entzündet, und an einem Orte mit dem Brande behaftet. Die Ränder an den zerrissenen Theilen waren mit dicken Unrathe und Queckfilberkugeln besetzt; und als die Därme gelöset und herausgenommen wurden, so fielen grosse Tropfen vom Queckfilber heraus. Die Leber war mit dem Brande behaftet: die übrigen Eingeweide aber natürlich beschaffen.

In dem Becken fand ich einen sehr grossen Auswuchs, welcher die ganze linke Seite des Beckens anfüllte. Bey genauer Untersuchung sah ich, daß die Harnblase gänzlich zwischen dem vordern Theile dieser Geschwulst und dem Schaambeine eingeschlossen war: wodurch denn das Harnschneiden war verursacht worden. Auch war der Mastdarm durch diese Geschwulst sehr an das heilige Bein gedruckt worden. Denn diese schien aus den Höhlen, die in der linken Seite dieses Knochens sind, zu entstehen. Nachdem die Geschwulst ausgeschnitten war, untersuchte ich das heilige Bein, welches so weich war, daß es auf der linken Seite einem Finger nachgab.

Die Geschwulst ist eyförmiger Gestalt, mit einigen Häuten umzogen. Sie hat an Gewicht zwey und ein halbes Pfund. Ihr längster Durchmesser ist fast sechs Pariser Zoll, der kürzeste aber 43 Zoll. Ich hielt sie erst für ein fadiges Gewebe. Allein nachdem ich sie aufschnitt, fand ich, daß sie nach ihren Theilen der Farbe und Festigkeit der Leber glich. Es vertheilen sich in derselben grosse zurückführende Schlagadern und Nerven. Ich glaube also, es sey eine so groß angeschwollene einfache (*conglobata*) Drüse des Beckens, die durch den Trieb des Bluts in ihre Gefässe, zu welchem der Kranke durch seine heftige Leibesbewegungen viel Gelegenheit gab, so groß geworden war. Innerlich konnte man in derselben drey Abtheilungen unterscheiden, und da, wo sie über dem Psoasmuskel und unter dem pyramidenförmigen Bauchmuskel lag, war sie in Knochen verwandelt.

Ich glaube, daß das Gewichte, worüber der Kranke auf seiner linken Hüfte stets klagte, die Schmerzen bey den natürlichen Ausleerungen, die Geschwulst selbst, die man leicht im After fühlen konnte, und die Lähmung seines linken Beines, viel andere Heilungsmittel, als man gebraucht hatte, erfordert haben. Das Einreiben des

Queckſilbers und andere hitzige angewandte Mittel haben vielmehr das Uebel vermehrt, und das rohe Queckſilber, nebſt der groſſen Menge Waſſer, die er zu Balleruc getrunken hatte, nebſt den ſtarken larirenden Mitteln, haben ihm das Leben um einige Monate verkürzet.

4. Von der widernatürlichen Bildung der Theile, durch welche die natürlichen Ausleerungen gehen, durch Wilhelm Gregory.

Geſchrieben zu Brompton, nahe bey Chatham, den 8 Jenner, 1734.

Aus der 450 Numer, 367 Seite.

Man rufte mich, einer Frau in Geburtsnöthen beyzuſtehen. Das Kind zeigte ſich in der Queerlage: ich zohe es bald bey den Füſſen heraus, und entband die Frau. Die Nabelſchnur war ſo kurz, daß ich ſie kaum unterbinden konnte. Ich holte ſogleich die Nachgeburt heraus, und maaß die Nabelſchnur, welche nicht viel länger als vier Zoll war. So bald als ich die Frau beſorgt hatte, unterſuchte ich das Kind. An dieſem fehlte der Aſter und die Geſchlechtsglieder. Da, wo die Schaam ſeyn ſollte, war nur eine kleine Oefnung, durch welche der Harn abgieng. Es hatte auch einen groſſen Nabelbruch, und etwas unter der breiten Sehne (*linea alba*) der Bauchmuſkel war ein Loch, wodurch ſich der Maſtdarm öfnete, und der dicke Unrath die zehn Wochen, die das Kind lebte, ausgeleert ward. Einige Tage vor dem Tode des Kindes zeigte ſich der Brand in dem Bruche, der bald die Därme angriff, und den Tod des Kindes verurſachte.

Nach meiner Meynung war der Bruch durch die kurze Nabelſchnur entſtanden, welche mit den andern vollkommenen

menen Theilen des Kindes nicht in gehörigem Verhältniß war. Nach dem Tode untersuchte ich den Mastdarm und die Harnblase. Diese war sehr klein, und vom Harne leer. Da nun das Kind niemals nach einander den Harn weggelassen hatte, so glaubte ich, daß der Schließmuskel der Blase fehlerhaft wäre. In der Blase fand ich noch eine Nadel, die in einer zähen Masse steckte, und ganz schwarz war.

XXXIX.

Von einer grossen Menge Wasser, die in besondern mit dem Bauchfell zusammenhängenden Säcken enthalten war, sich nicht aber in die Höhle des Unterleibes ergoß, durch Walter Graham, Arzt zu Mansfeild.

Aus der 460 Numer, 708 Seite.

Im Februar 1735 überhob sich ein unverheyrathetes dreyssigjähriges Frauenzimmer, indem sie eine Wasserbutte in die Höhe hob, und empfand in ihrer linken Seite heftige Schmerzen. Den folgenden Merz merkte sie eine kleine runde Geschwulst in derselben Seite; bald darauf schwoll der ganze Unterleib; oft klagte sie über heftige Schmerzen in ihren Eingeweiden, welche zuweilen so heftig wurden, daß sie nicht anders Linderung oder Schlaf bekam, bis sie den Mohnsaft in grossen Gaben nahm. Sie ließ während ihrer Krankheit wenig Wasser von sich, und war so verstopft, daß sie selten offenen Leib hatte, wenn sie nicht Laxirmittel und Klystiere nahm. Hierdurch bekam sie stets Linderung, am meisten aber durch erweichende Klystiere. Ihre Beine waren nicht angeschwollen, aber diese und andere Theile des Körpers waren sehr abgezehrt. In diesem unglücklichen Zu-

stande lebte sie zwey Jahr, neun Monate, und starb den 17 November, 1738.

Ehe sie sich wehe that, war sie stets gesund genung, und klagte über nichts, als zuweilen über das Ausbleiben ihrer monatlichen Reinigung.

Der Unterleib war sehr, am meisten um den Nabel ausgedehnt, und die Geschwulst uneben, da die linke Seite mehr, als die rechte, angeschwollen war. Daselbst zeigte sich in der ganzen linken obern Gegend eine sehr besondere Hervorragung, die viel weicher, als die andern Theile war, denn diese waren so hart, daß sie dem Druck nicht nachgaben.

Die Fetthaut war sehr dünn, und die Bauchmuskel sehr durch die grosse Ausdehnung dünne gemacht.

Das Bauchfell, als der vornehmste Sitz der Krankheit, war so sehr dick geworden, daß dessen Durchschnitt an dem Nabel $5\frac{2}{10}$ Zoll hatte; unter diesem war es von derselben Dicke, drüber aber etwas dünner. Ueber dem Bauchfell und in demselben sahe man sehr viel Drüsen, und die Zwischenräume waren mit weissen schwammichtem Fleische angefüllt. Einige der Drüsen waren rund, andere länglicht: einige von der Grösse eines Gänseeyes, andere so groß als ein Taubeney: einige kleiner. Die größten lagen auf der linken Seite. Die Höhle derselben war mit Feuchtigkeit von verschiedener Farbe und Dicke erfüllt: einige enthielt dünne weißliche, andere durchsichtige klebrige eyweißähnliche Säfte, andere eiterähnliche Materie. Gleichfalls waren auch die Häute von einigen dünne, von andern dicke, und bey einigen knorpelartig geworden, in welchen die eiterähnliche Masse enthalten war. Ihre innere Fläche war ganz glatt, aus keiner gieng eine Oefnung in die andere, und die Materie konnte nur durch den Schnitt herausgelassen werden.

Die

Die Hervorragung in der linken obern Gegend des Unterleibes kam von einer Menge Wasser her, die sich in der Höhle des Bauchfells, welches hier 2½ Zoll dicke war, befand. Diese Höhle dehnte sich über die Niere und Milz aus, und enthielt zwey Maaß eines dünnen dunkelgefärbten Saftes. Im ganzen waren in den einzeln Säcken und dieser Höhle ohngefähr vier Gallonen Wasser enthalten.

In der Höhle des Unterleibes fand man weder Eiter, noch Wasser. Das Netz war sehr weiß, und fast verzehrt.

Die Häute des Magens und der Därme waren sehr dünne und zart, und an einigen Orten sehr entzündet. Die Därme lagen auf der rechten Seite, und waren mit hartem Unrath erfüllt, und durch die grosse Hervorragung in der linken Seite in diese Lage getrieben.

Die Leber war sehr groß, röther, als gewöhnlich, voll vom Blut, so, daß der größte Theil des Bluts, das auch dunkler, als natürlich, war, im ganzen Körper in diesem Eingeweide angehäuft zu seyn schien.

Die Gallenblase hatte ihre natürliche Grösse, war leer von Steinen, und bey gelindem Drucke bewegte sich die Galle durch den Gallengang.

Die grosse Magendrüse war kleiner, als gewöhnlich, und hieng fest mit dem Zwölffingerdarme zusammen.

Die Nieren waren etwas entzündet, und durch das Bauchfell etwas zusammengedrückt. Die Brusthöhle war durch das in die Höhe gedrückte Zwerchfell sehr verengert, und hierdurch wurden auch die Lungen sehr zusammengedrückt, und hiengen an einigen Orten mit dem Brustfell zusammen. Das Herz war blässer, als gewöhnlich, von dem mittlern Theile bis an die Spitze flach gedrückt, und in dem Herzbeutel wenig oder kein Wasser enthalten.

XL.

Von einer Wassersucht des linken Eyerstocks bey einer Frau von 58 Jahren, welche durch einen grossen Einschnitt in die Seite des Unterleibes geheilt wurde, durch Dr. Robert Houstoun.

Aus der 381 Numer, 8 Seite.

Im August, 1707, sagte mir Margaretha Millar, daß sie bey ihrer letzten Niederkunft, im 45sten Jahre ihres Alters, mit grosser Gewalt und Ungestüm sey entbunden worden. Hierauf habe sie sogleich in ihrer linken Seite, zwischen dem Nabel und der Schaamweiche, einen heftigen Schmerz empfunden, von welchem sie seit der Zeit mehr oder weniger beunruhiget worden wäre. Die letzten zwey Jahr war sie sehr unpaß, ihr Unterleib wurde sehr dicke, und die Engbrüstigkeit nahm stets zu, so, daß sie zuletzt nur mit äusserster Beschwerlichkeit athmen konnte. Die ganze Zeit durch hatte sie kaum so viel als ein saugendes Kind gegessen; seit drey Monaten mußte sie stets auf ihrem Rücken liegen, und durfte sich nicht einmal von einer Seite auf die andere bewegen.

Die Geschwulst nahm die ganze linke Seite von dem Nabel bis zur Schaam ein, und dehnte die Bauchmuskel, nach einer Spitze zu, sehr ungleich aus. Durch das lange Liegen war der Rücken wund geworden, so daß sie ihr Leiden, Unruhe, und Mangel am Appetit äusserst geschwächt hatten.

Ich beschloß diese Krankheit durch die äussere Oefnung zu heben. Daher machte ich in den Unterleib einen Einschnitt von drey Zoll: und als darauf nur etwas weißliches Blutwasser herauskom, so erweiterte ich ihn noch

zwey

zwey Zoll. Ich erstaunte, da ich eine so grosse Oefnung mit nichts, als einer klebrigen Masse verstopft fand. Ich bemühte mich, sie mit der Sonde und den Fingern wegzunehmen, doch vergebens, weil sie sehr schlüpfrig war.

Da ich an diesen Ort, ohne alle chirurgische Werkzeuge, war, so sann ich mir eins aus das meinem Endzweck Genüge leistete. Ich nahm einen starken tannenen Span, umwickelte das Ende desselben mit gezupften leinenen Fasern, steckte ihn in die Wunde, und nahm auf diese Art sehr viel von dieser zähen gallertartigen Masse heraus, die frisch gemachtem fast trockenem Leim ähnlich war. Hierauf folgten neun volle Maaß von einer solchen Materie, als man in Speck- und Breygeschwülsten antrift, und einige Wasserblasen von verschiedener Grösse, deren kleinste grösser als eine Zitrone war, und die ein gelbliches Blutwasser enthielten, nebst einigen grossen Stücken Haut, welche Theile des ausgedehnten Eyerstocks zu seyn schienen. Ich drückte darauf alles, was ich konnte, heraus, und nehte die Wunde an drey fast gleich entfernten Orten zusammen. Ich bediente mich zum Verband des Locatellisbalsams, und legte darauf einige in Franzbrantewein getauchte Päuschgen, und überdieses eine grosse viermal zusammengelegte Serviette und ein Paar starke Handtücher, die auch in warmen Brantewein getaucht waren. Und auf diese Weise wickelte ich sie rund um den Körper ein, und gab ihr folgende Mischung: Krausemünzenwasser ½ Pfund, starkes Zimmtwasser 1½ Pfund, und Syrup von weissem Mohn 6 Unzen. Das Zimmtwasser war sehr gut, indem es von Kanariensekt und dem besten Zimmte abgezogen war. Von dieser Mixtur nahm sie täglich viermal drey Löffel voll.

Den folgenden Morgen fand ich sie in einem mässigen guten Schweis, und sie hatte seit drey Monaten nicht so lange und so ruhig geschlafen, so daß sie freudig und

erquickt war. Ich verband sie acht Tage lang auf die oben beschriebene Art, und besorgte sie sehr fleissig. In den untern Theil der Wunde steckte ich eine Wiecke, wodurch vier oder fünf Tage lang etwas Wasser floß. Meine Geschäfte ruften mich an einen andern Ort, daher verordnete ich ihr eine gure Diät, zeigte ihren Töchtern, wie sie verbunden werden müsse, und verließ sie.

Ihre meiste Speise war Hühnerbrühe, worein jedesmal ein Löffel Zimmtwasser gethan wurde. Diese aß sie viermal des Tages, und wurde dadurch sehr erquickt.

Nach drey Wochen erstaunte ich, da ich sie ausser ihrem Hause in Betten sitzen und ihre Erndtenarbeiter anordnen sah. Sie besserte sich zu jedermanns Verwunderung geschwinde, und lebte seit der Zeit gesund bis zum Oktober, 1714, da sie an einer Krankheit von zehn Tagen starb.

Diese Geschwulst und Wassersucht des Eyerstocks war wahrscheinlicher Weise durch die allzugrosse angewandte Gewalt bey der Entbindung verursacht worden, indem dadurch die Wassergefässe zerrissen wurden, und den Eyerstock nach und nach so sehr ausdehnten und mit Wasser erfüllten.

2. Von einer Frau, die im 33sten Jahre ihres Alters an der Wassersucht des Eyerstocks starb, nachdem ihr das Wasser 57mal war abgezapft worden, durch Johann Belchier.

Aus der 423 Numer, 729 Seite.

Im Jahr 1725 klagte eine Kaufmannsfrau über grosse innerliche Schmerzen an ihrer linken Seite, nahe an der Schaam, die merklich zunahmen. Da diese Theile anschwollen, so glaubte sie erstlich schwanger zu seyn,

da sie aber andere in der Schwangerschaft ungewöhnliche Zufälle hatte, ließ sie einen Arzt rufen, der sogleich sagte, sie hätte die Wassersucht. Sie brauchte viele Aerzte nach einander, allein ohne Hülfe, so daß ihre Last in einigen Jahren so zunahm, daß ihr das Wasser mußte abgezapft werden. Den 6ten May, 1728, ließ Herr Cheselden vier oder fünf Gallonen Wasser von ihr. Zehn Tage aber nach der Operation merkte sie, daß sie wieder anschwoll, und dieses nahm zu bis auf den ersten Julius: alsdenn ließ Herr Cheselden fast eben so viel Wasser von ihr, als vorhero. Und so wurde sie stets wieder mit Wasser angefüllt, und dieses um die dritte oder fünfte Woche abgezapft, bis den 3ten März, 1732, als sie im drey und dreyßigsten Jahre ihres Alters starb.

Ich war die letzten 37mal stets mit Herr Cheselden bey dem Abzapfen des Wassers gewesen. Allezeit, ausser den beyden letzten malen, war sie die ganze Zeit munter und lebhaft, da das Wasser von ihr floß. Nach dem Ausleeren des Wassers war sie gar nicht krank oder matt; und wiewohl sie ein schwächliches Weib war, so konnte sie doch drey oder vier Meilen den Tag vor der Operation reisen, und gemeiniglich den vierten Tag nach derselben ausgehen.

Jedesmal wurden vier oder fünf Gallonen von ihr genommen, bis auf die beyden letzten male, da nicht mehr als zwey Gallonen wegflossen. In der Zeit, zwischen diesen beyden letzten Operationen, hatte sie oft Erbrechungen, wodurch die Oefnung, die bey der Paracentesis gemacht war, aufplatzte, und jedesmal ohngefähr sechs Maaß herausließ. Alles Wasser, das durch die 57 verschiedenemal herausgelassen worden war, machte fast 250 Gallonen. Das Wasser, das zuletzt abgezapft wurde, war viel zäher, als die ersten male.

Zuweilen klagte sie sehr über heftigen Schmerz in der rechten Seite, und stumpfen Wehen in dem Becken. Auch war die Gebärmutter bey ihr vorgefallen: einige Zeit vor ihrem Tode konnte sie ihren Unrath nur mit grossen Schmerzen ausleeren, und auch zugleich den Harn nicht halten.

Bey der Oefnung ihres Körpers fanden wir die ganzen Eingeweide vom Zwerchfell bis an die Schaamknochen mit einer dicken gallertartigen Masse bedeckt, die häutig zu seyn schien. Beym ersten Anschein hielt ich sie für das verfaulte Netz; nach genauerer Untersuchung aber waren es die zäheren Theile der ausgetretenen Flüssigkeit, die durch die Operation nicht konnten ausgeleert werden. Nachdem diese zurückgelegt war, fand ich einige Stücken eines verhärteten Körpers, der von dem Boden des Magens entstand: ein grosses Stück davon hieng mit dem nahe an der rechten Niere gelegenen Theile des Grimmdarms zusammen, und schien die grosse Magendrüse zu seyn. Ein anderer cylindrischer Theil, dessen Durchmesser zwey Drittheil eines Zolls hatte, gieng gerade über die Därme, und hieng mit dem queerliegenden Grimmdarm zusammen, und endigte sich in dem Mastdarm. Ein anderes Stück von diesem Körper gieng über die Därme gerade nach dem Becken zu; in der Mitte aber breitete es sich in zwey kleinere Theile aus, deren einer in das Gekröse gieng, der andere sich zurückschlug, und in dem Grimmdarm an der linken Seite nahe bey dem Magen endigte. So bald ich in eines dieser Stücken schnitt, sahe ich, daß es ein Theil des verworrenen und in eine dicke Haut gewickelten Netzes wäre.

Das Zwerchfell war durch die im Unterleibe enthaltenen Theile so in die Höhe getrieben, daß die Brusthöhle um den dritten Theil war kleiner geworden. Die Leber war viel grösser, als natürlich, nicht in Lappen zertheilt,

und

und die erhabene Seite derselben war fest mit dem Zwerchfelle verwachsen. Die Höhle des Magens war sehr klein, aber die Häute desselben, wie auch der Därme und des Gekröses, waren sechsmal dicker, als natürlich, und sehr entzündet. Zwey Drittheil des Magens hiengen mit dem Zwerchfell, und der übrige Theil, nebst dem sehr weiten Zwölffingerdarme, mit der ausgehöhlten Fläche der Leber zusammen. Auch der Grimmdarm hieng mit dem untern Theile dieser Fläche von der Leber zusammen, so daß die ganze Leber in einer Art von Beutel enthalten war, den das Zwerchfell, der Magen, der Zwölffinger- und Grimmdarm machten. Die dicken Därme waren viel weiter, als im natürlichen Zustande, und waren mit denen Theilen, über welche sie giengen, sehr fest verwachsen. Die Milz machte nicht den vierten Theil ihrer natürlichen Grösse aus, und die Hälfte ihrer äussern Fläche war ganz knorpelartig. Die grosse Magendrüse war kleiner, denn gewöhnlich, wie auch die Nieren, Harngänge und Blase. In jedem Nierenbecken fanden sich kleine sandige Körner.

Der linke Eyerstock war so sehr ausgedehnt, daß er die ganze Beckenhöhle bis an die Schaamknochen erfüllte, seine Oberfläche war knorpelartig, und wir fanden in demselben eine grosse Anzahl Wasserblasen verschiedener Grösse; der rechte Eyerstock war im Gegentheil gar nicht krank. Die Schmerzen, so sie bey dem Ausleeren des dicken Unraths empfunden hatte, waren nothwendig durch den Druck auf den kranken Eyerstock verursacht worden. Zu gleicher Zeit verhinderte desselben allzugrosser Umfang, durch das Zusammendrücken des Mastdarms den Auswurfs des Unraths, und verursachte die Entzündung der Därme. So waren auch der Vorfall der Gebärmutter, und das Unvermögen der Blase, den Harn bey sich zu behalten, durch den Druck des so sehr angeschwollenen Eyerstocks entstanden.

Das wichtigste aber in diesem Falle scheint die zähe Materie zu seyn, die wir in der Höhle des Unterleibes fanden. Diese war eigentlich aus dem Eyerstock bey den beyden letzten Operationen getreten, und diese hatte wahrscheinlicher Weise das Brechen verursacht.

Folglich ist zu untersuchen, ob das Brechen, das auf die Operation folget, nicht ein schlimmer Zufall sey, und ob man nicht auf irgend eine Weise dieses Austreten verhindern könne?

Die Anverwandten dieser Frau glauben, ihre Krankheit sey verursacht worden, indem sie sich, da sie sehr erhitzt war, ausgekleidet hatte, und in ein kaltes Bad, sich zu kühlen, gegangen war: Da nun das Wasser sehr kalt gewesen war, so hatte sie nur ihre Füsse in dasselbe gesetzt, und der übrige Theil des Körpers war nackend ausserhalb des Wassers geblieben. Dieses hatte sich einige Wochen, ehe sie die Geschwulst und den Schmerz in ihrem Becken empfand, zugetragen. Denn durch die starke Zusammenziehung der untern Theile, vermöge der Kraft des kalten Wassers, war der Umlauf der Säfte durch dieselben verhindert worden: und das Blut, welches zu gleicher Zeit durch die Hitze verdünnet und ausgedehnt worden war, hatte die zarten Wassergefässe zerplatzt, und dieses Austreten verursacht.

3. Von Wasserblasen, welche durch die Mutterscheide ausgeleert wurden, durch Wilhelm Watson.

Aus der 460 Numer, 711 Seite.

Im April, 1741.

Eine Frau von acht und vierzig Jahren, die einige Kinder geboren hatte, bekam, nachdem sie seit sechs Jahren nicht entbunden worden, im Nov. 1739, solche Zufälle, als wenn

sie empfangen hätte. Diese verliessen sie im Februar. Von dieser Zeit bis zu Ende des Merzes leerte sie jede Nacht durch die Mutterscheide eine beträchtliche Menge Blut; aus, und da weder ihr Unterleib noch ihre Brüste anschwollen, so glaubte sie, daß sie ihre monatliche Reinigung verlöre. Aber den ersten April überfielen sie grosse Rückenschmerzen, und da sie noch andere Zufälle hatte, die vor der Entbindung hergehen, so giengen in kurzer Zeit eine grosse Menge Wasserblasen von ihr weg: deren kleinste wie eine Muskatennuß, die größte wie ein Kindeskopf war: einige waren mit hellem, andere mit blutigem Wasser angefüllt. Sie hiengen alle wie eine Weintraube zusammen. Nachdem sie diese Blasen ausgeleert hatte, wurde sie wieder gesund.

Als wir einige dieser Wasserblasen gekocht hatten, so sahen sie dem gekochten Eyerstock einer Henne ähnlich. Nur mit diesem Unterschiede, daß sie nicht geronnen, sondern daß die durchsichtige Feuchtigkeit die Farbe der mit Wasser vermischten Galle angenommen hatte.

4. Von Wasserblasen, nebst Muthmassungen von ihrer Bildung, durch Herrn Le Cat.

Ebendaselbst, 712 Seite.

Den 21sten September, 1739, starb eine Frau in unserm Hospital zu Rouen, die ein Geschwür an der rechten Weiche gehabt, wodurch sie Wasserblasen ausgeleert hatte. Die linke Weiche war auch sehr angeschwollen.

Man öfnete ihren Körper. Das Geschwür der rechten Seite war zwischen der gemeinen und eignen Haut der Leber. Die linke Geschwulst war fast so dicke, als ein Kopf, und zweymal so lang. Sie lag zwischen der gemeinen

meinen und eignen Haut der Milz, und erstreckte sich zwischen den im Unterleibe enthaltenen weichen Theilen; hatte dieselben aus ihrer Lage gebracht, und gieng so weit, daß sie an die Bedeckungen des Unterleibes da, wo sie mit dem Magen verwachsen war, anstieß.

Ich öfnete diese Geschwulst, und fand sie ganz erfüllt, mit Wasserblasen von verschiedener Grösse, mit hellem Wasser und schleimigen Häuten, als die Ueberbleibsel grosser Wasserblasen, die durch die Bewegungen des Kranken geplatzt waren. Ich untersuchte sowohl die Wasserblasen, als ihren Beutel sehr sorgfältig. Die Wasserblasen bestanden aus zwey schleimigen, durchscheinenden, doch sehr elastischen Häuten. Die innere Haut war auf der ausgehöhlten Seite rauh, und der sogenannten Gänsehaut ähnlich. Die weichsten und gallertartigen dieser Häute waren dem gläsernen Körper im Auge sehr gleich: und das darinnen enthaltene Wasser kam mit der wässerigen Feuchtigkeit des Auges völlig überein. Diese Wasserblasen hiengen auch wie Trauben zusammen.

Der Theil des Sacks, der aus der gemeinen Haut der Milz oder aus dem Bauchfell bestand, war ganz glatt: aber die zunächst an der Milz liegende Seite, oder die Grundfläche des Sacks war sehr dicke, und bestand aus einigen halb verfaulten Blättern, die bey der geringsten Berührung zerfielen.

Wenn man diese Grundfläche betrachtete, so sahe man deutlich, daß die Wasserblasen daselbst entstanden waren. Und wenn man die Theile betrachtet, die auf der Oberfläche der Eingeweide unter ihren Häuten gefunden werden, so scheint es mir deutlich zu seyn, daß die Wasserblasen nichts sind, als die drüsenartigen und lymphatischen Körner der Oberfläche der Milz, welche durch die Krankheit ausgedehnt, und durch das Wasser, welches sich wegen der Krankheit da häuft, aufgeblasen worden.

Ich

Ich habe in meiner Physiologie *) bewiesen, daß diese drüsenartigen Körner nichts anders, als die Nervenenden, oder die nervigen Wärzgen sind, welche die Enden der lymphatischen Gefässe in ihr schwammiges Gewebe aufnehmen. Unter andern habe ich das Beyspiel der Zungenwärzgen, die man auch drüsenartige Warzen nennet, gegeben, welche zu gleicher Zeit das Werckzeug des Geschmacks, und die Behältnisse des Speichelwassers sind.

Ein Theil der Nerven, die sich in die Leber und Milz ausbreiten, endigen sich in die Oberfläche dieser Gefässe, in der Gestalt der drüsenartigen Körner. Diese Oberfläche ist der Sitz einer grossen Anzahl von Wassergefässen. Diese Körner sind hier sowohl das Behältniß dieses Wassers, als versehen auch diese Theile mit Lebensgeistern.

So lange als diese drüsenartige Wärzgen gesund sind, so leeren ihre Oefnungen das Wasser aus, so wie ihre Höhlen dasselbe von den Wassergefässen erhalten. Denn wenn diese Oefnungen durch eine Krankheit verstopft werden, wenn die Oberfläche dieser Körner durch eine Schärfe verändert, oder wenn die natürliche Spannung (*tonus*) dieser festen Theile verdorben ist: so bleibt das in diese Körner gebrachte Wasser darinnen, dehnt sie aus, und da ihre Theile die Schnellkraft verloren haben, so geben sie leichtlich nach, und da der Nahrungssaft nicht weiter kann getrieben werden, so vermehrt er die Ausdehnung. Kurz, es bildet sich eine mit Wasser angefüllte Blase, wie diese waren, die wir hier untersucht haben.

Diese

*) *Oeuvres physiologiques* par Mr. LE CAT, à Paris. Die neueste Ausgabe ist 1767. 8. S. auch dessen *Traité des sens*, à Amsterd. 1744.

Diese Wasserblasen erweichen, erschlaffen und erhöhen die Häute, wodurch sie bedeckt werden, und so wird ein Sack, wie der, welchen wir hier fanden, gebildet.

Wird eine Wasserblase sehr groß, so wird die Menge der enthaltenen Feuchtigkeit über die Kraft der Decken überwiegend, und diese zerplatzen durch das Schwappern des enthaltenen Wassers bey der geringsten Bewegung des Körpers. Diese Feuchtigkeit tritt in den gemeinen Sack aus, und man findet bey Eröfnung desselben Wasser und zerrissene Häute.

Die meisten drüsenartigen Körner sind traubenartig vertheilt; daher findet man die Wasserblasen auch so, und den Eyerstöcken ähnlich.

Doch die meisten findet man einzeln; weil sie, so bald sie groß werden, leicht von dem schwachen Stiele losreissen, und folglich in die gemeine Höhle fallen.

Durch diesen Ausbruch und Zertrennung der Körner von der Oberfläche des Eingeweides muß das natürliche Gewebe derselben nothwendig zerstört, und in den Zustand versetzt werden, in welchem wir sie in diesem Falle gefunden haben.

XLI.

Von der widernatürlichen Bildung der weiblichen Zeugungstheile, durch Johann Hurham.

Aus der 379 Numer, 408 Seite.

Eine Frau von 23 Jahren wurde schwanger, und da sie wußte, daß ihre Zeugungstheile übel gebildet waren, so ließ sie den Herrn Bonnet zu Hülfe rufen. Dieser bemerkte folgende Umstände.

Anstatt des Nabels hieng etwas unter der Mitte des Unterleibes eine schwammige Masse heraus, die gleichsam ein Stück Fleisch, das queer über den Bauch lag, so groß als ein Hünerey, und drey Finger lang war, ausmachte. Aus dem untern Theile dieses Auswuchses brachen zwey dünne Harngänge, einen Zoll weit von einander, hervor, die stets Harn von sich liessen, welchen die Frau weder an sich halten, noch von sich treiben konnte: daher kann man muthmassen, daß entweder die Harnblase selbst, oder derselben Schließmuskel gefehlt haben. Diese schwammige Masse ist durch den Harn ganz weich gebeizt, so daß die Frau gebeugt gehen, und dieselbe einwickeln muß, um den schmerzhaften Druck der Kleider zu vermeiden. Ich glaube, diese Masse sey die bey der Geburt falsch abgeschnittene, und übel geheilte Nabelschnur. Denn ausser dem ist nicht die geringste Spur eines Nabels da, und der Harn fließt vielleicht durch die offene Harnschnur, die in zwey Röhren getheilt ist, oder wenigstens durch zwey eigene Röhren. Ich gebe vorzüglich der ersten Meynung Beyfall, da man Beyspiele hat, wo der Harn bey Erwachsenen durch den Nabel ausgeleert worden: wovon man das 1701 Jahr von der *Histoire de l'Academie royale des Sciences* nachsehen kann.

Sehr nahe unter diesem schwammigen Fleische ist die Oefnung der Mutterscheide, aus welcher die monatliche Reinigung geflossen, und durch welche auch die Frau empfangen hatte; doch war die Oefnung sehr klein, so daß der Wundarzt kaum den Finger zur Untersuchung des Gebärmutterhalses hereinbringen konnte: diesen aber konnte er nicht fühlen, sondern fand eine Haut, wodurch diese Oefnung von einer unteren gleich zu beschreibenden geschieden ward.

Etwas über dem Orte, wo sonst die äusserliche Oefnung der Geburtsglieder liegt, war eine längliche

Spalte,

Spalte, worinnen kaum die kleine Fingerspitze Raum hatte. Nach der Entbindung bemerkte man, daß sich in diese der Mastdarm öfnete (welches doch wohl durch den Schnitt verursacht worden war): allein man fand keine Schließmuskel. Der Mastdarm aber endigte sich weiter unten, wie gewöhnlich, und war mit dem Schließmuskel umgeben.

Diese längliche Spalte war von der Oefnung der Mutterscheide nur zwey queer Finger entfernt. Zwischen diesen Oefnungen lag innerlich die obgemeldete Haut; äusserlich waren die Lippen der länglichen Spalte am obern Theile zusammengewachsen.

Es war keine Spur an der weiblichen Ruthe, oder von den Schaamknochen da: man hätte denn zwey kurze Fortsätze des Beckenbeins, die nach unten etwas hervorragten, die Grundtheile der Schaamknochen nennen wollen. So waren die Theile vor der Geburt beschaffen.

Den achtzehnten Julius, 1722, wurde der Wundarzt Bonner gerufen, der Gebährenden Hülfe zu leisten. Dieser fand, daß das Kind unter die Oefnung der Mutterscheide gefallen war: umsonst bemühte er sich, dasselbe in die Höhe zu heben, da es sich sehr bewegte, und die Mutter heftige Schmerzen, Zuckungen und Ohnmachten hatte. Die Oefnung der Mutterscheide war gar nicht erweitert, so daß jederman den Tod dieser Frau erwartete.

Der Wundarzt beschloß, nachdem er den Anverwandten den zweifelhaften Erfolg gemeldet hatte, diese Frau durch den Schnitt von ihrer Marter zu befreyen. Er brachte daher das Messer in die untere längliche Oefnung, und schnitt die verwachsenen Lippen und die darzwischen liegende Haut entzwey. Hierdurch kamen die beyden Oefnungen zusammen; der Wundarzt konnte den innern Mund der Gebärmutter berühren, er erweiterte denselben,

ben, fühlte den Kopf des Kindes, steckte seinen Finger in dessen Mund, und brachte ein gesundes, wohlgebildetes Mädgen, zu jedermanns Verwunderung, aus der Gebärmutter. Das Kind ist noch gesund, so wie auch die Mutter, ob sie gleich nach der Entbindung ein sehr schweres Fieber bekam.

Seitdem hat die Frau, nach der geringsten Bewegung, an dem Vorfall der Gebärmutter krank gelegen. Der Wundarzt wollte diesem durch die Zusammenziehung der zerschnittenen Theile widerstehen, allein die Frau wollte es nicht zulassen. Sie behielt also dieses Uebel, und die Gebärmutter und Mutterscheide sind durch die Schärfe des Harns so zerbeizt, daß vier oder fünf Geschwüre in denselben eitern. Ausser diesem Ungemach ist noch dieses da, daß etwas dünner Unrath durch den Boden dieser Spalte ausgeleert wird, und sie liegt so nahe an dem Mastdarme, daß man den Finger dadurch in den After bringen kann *).

XLII.

*) Herr Bonnet beschreibt in der 384sten Numer, 142 Seite diesen Fall mit fast denselben Worten. Die wenigen merkwürdigen Zusätze desselben habe ich gleich mit dieser Beschreibung verbunden. Ausserdem verwirft Bonnet die Beschreibung des Wilhelm Olivers, welche dieser in der 379sten Numer, 413 Seite von eben dieser widernatürlichen Bildung der Geburtsglieder giebt, und zeigt desselben Fehler. Ich habe es für unnöthig gehalten, diesen Streit mit zu übersetzen; da Bonnets und Huxhams übereinstimmende Beschreibungen uns keinen Zweifel von der Wahrheit ihrer Beobachtungen übrig lassen. So wird man sich auch ohne Kupfer, die in dem Original sehr schlecht sind, die Gestalt und Lage dieser Theile aus der Beschreibung vorstellen können: da das Wichtigste des ganzen Falles die Schwangerschaft der Frau und die mit der Erhaltung des Lebens von der Mutter und dem Kinde verbundene Entbindung zu seyn scheint. Da diese Beobachtung schon abgedruckt ist: finde ich sie auch schon in Huxhami oper. tom. II. die der verst. Herr D. Reichel herausgegeben, wo

XLII.

1. Von einer, ausserhalb der Gebärmutter gelegenen Frucht, die fünf und ein halbes Jahr im Körper geblieben, durch Robert Houston.

Aus der 378 Numer, 387 Seite.

Im August, 1717, ließ mich eine Frau rufen, die achtzehn Jahr mit einem Indianer verheyrathet gewesen war. Von diesem hatte sie acht Kinder und zwey unzeitige Geburten gehabt. Als ich sie besuchte, war sie in der zweyten Ehe schwanger, und ihr Ehemann war ein junger starker Mann.

Sie war nahe an der Geburtszeit, und hatte einige Tage Schmerzen gefühlt: und da diese zu Zeiten wiederkehrten, so glaubte sie wie gewöhnlich entbunden zu werden. Ihre Mutter und Hebamme fürchteten keine Noth, sondern meynten, daß die Zeit noch nicht da wäre.

Bey der Untersuchung fand ich, daß die Gebärmutter nicht so groß war, daß ein vollkommenes Kind darinnen enthalten seyn könnte, und daß der Hals derselben so hart, und fest zusammengezogen war, daß man keine Sonde hereinbringen konnte.

Ich sagte darauf, daß sie nicht auf die ordentliche Weise entbunden werden könnte, weil das Kind zwischen der Gebärmutter und den Därmen läge. Ich erbot mich aber, dasselbe, ohne grosse Schmerzen und zum Besten

der

auch ein Kupfer beygefügt. Doch fehlen D. Bonnets Ergänzungen.

Die in der 415ten Numer, 373 Seite von Cromwell Mortimer beschriebene ungewöhnliche Verbindung der Saamenadern enthält keine Krankheitsgeschichte, und gehöret folglich nicht in diese Abhandlungen.

der Mutter, aus dem Leibe zu schneiden. Dieses, sagte ich, sey das einzige Mittel, sie zu erhalten, und wahrscheinlicher Weise würde es von glücklichem Erfolge gewesen seyn, da sie ein gesundes und munteres Weib war. Allein sie war unentschlossen, und verwarf meinen Beystand.

Ein Jahr darnach verlangte man mich wieder. Ich fand, daß sie an einer grossen zunehmenden schwärenden Geschwulst im Unterleibe sehr krank lag. Ich verordnete ihr einige herzstärkende Magenmittel, Kassia und andere gelinde lindernde Mittel: und diese wirkten, wider meine Erwartung, glücklich, so, daß ich sie durch eine gute Diät, und die Sorgfalt ihrer Mutter, wieder zu solchen Kräften brachte, daß sie munter zu ihren Geschäften gehen konnte.

Aber ohngefähr nach funfzehn Monaten, von der Zeit an, da ich das erstemal zu ihr gerufen worden war, klagte sie über grosse Schmerzen im untern Theile des Unterleibes. Ich fand eine kegelförmige Geschwulst, die einen Zoll unter dem Nabel lag. Ihre Entzündung, Spannung, und das damit verbundene Fieber, waren Zeichen, daß sie eitern würde: und in einigen Tagen brach sie nach meinem Wunsche auf. Ich wollte sie weiter öffnen, um dem Eiter einen freyen Auslauf zu verschaffen, und die Fisteln zu verhüten: doch sie furchte sich, ich möchte ihr den Bauch aufschneiden, und nöthigte mich, Salben und Pflaster aufzulegen. Dadurch wurde das Geschwür bald fistelartig, und blieb so, bis sie starb. Dieses geschah den 23sten März, 1723, im 41sten Jahr ihres Alters.

Fünf Monate vor ihrem Tode hatte sie den dicken Unrath durch diese Oefnung ausgeleert, und alle weichen Theile der Frucht, mit einigen kleinen Knochen. Das übrige vom Gerippe blieb gänzlich zurück. Nach dem

Tode nahm ich dieses mit der Mutterscheide, der Gebärmutter und dem Mastdarme aus dem Körper, wie man mit mehrerem aus der Figur siehet.

Die 25ste Figur der 5ten Tafel stellet vor: A, die weibliche Ruthe. B, B, die Wasserlippen. C, die äussere Mündung der Mutterscheide. D, die Harnblase. E, E, die aufgeschnittene Gebärmutter. F, die gesunde und ganze Gebärmutter. G, der linke Eyerstock. H. H, die Muttertrompeten. I, ein Theil des Grimmdarms, aufgeschnitten. K, ein Theil des Bauchfells. L, ein abgeschnittener Theil des gewundenen Darms. M, ein Theil vom Blinddarme. O, ein Theil der Hirnschale, die man deutlich sieht. P, das Geschwür, wodurch der dicke Unrath gieng, nebst einigen kleinen Knochen. Q, Q, Q, Q, die grosse Masse, worinnen das Gerippe enthalten ist, zwischen der Gebärmutter, einem Theil der Mutterscheide und dem Mastdarme. R, R, ein Theil der Haut.

Die 26ste Figur der 6ten Tafel zeigt die Theile von der Seite betrachtet. A, die Oefnung der Mutterscheide. B, der After. C, der Mastdarm. D, D, D, die Masse, worinnen das Gerippe enthalten ist. E, die Rippen, so deutlich zu sehen sind. F, die Harnblase von der Seite. G, der Harngang, abgeschnitten. H, die Gebärmutter. I, der Eyerstock. K, die Muttertrompete. L, ein Theil des Grimmdarms. M, das Geschwür, wodurch der dicke Unrath gieng, einen Zoll unter dem Nabel. N, die Knochen in der Oefnung des Geschwürs *).

2. Von

*) In der 367 Numer, 126 Seite beschreibt Dr. Steigerthal die Geschichte von einer Frucht, die 46 Jahr in dem Leibe der Mutter gewesen ist, welches eben diejenige ist, wovon man des Camerarii Streitschrift hat, unter folgendem Titel: Differtatio de foetu XLVI annorum, Praeside RVDOLPHO IACOBO CAMERARIO, resp. et auct. GEORGIO FRIDERICO ORTH, Tubingae. Hieher gehöret

2. Von einer Frau, die eine Frucht in ihrem Unterleibe neun Jahre lang hatte, und den 6 May, 1739, geöfnet wurde, durch Wilhelm Bromfeild.

Aus der 460 Numer, 697 Seite.

Diese Frau war ohngefähr vor neun Jahren schwanger, und man glaubte, daß sie zu gewöhnlicher Zeit würde entbunden werden. Das Kind war so weit hervorgekommen, daß die Hebamme sagte, es würde in weniger denn zwey Minuten zur Welt gebracht werden: da sich aber die Frau plötzlich herumdrehte, so verlor die Hebamme das Kind, und es konnte nicht wieder gefunden werden.

Vor ihrer Schwangerschaft war sie mit der Venusseuche behaftet gewesen, und hatte eine sehr stinkende Materie durch die Gebärmutter ausgeleert. Damals besorgte sie der Wundarzt Balgay, der auch bey der Oefnung zugegen war. Sie hatte zweymal die Speichelkur vergeblich ausgestanden. Seit der Zeit, da sie hätte sollen entbunden werden, bis an ihren Tod, hatte sie stets sehr viel stinkendes dünnes Geblüte, und öfters ein rohes mit Blut vermischtes Eiter ausgeleert. In der rechten Seite zeigte sich eine Geschwulst, welche sich auch auf die linke bewegte, ob sie wohl besonders an der rechten anhieng.

höret auch Dissertatio de mola, occasione molae osseae in vetula octagenaria inuentae, Auctore GERHARDO RVTGERO HANKOPH, Goetting. 1746. 4. c. f. allwo man sehr viel ähnliche Fälle gesammlet findet. Besonders ist hier zu melden das Lithopaedium Senonense, wovon man in obgemeldeten Streitschriften mehr Nachricht findet. Neuerlich ist auch in Berlin ein ähnlich versteinertes Kind gefunden worden, dessen Beschreibung noch zu erwarten ist. Obige Fälle aber zeigen, daß es nichts Neues sey.

Sie hatte stets eine gänzliche Verhaltung des Harns, und das letzte Jahr gieng der Stuhl unmerklich von ihr. Sie nahm so ab, daß sie einem blossem Gerippe ähnlich sahe.

Bey Oefnung des Körpers fanden wir das Netz ganz verzehrt. Das Bauchfell war sehr entzündet, und hieng mit der unterliegenden Geschwulst fest zusammen. Diese Geschwulst, glaubte ich, würde eine kalkartige Masse enthalten. Da wir aber in dieselbe schnitten, so zeigte sich das Stirnbein, und darauf die Arme, Beine und Rippen an der linken Seite mit einiger zähen Materie in den Zwischenräumen. Es war dem Scheine nach in einem dicken häutigen Sacke enthalten, welcher aus den Häuten, die das Kind sonst umgeben, gebildet war; die aber jetzt die Form des Kindes angenommen hatten, und eine eyförmige Geschwulst ausmachten. Das Kind lag in der ausgehöhlten Seite des rechten Beckenbeins, und war durch den Sack mit dem Grimm- und Mastdarme verbunden. Dieser hatte einige Gefässe, die auf der Oberfläche der Blase hinliefen, und von den innern Beckenadern der entgegengesetzten Seite herkamen. Da die Geschwulst auf den rechten Harngang drückte, so war dadurch der Ausgang des Harns verhindert, und sowohl dieser Harngang, als das rechte Nierenbecken, sehr erweitert worden, so daß der Harn nur tropfenweise konnte ausgeleert werden.

Die Gebärmutter und die Muttertrompeten hatten ihre natürliche Grösse und Bildung. Der Saum der letztern schwebte frey herum. Als wir das Becken ferner untersuchten, lagen fast sechs Unzen einer stinkenden Materie zwischen dem Mastdarme und der Gebärmutter; diese war nahe an ihrem Halse durchbohrt, und alle Theile sehr verfault. Von dem Halse der Gebärmutter bis an das Ende der Mutterscheide waren die Muskeln des Afters ganz verdorben. Es hiengen einige kleine Geschwül-

ste an dem Beutel, worinnen das Kind lag. In der im Becken enthaltenen Materie fanden sich einige kleine Theile, die wie von der Beinfäule angefressene Knochen aussahen.

XLIII.

Von einer widernatürlichen Entbindung eines Kindes durch den After, durch Herrn Giffard.

Aus der 416 Numer, 435 Seite.

In der Mitte des Augusts rufte man mich zu einer Frau, die im vierten Monat schwanger zu seyn glaubte. Sie hatte alle Zufälle einer frühzeitigen Entbindung, der innere Muttermund war etwas erweitert; und daher verordnete ich, was in dergleichen Fällen schicklich ist. Doch einige Zeit darauf wurde ich benachrichtiget, daß sie etwas sich im Leibe bewegen fühlte, eben so, als wenn sie mit einem gesunden Kinde schwanger wäre. Nach sechs oder sieben Wochen wurde sie viel dicker, und die Bewegung merklicher, so daß man an ihrer wahren Schwangerschaft nicht mehr zweifeln konnte. Den dritten Oktober überfielen sie heftige Bauch- und Rückenschmerzen, und da sie täglich zunahmen, so fand ich sie den sechsten an solchen Schmerzen leiden, welche den Geburtswehen ähnlich waren. Als ich sie untersuchte, fand ich die Mutterscheide ungewöhnlich angefüllt und angespannt. Ich glaubte folglich, die niedergesunkene Gebärmutter zu fühlen, welche die Mutterscheide nach hinten ausdehnte, und gegen den Mastdarm andrückte, so daß sie weder den dicken Unrath ausleeren, noch ihr Wasser frey von sich lassen konnte. Den innern Muttermund konnte ich, aller sorgfältigen Untersuchung ungeachtet, nicht finden: daher

urtheilte ich, der Boden der Gebärmutter sey aus seiner natürlichen Lage und hinterwärts nach dem Mastdarme gebracht worden. In dieser Meynung bestärkte mich die vorher bemerkte Erfüllung der Mutterscheide, die sich nach hinten ausdehnte; und daher schloß ich, der innere Muttermund müßte weit nach vornen liegen. Ich bemühte mich daher, meine Finger zwischen die Schaamknochen und die Geschwulst, welche an den obern Rand dieses Knochens drückte, zu bringen. Als dieses mit vieler Mühe geschehen war, so fühlte ich zwey oder drey Zoll über erwähnten Knochen die Mündung der Gebärmutter.

Hierauf verordnete ich der Kranken schmerzstillende und beruhigende Arzeneyen, die sie um die zwölfte Stunde mit einigen Herzstärkungen wiederholen, und zuweilen Klystiere brauchen mußte. So blieben die Umstände bis den zwanzigsten Oktober, ausser daß einige Tage vorher ein mit Blut gefärbtes Wasser von ihr, nach ihrer Meynung, durch den After gieng, und von der güldenen Ader herkam, mit welcher sie einige Zeit beschwert war.

Den zwanzigsten benachrichtigte man mich, daß die Kranke von einem Kinde durch den After entbunden sey; daß aber die Nachgeburt nicht könnte herausgebracht werden. Ich fand, daß die Nabelschnur ohngefähr zwey oder drey Zoll zum After heraushieng; und drey Zoll hoch in demselben war eine Oefnung, die, nach meinen Gedanken, in die Gebärmutter gieng, in welche ich vier Fingerspitzen bringen konnte, und worein die Nabelschnur gieng. Hierdurch wurde ich versichert, daß das Kind durch diesen Weg gekommen war. Ich bemühte mich, mit den Fingern die Nachgeburt herauszubringen, allein sie war sehr faul und zerriß zwischen den Fingern, so daß ich sie in kleinen Stücken herausnehmen und sehr viel davon zurücklassen mußte. Die Scheidewand zwischen dem After

und

und der Mutterscheide war ganz: daher schloß ich, es müsse in der Gebärmutter der Brand entstanden seyn, und diese habe den nahe liegenden Mastdarm angesteckt. Da nun das Kind durch die natürlichen Triebe sollte ausgetrieben werden, so wurde es nach den abgestorbenen Theilen, die sehr leicht nachgeben und durch den geringsten Druck zu trennen sind, gepreßt, die Oefnung verursacht, und durch den Mastdarm und After fortgebracht.

Die Frau leerte sehr viel körniges geronnenes Blut und andere Dinge durch den After aus, welches bis den 26sten Oktober währte; diesen Tag aber starb sie.

Noch muß ich bemerken, daß man, seitdem das Kind weggegangen war, bis an den Tod dieser Frau, äusserlich an dem Vordertheile des Bauchs, etwas unter dem Nabel eine Fülle und Härte fühlte. Diese wurde durch die Gebärmutter verursacht, die ein voller, großer, in dem Becken liegender Sack in die Höhe drückte. Das Kind war vollkommen, nur sehr verfault, da es einige Zeit schon todt gewesen war.

Herr **Edward Nourse** giebt (ebendaselbst) von der Beschaffenheit der innern Theile folgende Beschreibung.

Die Mutterscheide, Gebärmutter, die runden Bänder, der Eyerstock, die Muttertrompete und das breite Band, nebst den Gefässen des Unterleibes und der Gebärmutter auf der linken Seite, waren im natürlichen Zustande. Wir untersuchten die rechte Muttertrompete von dem Boden der Gebärmutter bis an ihre zackige Mündung. Hier war sie ganz in einander verwachsen, und öfnete sich in dem Sack, der gleich wird beschrieben werden. Der rechte Eyerstock und das breite Band dieser Seite war in einen ungleich gestalten Sack erweitert, der sich hinter der Gebärmutter nach der linken Seite ausdehnte, und mit dem Grimmdarme, wo er sich an dem

Mastdarm endiget, und auch mit diesem zusammenhieng. In diesem Sack fanden wir einen grossen Theil der Nachgeburt, und die Ueberbleibsel der zerrissenen Häute. Ausser der Oefnung in der Muttertrompete war noch eine, die vier Zoll im Durchmesser hatte, und in den mittelsten Theil des Mastdarms gieng. Der Theil des rechten Harngangs, welcher zwischen den Nieren und dem Eyerstocke liegt, und der Theil des Mastdarms zwischen dem Grimmdarm und der Oefnung war erweitert. Diese Erweiterungen waren durch die in diesen Wegen verhaltenen Exkremente verursacht worden.

Die 28ste Figur der 7ten Tafel zeigt bey A diese Gebärmutter. B, die linke Muttertrompete. C, der Eyerstock derselben Seite. D, die runden Bänder. E, die eröfnete Mutterscheide. F, der Theil des Grimmdarms, welcher sich in dem Mastdarme endiget. G, der Mastdarm. H, die Muttertrompete der rechten Seite, deren Ende sich in den aus dem Eyerstock gemachten Sack öfnet. I, der Sack, welcher sich hinter der Gebärmutter ausdehnt.

Die 27ste Figur der 6ten Tafel zeigt die innere Seite und ihre Oefnung in dem Mastdarme. A, der Darm. B, der mit ihm zusammenhängende Sack. C, die Oefnung aus dem Sack in den Mastdarm. D, die im Sacke gefundenen Häute. E, die Mutterscheide auf die rechte Seite gedreht.

XLIV.

Von einem weissen milchähnlichen Safte, welcher statt des Blutwassers sich von dem Blute trennte, durch Alexander Stuart.

Aus der 442 Numer, 289 Seite.

Im Julius, 1736.

Ein vierzigjähriger Mann hatte seit drey Wochen den Appetit verloren, und verdauete gar nicht. Endlich bekam er Schmerzen und Ausdehnung in seinem Magen, mit einem geringen Grade eines Entzündungsfiebers. Seine Zunge war trocken, rauh, und in der Mitte rostigbraun, auf jeder Seite aber der Rand weiß. Der Harn hatte eine sehr hohe Farbe, und viel schleimigen braungefärbten Satz; seine Stühle waren gelb und dünne.

Ich ließ ihm acht Unzen Blut aus der Ader; anstatt des Blutwassers schwammen auf dem geronnenen Blute vier Unzen eines milchähnlichen Safts. Im Anfang gab er keinen Geruch von sich, aber in sechs Tagen roch er wie verfaulte Eyer: und behielt diesen Geruch und eben dieselbe Dichtigkeit drey Wochen lang.

Der Kranke aß eine Woche sehr wenig, ehe ich ihn sah. Den Abend vorher hatte er etwas Kalbfleisch gegessen, und diesen Tag nicht gefrühstückt. In seinen gesunden Tagen pflegte er täglich starken Brantewein zu trinken.

Ich kann nicht bestimmen, ob die auf dem Blute schwimmende Feuchtigkeit Milchsaft gewesen sey, der in die Fäulniß übergehen wollte, oder ob sie von demselben völlig unterschieden sey.

Den körnigen, nicht zusammenhängenden Kuchen des Bluts, bedeckte eine klebrige Haut, die eine Linie dicke war. Wiewohl er sich in Zeit einer Woche besser befand; so ließ ich ihm doch fünf Unzen Blut wegnehmen, um die Veränderung darinnen wahrzunehmen. Der geronnene Theil des Bluts war mit einer dicken zähen Haut bedeckt; er selbst hatte seine gehörige Dichtigkeit, und das Wasser war hell, ohne Milchsaft. Der Harn wurde auch helle, und der Kranke zwey Wochen, nachdem ich ihn das erstemal gesehen hatte, gesund.

XLV.

1. Von einem ausserordentlichen Blutflusse, durch Heinrich Banyer.

Aus der 471 Numer, 628 Seite.

Gelesen den 20ten December, 1743.

Im Jenner, 1729, stach sich ein Mann von 24 Jahren mit einem verrosteten Nagel in die rechte Fußsohle. Und wiewohl weder eine Sehne, noch ein Blutgefäß, ausser kleine zurückführende Adern verletzt wurden, so schwoll doch der ganze Fuß sehr auf, ohne daß man eine Ursache davon hätte geben können. Zugleich schmerzte der Theil sehr, und es war ein ausserordentliches Klopfen in demselben, wie in den Wunden der Schlagadern; auch so ausgedehnt, als wenn das Blut aus seinen Gefässen platzen wollte.

Als ich nach zwey Tagen die Wunde erweiterte, so strömte das Blut so stark heraus, daß es durch kein Mittel konnte länger gestillet werden, als so lange man die Wunde mit den Händen fest zusammendrückte. Und wiewohl durch diese Erweiterung nichts, als kleine Haargefässe verletzt waren; so floß das Blut doch sechs Tage nach einander, so heftig als zuerst, so bald als man zu

drucken

drucken nachließ. Hierauf wurde dem Kranken eine Ader am Arme, um den Zufluß des Blutes abzuleiten, geöfnet. Dieses wirkte so plötzlich, daß der Blutfluß im Fuß sogleich aufhörte, und die Wunde gänzlich zuheilte. Allein der Fluß des Bluts aus der geöfneten Ader war eben so schwer vier Tage lang zu hemmen, und floß eben so heftig, wenn die Ader nicht fest verbunden war, als zuvor. Vielleicht würde dieser Blutfluß noch länger gedauert haben, wenn ich nicht den Verband zuweilen gelüftet hätte, damit das überflüßige Blut konnte ausgeleert werden.

Nach dem Aderlassen erlangte der Kranke bald seine Gesundheit wieder, und verrichtete seine gewöhnliche Arbeit bis den Merz, 1730. In der Mitte dieses Monats klagte er über eine besondere Schwere in seinem ganzen Körper, und gewisse Schläfrigkeit; drey Tage darauf erfolgte ein heftiges Nasenbluten. Alle angewandte Mittel waren vergeblich, und es konnte binnen sieben Tagen nicht eine Stunde lang völlig gestillt werden. Doch wurde er wieder in kurzer Zeit völlig gesund, und verrichtete den ganzen Sommer durch seine Geschäfte ohne einige Klage, bis den folgenden Oktober. Alsdenn kam das Nasenbluten wieder, und währte unter eben den Zufällen auch sieben Tage lang. In der Mitte des Merzes, 1731, bekam er einen gleichen Blutfluß durch den Stuhlgang, und leerte dadurch sieben Tage lang täglich ein- auch zweymal sehr viel Blut aus, ohnerachtet die wirksamsten anhaltenden Mittel gebraucht wurden. Ein gleicher Auswurf kam im folgenden Oktober wieder, ohne alles Bauchkneipen oder einige andere üble Empfindung, und kehrte im Jahr 1732, und 1733, zu eben der Zeit, im Frühjahr und Herbst zurück, und dauerte die gewöhnliche Zeit von sieben Tagen. Fast zu denselben Jahreszeiten hatte er im Jahr 1734 und 1735 diesen

gewöhn-

gewöhnlichen Blutfluß durch die Harnwege, und er dauerte auch noch beständig eben so lange, als zuvor.

Im December, 1735, bekam dieser Mann die gutartigen Pocken: diese veränderten seine Natur so sehr, daß er im Jahre 1736 seinen gewöhnlichen Blutflüssen entgieng, und dreyzehn Monate davon frey blieb. Aber den 27sten December kehrte der Blutfluß durch die Harnwege ohne einige vorher empfundene Schwere oder Schläfrigkeit zurück; doch dauerte er nur drey Tage lang. Den 13ten May, 1737, fühlte er die Vorerinnerungen vom Bluten, und dieses erfolgte mit dem Harne bis zu dem 20sten, doch mit dem Unterschiede, daß der Harn drey Tage lang nur koffeebraun gefärbt war, aber die andern vier Tage wurde das reine Blut ausgeleert. Nach dieser Zeit erlangte er gleich seine Gesundheit; wiewohl die Luft zu dieser Zeit sehr warm war. Ich sahe ihn fünf Monate nach der Zeit sehr stark und gesund, und er war von allen Anfällen seiner alten Krankheit befreyt; doch war er stets sehr vollblütig. So viel ich weis, hatte er den folgenden Herbst und ganzen Winter keinen Anfall von seinem Bluten. Nach der Zeit habe ich nicht Gelegenheit gehabt, ihn ferner selbst zu untersuchen, bin aber von einem verständigen Manne benachrichtiget worden, daß dieser unglückliche Mann im Merz, 1738, wieder eine neue Wunde am Fusse bekam, welche eben so beschwerlich in Ansehung des Blutflusses war. Er bekam hierauf, weil entweder der Blutfluß zu stark unterdrückt, oder das Aderlassen unterlassen worden war, heftige Zuckungen, vier oder fünf Tage lang, und erstickte wegen allzugrossem Ueberflusse am Blute.

Dieser periodische Blutfluß ist ohne Zweifel bloß von der Vollblütigkeit verursacht worden. Die vier Jahr, daß das Blut aus der Nase und durch die Därme floß, war der Harn zitronengelb. Die ganze Zeit der Krankheit hatte er nicht die geringsten Fieberzufälle.

2. Ein

2. Ein Blutfluß durch die männliche Ruthe, von Dr. Howmann.

Aus der 329 Numer, 418 Seite.

Ein vierzigjähriger, völlig gesunder Mann wurde den 30sten Junius, 1716, mit einem Ausfluß von reinem Blute durch die Harnröhre überfallen; welcher den 31sten Julius wiederkam. Nach dem Gebrauch einiger Arzeneyen, und des Aderlassens am Arme ist obiger Blutfluß gehemmet worden, bis den 8ten September, und hernach ist er ganz vergangen. Merkwürdig ist es, daß der Kranke vor diesen Blutflüssen keine Schmerzen fühlte, und auch keine Schwachheit der Kräfte nachfolgte.

XLVI.

Von einer Schlagadergeschwulst, durch Pierce Dod.

Aus der 402 Numer, 436 Seite.

Eine vier und dreyssigjährige gesunde Frau hatte an dem obern Theile des Brustbeins zwischen dem Ursprung der Muskel zwischen dem Brust- und Gehörbeine (*sterno mastoidei*) eine Geschwulst die grösser als eine Faust war, die sich bis an die Erhöhung auf dem Schildknorpel der Luftröhre fast bis an das Kinn erstreckte, und die ganze Breite zwischen den beyden Hauptschlagadern einnahm. Diese war durch äussere Gewalt, da sie ihr Mann fast erwürget hätte, verursacht worden. Sie war zu der Zeit schwanger, und hatte gleich darauf einen Schmerz etwas über der Gegend des Herzens gespürt, und wenige Tage darauf entstand gleich über dem Brustbeine eine Geschwulst, die so groß als eine Fingerspitze war. So blieb diese, bis sie gebären sollte. Aber durch die viele Anstrengung

des

des Körpers bey der Geburt wurde sie grösser. Dieses geschah vier Jahr, ehe sie in das Krankenhaus kam. Seit der Zeit hatte die Geschwulst nach und nach zugenommen, bis sie aufs äusserste ausgedehnt worden: die ganze Zeit durch litte sie Herzklopfen, Schmerzen und Engbrüstigkeit: sie hatte sehr wenig Ruhe, öfters Ohnmachten, und ein beständiges Klopfen in der Brust und Geschwulst, welches mit dem Aderschlag übereinstimmend war, und sowohl gesehen als gefühlt werden konnte. Ausserdem war sie munter, hatte ihre monatliche Reinigung ordentlich, guten Appetit, und war sehr fröhlich, und dieses am allermeisten kurz vor dem unglücklichen Zeitpunkte, als die Geschwulst platzte. Denn die Spitze der Geschwulst, die in der Mitte war, fieng wegen der allzu grossen Ausdehnung an abzusterben, und die äussere Haut litte am ersten: da aber die Ausdehnung fortmährte, so nahm das Absterben zu, und folglich wurden die Häute der Schlagadern auch angegriffen: und als sie endlich gleich, da die äussere Haut in der Spitze der Geschwulst plötzlich platzte, ganz verzehrt waren, so strömte das Blut schnell heraus, und die Kranke starb in weniger denn einer Minute.

Bey Oefnung des Körpers fiengen wir beym Herzen an. Hier war nur die linke Herzkammer und die fleischernen Fasern etwas grösser, als sie natürlich seyn sollten. In der grossen Schlagader war auf der obern Seite des Bogens der untere Theil der Geschwulst, welcher einen cylindrischen Stamm von vier Zoll in der Höhle der Brust bildete: da dieser aber aus der Höhle kam, so wurde er weiter. Als ich die untere Seite der grossen Schlagader, welche dem Boden der Geschwulst entgegen gesetzt war, öfnete, und den Schnitt durch derselben ganze Ausdehnung in der Brust fortführte; so behielt der Stamm seine Gestalt und Grösse, und wurde gar nicht weiter. Aber in dem obern Theile an der Seite, wo die Mündung

dung der rechten Schlüsselschlagader ist, war eine widernatürliche zirkelförmige Oefnung, die einen halben Zoll im Durchmesser hatte. Nachdem ich diese Oefnung trennte, und den Schnitt nach der Spitze der Geschwulst führte, so sahe man die ganze innere Beschaffenheit derselben. Die Ränder der Oefnung an dem Boden der Geschwulst waren hart, und fast knorpelartig; und wahrscheinlich der Ueberrest von dicken fleischigen Fasern. Bey genauer Betrachtung waren es die zerrissenen Fasern der mit Muskelfasern versehenen Aderhaut. Da diese hier aufhörte, so nahm die Geschwulst unmittelbar um zwey Zoll im Durchmesser zu, und behielt diese Weite, bis sie durch die Schlüsselbeine an den Hals kam. Alsdenn hatte sie einen Durchmesser von mehr als drey Zoll, die Decke dieser Geschwulst war nichts, als die äussere Haut derselben Schlagader, die von ihrem Ursprung bis an das Ende der Geschwulst ausgedehnt war. Die Höhle war meistens mit einer Art vom Schleimpfropfe erfüllt, in welchem aber doch drey Höhlen durch den beständigen Zufluß des Bluts offen blieben, an der Spitze der Geschwulst zusammenkamen, und sich gegen das Ende der Geschwulst in eine endigten *)

XLVII.

Von einer Verknöcherung der Schenkelschlagader, durch Edward Naish, Wundarzt in York.

Aus der 369 Numer, 226 Seite.

Ein Mann von 62 Jahren, der stets gesund gewesen war, sandte nach mir, weil in Zeit von einem Monat der Brand

*) Die Bemerkungen des Herrn Nicholls über die Natur der Schlagadergeschwülste, so in der 402 Numer, 440

Brand von einer seiner Zehen nach und nach bis an die Mitte des Schienbeins gestiegen war, ohne einige bekannte Ursache. Er sahe, daß dieses täglich mehr zunahm: da er ganz munter war und sehr guten Puls hatte, so rieth ich das Ablösen des Gliedes, als das einzige Mittel, sein Leben zu fristen.

Nachdem das Bein vier Zoll über dem abgestorbenen Theil abgelöset worden war, so kamen zwey oder drey Unzen Blut aus dem Fleische desselben; als ich aber das Tourniquet locker machte, um die Schlagader zu unterbinden, so floß zu meiner grossen Verwunderung nicht ein Tropfen Blut heraus, und das Ende der Schlagader fühlte sich hart und schwielicht an. Nichts desto weniger unterband ich sie und verband den Strumpf. Der Kranke, welcher die Operation sehr tapfer ausgestanden hatte, wurde darauf zu Bette gebracht.

Hierauf untersuchte ich das abgelöste Bein. Da ich die Schlagader mit ihren beyden grossen Aesten bis an die Fußwurzel herausgeschnitten hatte, fand ich sie meistens verknöchert. Nemlich des Stammes Häute waren da, wo die Ader war abgelöset worden, über zwey Drittheil in ihrem Umfange, in Knochen verwandelt. Einen Viertel Zoll tiefer war er ganz knöchern, und man konnte kaum eine Borste in dessen Oefnung stecken. Etwas tiefer war er auf der einen Seite knöchern, auf der andern häutig, und alsdenn wieder ganz Knochen. An manchen Orten war so breit, als ein Gerstenkorn, gar kein Knochen. Ich öfnete ohngefähr zwey Zoll nach der Länge den innern Ast gleich über dem Knöchel, und er sahe schwärzer, als die übrigen aus. Nachdem er ausgewaschen,

Seite, über diese Beobachtung angestellt werden, sind unbeträchtlich, und man findet viel bessere Beschreibungen derselben in den neuern chirurgischen Büchern.

gewaschen war, so fand ich zwey oder drey Tropfen geronnenes Blut: und da ich ihn ausgebreitet und getrocknet hatte, so war es ein ganzes knöchernes Blatt, von der Dicke einer Eyerschale, und ungleicher Oberfläche. Ich zerschnitt drey Aeste von der innern Ader des Fusses. Einer war nur sehr wenig in Knochen verwandelt, ohngefähr zwey Zoll vom Stamme. Der andere grosse Ast, welcher über das Band, das die Schienbeinröhren mit einander verbindet, lief, war nicht so sehr, als der beschriebene, verknöchert. Diese Verknöcherung war ohne Zweifel bey diesem Kranken die Ursache des Brandes, und des Todes, der vier Tage nach der Ablösung erfolgte.

XLVIII.

Von einer tödtlichen Verwundung der Gallenblase, durch Alexander Stuart.

Aus der 414 Numer, 341 Seite.

Ein Soldat starb sieben Tage, nachdem er war verwundet worden, im 40sten Jahre seines Alters.

Man rufte mich den vierten Tag, nachdem er die Wunde empfangen. Die Wundärzte, welche ihn von dem Anfang der Krankheit besorgt hatten, sagten mir, daß sein Unterleib vom Anfang an, eben so angeschwollen, wie in der Windsucht, gewesen sey, als er war, da ich ihn sahe; und er blieb in derselben Ausdehnung bis an seinen Tod. Ohnerachtet dieser Ausdehnung des Unterleibes hatte er doch weder übles Aufstossen, noch Blähungen. Nachdem er verwundet worden, gieng er nicht ein einzigesmal zu Stuhle, ob er gleich die drey Tage vor meiner Ankunft starke Laxirmittel und Klystiere, und keine Opiate bekommen hatte. Die Mittel, so ich verordnete, thaten nicht die geringste Wirkung. Er nahm hinreichend

flüssige Sachen zu sich; er schlief fast niemals, oder schlummerte nur zu einer halben, oder höchst selten ganzen Stunde, wiewohl ihm endlich viel Mohnsaft gegeben wurde. Die Wunde in den Häuten eiterte nicht, wie gewöhnlich, sondern sahe welk und blaß aus. Der Harn floß sehr sparsam, kaum zwey oder drey Löffel voll auf einmal; er war helle, aber gelb, als wenn er etwas wenig mit Safran gefärbt wäre, und hatte keinen Satz. Der Puls des Kranken war voll, stark und gleich, aber nicht geschwinde. In seiner Haut fühlte man keine Fieberhitze an irgend einem Theil des Körpers. Seine Zunge war nicht hart, noch rauh, oder schwarz; sondern hatte die natürliche Farbe, war gelinde trocken, und wenig Speichel auf derselben. Er kam vom Anfang der Krankheit bis an seinen Tod nie von Sinnen. Den andern Tag, als ich ihn sahe, hatte er einige geringe Anfälle vom Schlucken, und einige Neigung zum Brechen; und der Puls blieb den Tag vor seinem Tode zuweilen auf den 10ten, 15ten, 20sten, oder 30sten Schlag aus.

Da wir den Körper öfneten, so war der ausgedehnte Unterleib wie mit Safran an einigen Orten gelb gefärbt. Ohngefähr zwey Zoll auf der rechten Seite des Nabels war eine dreyeckige Wunde, die schief durch die Decke des Unterleibes in die Höhe gieng. Im Unterleibe fanden wir, daß die Wunde durch das Bauchfell gegangen, und das Netz nach oben auf der Oberfläche etwas geritzt war. In dem Boden der Gallenblase war eine kleine dreyeckige Wunde, welche durch die Häute in ihre Höhle gedrungen, doch aber weder die Leber, noch sonst einen nahe liegenden Theil verletzt hatte. Die Gallenblase war zusammengefallen, und hatte nur einige Tropfen Galle in sich, die nach einem gelinden Druck der Blase in die Höhle des Unterleibes durch die Wunde flossen. Die Därme, welche dreymal so sehr, als natürlich, ausgedehnt waren, erfüllten die ganze Höhle des Unterleibes;

so

so daß es aussahe, als wenn der Bauch durch die Wind- oder Wassersucht ausgedehnt würde: doch diese Ausdehnung verschwand, und die Därme fielen zusammen, als wir ihre Häute mit einer Lanzette an einigen Orten aufritzten, und die Luft herausliessen. Das übrige von der Bauchhöhle, was nicht durch die Därme erfüllt wurde, enthielt viel trübes Wasser, das sehr mit Galle gefärbt war und wovon muthmaßlich drey Quart da waren. Alle Därme und andere Theile im Unterleibe waren sehr gelb gefärbt: doch alle andere Theile des Körpers, welche von der Galle nicht berührt wurden, waren natürlich. Die Därme oder Eingeweide waren nicht entzündet, sondern unbeschädigt. Da die Wunde schief durch die Decken, Muskeln, und das Bauchfell gieng, so konnte keine Luft dadurch in den Unterleib kommen.

Dieser besondere und seltene Fall zeigt, wie nothwendig und nützlich die Galle zur Gesundheit und zu den natürlichen Verrichtungen sey: und wie viele Uebel aus dem Mangel derselben erfolgen. Vielleicht führt die Betrachtung desselben auf einige Heilungswege derjenigen Krankheit, wo die Galle fehlt, verdorben, oder überflüssig ist.

Die Wunde in der Gallenblase, und der dadurch verursachte Mangel der Galle, und die Erschüttung derselben in dem Unterleibe war die einzige Ursache aller dieser Zufälle und endlich des Todes. Diese alle sind wahrscheinlich auf folgende Art auf diese Ursache erfolgt.

1. Der Unterleib war vom Anfange, wie in der Windsucht, und die Eingeweide äusserst ausgedehnt. Und diese Ausdehnung entstand den andern Tag, nachdem er die Wunde empfangen hatte; wiewohl sein Puls stark und gleich war, daß man keinen Mangel des Bluts und der Lebensgeister hätte vermuthen sollen. Daher kann man schlüssen, daß der Einfluß der Galle in die Därme eben so nöthig sey zu der Stärke ihrer Zusammenziehung und

Vollkommenheit der wurmförmigen Bewegung, als der Einfluß des Bluts und der Lebensgeister in ihre Häute, und daß diese dreye zusammengenommen die Ursache dieser Bewegung im gesunden Zustande sind; welche verletzt wird, wenn eines von jenen fehlt. Daher finden wir bey der Verhärtung der Leber und bey der Gelbsucht allezeit eine ungewöhnliche Ausdehnung in den Därmen und Verstopfung: welche sich, wenn die Krankheit nicht geheilt werden kann, allezeit in eine Bauchwassersucht endiget. Es verdient auch untersucht zu werden, ob nicht die hysterische oder Nervenkolik, wo gemeiniglich die Därme nicht so sehr ausgedehnt, und weniger Blähungen da sind, und wo man die Lebensgeister als die einzige Ursache angiebt, ob diese nicht von einer geringen Absonderung und Ausleerung der Galle, oder von einer Schärfe und Zähigkeit derselben, oder vielmehr von diesen beyden sowohl, als von dem Mangel, oder der ungleichen Vertheilung des Bluts und der Lebensgeister in diese Theile, verursacht werde. Dieses zu bestätigen habe ich insgemein beobachtet, daß wenn viel zähe Galle entweder durch die Kunst, oder Natur, oder viel blasser Harn ausgeleert wurde, die Heilung auf dieses mal geendiget sey. Das Brechen der Galle beweist in solchen Fällen eben dasselbe.

Die rostige schwarze Farbe der Galle kömmt von dem Stocken derselben in der Gallenblase, welches aus dem ruhigen und dem Sitzen ergebenen Leben derjenigen zu erklären ist, welche den Koliken unterworfen sind, wenn sie auch keinen andern Fehler in ihrer Lebensart gemacht haben. So wie nun die gelbe Farbe des Harns in der Gelbsucht von dem Ueberfluß derselben in dem Blute herkömmt; so ist auch die blasse Farbe desselben, wenn er nicht durch zu vieles Trinken verdünnt worden, den Mangel derselben in dem Blute zuzuschreiben; auch kann man aus dieser Ursache die Blähungen, Verkehrung der wurmförmigen Bewegung, die hysterischen Aengstlichkeiten,

Herz-

Herzklopfen, Schwindel und andere Zufälle der Nerven und hysterischen Krankheiten erklären. Daher sind auch bittere und Stahlarzeneyen mit gelinden Galle treibenden Mitteln in solchen Fällen dienlich. Hingegen ist es gewiß, daß alle starke, reizende Laxirmittel sehr schädlich und unnöthig sind.

2. Es waren in diesem Falle weder Aufstossen, noch Blähungen auf- oder niederwärts, auch keine laute Blähungen in den Gedärmen, wiewohl der Leib und die Därme so sehr ausgedehnt waren.

Hieraus erhellet, daß die Därme gänzlich ihre Bewegung verloren hatten, und durch den blossen Mangel der Galle gelähmt worden waren, eben so sehr, als wenn ihre Nerven gänzlich wären verstopft gewesen. Denn wenn nur die geringste Bewegung, entweder natürliche, oder widernatürliche, übrig geblieben wäre, so würde die Luft wenigstens von einem Orte zum andern getrieben worden, und daher laute Blähungen in den Därmen entstanden seyn: oder sie würde durch den Mund oder After seyn ausgelassen worden, da es zur Gesundheit so nöthig war, daß die ausgedehnten Därme von ihr befreyet würden, und da die Klystiere und Laxirmittel zu diesem Endzwecke so viel beytrugen.

3. Nachdem der Kranke die Wunde empfangen hatte, gieng er nicht einmal mehr zu Stuhle, und die stärksten Laxirmittel und Klystiere wirkten nicht.

Dieses kömmt auch von dem Mangel der wurmförmigen Bewegung her, und zeigt, daß die stärksten Laxirmittel dieselbe, ohne den Beystand der Galle, nicht wieder ersetzen kann. Denn sonst würde der Unterleib verhältnißmässig gefallen, und eine Ausleerung der Därme erfolgt seyn. Wenn demnach die Kraft der Laxirmittel von der Mitwirkung der Galle abhängt: so folgt, daß wo diese

am wirksamsten und überflüssigsten ist, jener ihre Wirkung auch sehr groß seyn wird: und wo sie unwirksam oder in geringer Menge ist, da haben jene auch eine geringere Wirkung. Doch können auch die Därme durch scharfe Galle und deren allzu heftigen Reiz so zusammengezogen werden, daß alle Ausleerung verstopft wird, und durch starke reizende Laxirmittel nehmen diese Krämpfe und Verstopfung zu. Daher sind die Gallenkoliken allezeit mit grosser Verstopfung verbunden, und die stärksten Laxirmittel sind unwirksam, wenn man nicht Opiate dazu thut, die Krämpfe zu lindern, und die Schärfe der Galle zu mildern. Dieser Kranke nahm hinreichende flüssige Nahrung zu sich: aber da die Federkraft der Därme und ihre wurmförmige Bewegung verloren war; so kam weder Nahrung noch Trank in die Milchgefässe, weil die wurmförmige Bewegung fehlte, und folglich starb er ganz ausgehungert.

Aus eben dieser Ursache, nemlich aus dem Mangel der Nahrung, können die übrigen Zufälle erkläret werden.

1. Der Kranke war schlaflos, und der Mohnsaft that bey ihm keine Wirkung, weil kein neuer Milchsaft in das Blut kam. So sehen wir, daß die, welche sparsam leben, auch sehr wenig schlafen; und hingegen müssen diejenigen, welche viel Nahrung zu sich nehmen, auch um so viel mehr schlafen: und in allen langwierigen Krankheiten, wo der Körper nicht mehr genährt wird, fehlt der Schlaf, und die Opiate thun nur wenig Wirkung; da hingegen die Kinder, deren meiste Speise zur Nahrung und Wachsthum angewandt wird, die meiste Zeit schlafen. Zwar scheint es schwer zu begreifen, wie diese Schlaflosigkeit so geschwinde nach diesem Zufall hat erfolgen können. Allein da der neue Zufluß der Säfte auf einmal fehlte, so mußte der Kranke auch nach sechs oder sieben

Stunden unruhig werden, und die Zufälle mußten zum wenigsten die folgende Nacht zunehmen. Man kann hier einwenden, daß die Schwalben und Schildkröten den ganzen Winter schlafen, da sie weder essen noch trinken. Allein die Säfte und das Blut derselben kann nicht mit den menschlichen verglichen werden. Für diese Thiere scheint der Frühling und Sommer in Absicht auf ihre Erquickung und Nahrung, Wirksamkeit und Ruhe, wie ein Tag, und der Winter wie eine Nacht zu seyn: und ihre Säfte scheinen nicht nur diese lange Ruhe und Arbeit zu vertragen, sondern auch zu erfordern *). Auch ist zwischen der Beschaffenheit des Bluts und der Säfte eines gesunden und mit der Schlafsucht befallenen Menschen sehr wenig Aehnlichkeit. Dieser Satz wird durch die Unwirksamkeit der gebrauchten Opiate ferner bewiesen: Denn wiewohl diese durch die Oefnungen der Gefässe im Magen ins Blut gehen konnten, so verursachten sie doch keine Ruhe. Es scheint folglich wahrscheinlich, daß die Opiate nur dadurch wirken, indem sie den Milchsaft länger, als gewöhnlich, in der Blutmasse aufhalten, und daher den Schlaf verlängern; und daß sie unwirksam sind, wenn kein Milchsaft im Blute ist. Hingegen ist ihre Kraft, nach der sie alle Absonderungen und Ausleerungen im Körper unterdrücken, den Appetit schwächen, jemanden fähig machen, lange zu fasten, und grosse Reisen und Arbeiten ohne Nahrung einige Zeit lang zu thun, mit meiner Meynung sehr übereinstimmend.

2. Der Mangel des Eiters in der Wunde ist wahrscheinlich von dem Mangel eines neuen Zuflusses des Nah-

 rungs-

*) Die Schwalben und Schildkröten sind im Winter durch die Kälte gleichsam erstarrt: Alle ihre Säfte ruhen. Kommen warme Tage, so wird der Umlauf derselben erweckt, sie bewegen sich, und suchen ihre Nahrung.

rungssaftes in das Blut herzuleiten, und die Ränder derselben waren blaß und zusammengefallen, weil den Theilen die tägliche Nahrung gänzlich mangelte.

3. Die geringe Ausleerung des Harns kam von dem Mangel der Flüssigkeiten in den Därmen her. Die dünne gelbe Farbe desselben entstand von der in dem Unterleibe verschütteten Galle, welche durch die Verdoppelung des Bauchfells und den Boden der Harnblase durchgesickert hatte. Denn aus dem Blute konnte man diese Farbe nicht herleiten, da die Galle nicht mit demselben vermischt wurde.

4. Der Mangel des Speichels, und die weiche Trockenheit der Zunge, kömmt von derselben Ursache, nemlich von dem Mangel der flüssigen Theile im Blute, und dem Verluste derjenigen, die im Unterleibe ausgetreten waren.

5. Wenn man annimmt, daß so eine kleine Wunde durch die Häute und Muskeln des Unterleibes und durch das Bauchfell ein Fieber verursachen können: so ist die gänzliche Abwesenheit des Fiebers dem Mangel der Galle und des Milchsaftes im Blute zuzuschreiben.

6. Endlich scheinen die wenigen Anfälle vom Schlucken, und Neigen zum Brechen, und das Ausbleiben des Pulses, nicht nur von einem Mangel, und daher erfolgter ungleicher Vertheilung des Bluts und der Lebensgeister, sondern hauptsächlich von der Verderbung und reizenden Schärfe derselben, als der nächsten Ursache, zu entstehen.

Zwar kann man mir einwenden, daß durch den Lebergallengang genung Galle zur Erhaltung der thierischen Oekonomie in die Höhle der Därme abgesondert werde, wenn auch nichts durch den Blasengallengang käme. Und wiewohl zu diesem Endzwecke zwey Gallengänge da zu seyn

scheinen,

scheinen, daß wenn einer verstopft ist, oder fehlt, die Absonderung und Ausleerung der Galle ungehindert fortgesetzt werden könne: so kann doch diese Wirkung nicht in der Gallenblasenverwundung erfolgen, weil durch das beständige Ausleeren aus derselben so viel Galle abgeleitet wird, daß alle nahe liegende Theile trocken werden, und daß die Absonderung und Ausleerung durch diese Gänge entweder sehr verringert, oder gänzlich vernichtet wird. Dieses findet auch statt, wenn die Absonderungswerkzeuge und Gänge, durch welche verschiedene Absonderungen mit einander Gemeinschaft haben, weit von einander entfernet liegen. So ist bey einem allzu häufigen Harnlauf allezeit ein grosses Austrocknen der Schleimdrüsen, Mangel an Speichel, beständiger Durst. Schwitzen und Bauchflüsse vermindern die Absonderung des Harns. Ein Fontanell macht die nahe liegenden Theile trocken und mager. Auch hat **Bellini** *) bewiesen, daß der Trieb des Bluts und aller Säfte dahin am stärksten geht, wo der Widerstand gehoben ist. Ein gleiches geschieht mit dem Ausfluß der Galle: folglich wurde in diesem Falle die Absonderung derselben so sehr nach der Blase und ihren Gefässen befördert, daß die Absonderung durch den Lebergallengang gänzlich mußte verhindert werden.

Zweytens scheint es wahrscheinlich zu seyn, daß, so wie die Därme, Muskel, Häute, und andere Eingeweide des Unterleibes, sehr durch die Galle gefärbt waren, auch etwas von derselben in die Höhle der Därme gekommen sey, dieselben gereizt, die wurmförmige Bewegung erregt habe, und durch die Milchgefässe in das Blut gelanget sey. Allein dieses hätte sich zutragen können, wenn

zu

*) Man sehe LAVR. BELLINI opus de vrinis, etc. Frf. 1685. 4. und *Ejusd.* exercitt. anatom. de structura et vsu renum, Lugd. Bat. 1711. 4.

zu viel Galle in der Höhle des Unterleibes gewesen wäre. Indem aber die Galle durch die Zwischenräume der Gefässe und Fasern der Därme durchgeseigt werden mußte: so blieben die gröbern, salzigen und schwefeligen Theilgen derselben, als die wirksamsten und heftig reizenden, zurück; als welches der dicke und dunkelgefärbte Saft, der in der Höhle des Unterleibes gefunden wurde, nebst dem dünnen hellgelben Harne, der ohne Satz war, zu beweisen scheint. Daher ist es nicht wahrscheinlich, daß so wenig Galle, als durch diesen Weg gehen konnte, und die aller ihrer wirksamen Theilgen beraubt war, hinreichend gewesen wäre, ihre Wirkung in dem Körper zu thun: sondern sie war unvermögend, die Zusammenziehung und wurmförmige Bewegung der Därme zu befördern.

Ferner wendet man ein, daß ein Thier, welches aus Hunger und Mangel der Nahrung stirbt, mit Wahnwitz und Fieberhitze vor dem Tode befallen werde. So wie die Versuche an Katzen und Hunden gemacht sind. Folglich könne diese Person, die weder Fieber noch Wahnwitz hatte, nicht verhungert seyn. Ich will diese Versuche nicht in Zweifel ziehen, wiewohl ich sie selbst nicht gemacht habe, mich auch nicht erinnere, eine genaue Erzählung von den Zufällen derer, welche in Belagerungen und zur See aus Hunger und Durst sterben, gelesen zu haben *, auch nicht gemeldet worden, daß sie wahnwitzig oder in starker Fieberhitze gestorben wären, ob dieses gleich

*) Von den Krankheiten der Seeleute, auch in Hungersnoth und ihren Zufällen lese man an essay on the most effectual means of preserving the health of seamen in the navy, London, 1757. 8. et 1762 Man sehe den Auszug in den Comment. Lipsienf. Vol. XIII. p. 482. Die Krankheiten der Soldaten sind sehr gut in Herrn D. Baldingers Buch von den Krankheiten einer Armee, und Herrn Bilguers Wahrnehmungen abgehandelt.

gleich so werkwürdige Zufälle sind: allein diese Fälle sind weit von den unsrigen unterschieden. Denn bey einem Thiere, welches bloß aus Mangel der Nahrung stirbt, fließt die Galle beständig in die Höhle der Därme, und ist mit dem Milchsaft nicht vermischt, noch verdünnt: von dannen durch die Milchgefässe in das Blut: folglich ist dieser scharfe Saft in wenig Tagen in viel grösserer Menge im Blute, als irgend ein anderer: dadurch, und durch das beständige Reiben der Kügelgen im Umlauf der Säfte, wird das Blut geschwinde scharf, ranzicht und laugenartig: es reizt das Hirn und die Nerven, und verursacht Fieber und Wahnwitz. Allein in diesem Fall kam keine Galle ins Blut; deswegen konnte auch die Wirkung derselben nicht erfolgen. Doch entstand auch ein geringerer Grad der Fäulniß wegen dem beständigen Reiben in dem Umlauf der Säfte; und diese war die unmittelbare Ursache des Todes. Denn da die der Fäulniß unterworfenen Theilgen sich im Blute befanden, und alle Ursachen derselben, die Hitze nemlich, und das Reiben der Theile wirksam waren, so mußte sie in wenig Tagen entstehen. Eben dieses geschieht bey den Thieren, wenn die verdorbenen und unnützen Theile nicht durch die Ausleerungswege fortgebracht, und durch neue Säfte ersetzt werden. Geschehen aber diese Ausleerungen und Wiedererſetzungen in gehöriger Menge und Verhältniß, so wird der Fäulniß und Schärfe vorgebeugt, und das Blut nebst den Säften in ihrer natürlichen Mischung erhalten. Folglich stirbt ein Thier, das verhungert, nicht sowohl aus Mangel der flüssigen Theile, als vielmehr wegen einer giftigen Schärfe, die das Blut und die Säfte wegen des Mangels des neuen Zuflusses und der gehörigen Ausleerungen annehmen. So sehen wir Leute in langwierigen Krankheiten ganz abgezehrt, und mit sehr wenigen Säften versehen, ihr Leben einige Jahr erhalten, da die Säfte in einer gehörigen milden Mischung durch das gewisse

wisse Verhältniß des Zuflusses der Säfte mit den Ausleerungen derselben bleiben. Wenn aber der Zufluß gänzlich aufhört, so werden die Ausleerungen auch verhältnißmässig vermindert: und daher kann die Menge der Säfte eben dieselbe bleiben, aber die Beschaffenheit derselben verändert sich, die Fäulniß entsteht und verursacht den Tod, selbst lange vorher, ehe die Flüssigkeiten in ihrer Menge vermindert werden können; wie in dem Fall, den wir betrachten. Dieses führt uns auf die Beantwortung einer andern Schwierigkeit.

Nemlich, wie hat der Puls einige Tage lang, voll, stark, und gleich bleiben können, da der Mann aus Mangel der Nahrung gestorben war? Man würde dieses nicht erklären können, wenn eben so viel Blut und Säfte durch die Aussonderungswege, als im gesunden Zustande, wären ausgeleert worden: denn alsdenn würden die Blutgefässe bald erschöpft worden seyn. Allein die Bemerkungen des Sanktorius *) zeigen, daß der Zufluß der Säfte mit derselben Ausleerung im gesunden Zustande fast gleich ist: wenn dahero viel Säfte wieder zufliessen, so ist die Ausleerung auch gleich; kommen aber wenig davon ins Blut, so werden auch wenig ausgeleert: oder wenn das Gleichgewicht zu sehr aufgehoben ist, so erfolgen Krankheiten. Nur bey Kindern, wo die Nahrung zum Wachsthum viel beyträgt, findet sich eine Ausnahme. Da nun in diesem Falle der neue Zufluß der Säfte gänzlich aufgehört hatte, so wurde auch sehr wenig oder gar nichts ausgeleert. Folglich blieb die Menge der umlaufenden Säfte fast dieselbe, und verursachte den vollen, starken und gleichen Puls: bis die Fäulung des Bluts, am fünften oder sechsten Tage, das Ausbleiben desselben, Neigung zum Brechen, und Schlucken verursachte,

*) Man sehe Dessen aphorismos de medicina statica.

sachte, als welches alles die Wirkungen der Verderbung, Schärfe, Reiz, und ungleicher Vertheilung der Säfte waren, die sich mit dem Tode am siebenten Tage endigten.

Hieraus sieht man, daß in diesem Falle sehr wenig oder gar keine Galle weder in die Därme, noch in das Blut gekommen sey, und daß alle Zufälle, und selbst der Tod, dem Mangel derselben zuzuschreiben sey.

Aus dieser Beobachtung folgen einige praktische Regeln.

1. Man hat die Galle als eine der vornehmsten Triebfeder in der thierischen Oekonomie anzusehen, wodurch die Muskelfasern der Därme in Bewegung gesetzt werden: und wovon alle übrige thierische und Lebensbewegungen in so fern abhängen, daß keine derselben gänzlich vollkommen seyn kann, wo diese verletzt ist, noch einige Tage dauert, wenn sie gänzlich mangelt.

2. Da also der Mangel der Galle die Bewegung der Därme aufhebt, ihr geringerer Zufluß diese vermindert; ihre Schärfe aber oder allzu grosser Ueberfluß Zuckungen verursacht: so scheint die Ursache vieler Krankheiten, die man Nervenkrankheiten nennt, in der Galle zu liegen, und man wird sie glücklicher heilen, wenn man den Ueberfluß oder die Schärfe der Galle vermindert oder verbessert, und die Verstopfung in der Leber zu heben sucht, als durch die nervenstärkende Mittel *).

5. Die Kraft der Laxirmittel hängt von der Mitwirkung der Galle ab. Und daher scheinet die Verschiedenheit der Naturen, bey gleichem Alter, in Absicht auf die Laxirmittel, mehr von der Menge und Beschaffenheit der Galle,

*) Dieser Satz braucht wohl vieler Behutsamkeit, und gilt nicht allgemein in den wahren Nervenkrankheiten, die niemand in Zweifel ziehen kann.

Galle, als von der Grösse des Körpers und der Menge des Bluts und der umlaufenden Säfte abzuhängen.

4. Der Mangel der Galle ist öfters die Ursache einer gänzlichen Abzehrung, wo man wenig daran denket. Hierauf kann man bey der Heilart solcher Krankheiten Acht haben.

5. Man sieht auch hieraus die unmittelbare Ursache von dem Schlaf und Ruhe in gesundem Zustande, nemlich, eine gewisse Menge von frischem Milchsafte in dem Blute. Der Mangel desselben verursacht Schlaflosigkeit. Dieses zeigt auch die Wirkung der Opiate, und die Folgen auf dieselben. Man kann hieraus bestimmen, in wiefern und in welchen Fällen sie wirksam und nützlich seyn mögen, und das Gegentheil.

6. So wie die Nahrung zur Erhaltung der guten Mischung der Säfte nöthig ist; so schädlich ist es, wenn man einige Krankheiten durch Hunger vertreiben will, oder dem Kranken eine gehörige Menge Getränke oder flüssige Nahrung versagt; besonders in Fiebern, wo dadurch eine Fäulniß und Bösartigkeit der Krankheit entsteht.

7. Das Eiter in den Wunden ist eine Wirkung des Milchsafts, und nicht des Bluts oder Blutwassers. Daher siehet man, wie nach Beschaffenheit der Wunde dieses entweder vermehrt, oder vermindert werden könne.

Ich muß noch hier bekennen, daß ich wegen Kürze der Zeit den Magen und die Därme zu öfnen unterlassen habe. Die Beschaffenheit der darinnen enthaltenen Theile, als denen die Galle gänzlich fehlte, würde diese Bemerkung sehr erläutert haben. Doch da seine Speise meistens flüssig war, so, glaube ich, wird die Veränderung nicht groß gewesen seyn.

Es sind noch (Man sehe die 427 Numer, 5te Seite, 1733) einige Schwierigkeiten wegen des Nutzens der Galle zu heben.

Zuerst scheint die Wirkung und der Reiz, welchen die Galle auf die äussere Haut der Därme, welche sie berührte, hinlänglich zu seyn, alle oben *) erzählte Zufälle zu verursachen und zu erklären, so daß alles, was ich dem Mangel des Gallenreizes in der innern Haut der Därme beylegte, vielmehr dem Reiz derselben, welcher auf die äussere Haut der obersten zunächst an der Gallenblase gelegenen Därme wirkt, zuzuschreiben ist: als durch deren völlige Zusammenziehung die Luft aus ihrer Höhle in die untern Därme getrieben worden ist, und die Ausdehnung derselben und des Unterleibes verursacht hat. Und meine Art, die Zufälle zu erklären, scheint nur alsdenn gültig zu seyn, wenn alle Galle aus dem Körper gelassen wäre, so daß weder die äussere noch innere Seite der Därme hätte können gereizt werden. Dieser Einwurf gründet sich bloß darauf, daß man annimmt, der Reiz der äussern Darmhaut könne eine Zusammenziehung verursachen, welche die Abwesenheit des innern Reizes ersetzte, und daß dadurch die ganze Darmröhre könne ausgedehnt werden. Hiervon will ich das Gegentheil beweisen.

Vorher muß ich bemerken, 1. daß alle Nerven nur in ihren Enden empfinden oder die Bewegung verursachen: 2) daß die Seiten der Nerven nach ihrer ganzen Länge ganz unempfindlich sind, und weder zur Empfindung, noch Bewegung dienen.

Denn, was die Empfindung betrifft, so sieht man, daß das Mark der Nerven an ihren Enden von ihren Häuten, als Fortsetzungen von der dickern und dünnern Hirnhaut, umzogen ist, sich in ein kleines pyramidenförmiges Wärzgen in der Oberfläche der Haut endiget und mit dem Ober-

*) Man sehe oben 195 Seite.

Oberhäutgen bedeckt ist: und daselbst wirken sie in dem Gefühl, Geschmack und Geruch Die weichen blossen Aeste des Sehenervens, welche die Markhaut des Auges ausmachen, und der weiche Theil des Gehörnervens, als die unmittelbaren Werkzeuge des Gesichts und Gehörs beweisen dasselbige.

Gleichergestalt gehen die Enden der Nerven mit ihren Bedeckungen in die Muskeln, und in jede Faser derselben: und daselbst tragen sie das Ihrige zur Bewegung bey.

Aber die Seiten der Nerven sind ganz unempfindlich, weil ihr Mark und der Nervensaft, als die unmittelbaren Werkzeuge der Empfindung, allhier mit der dicken und dünnen Haut bedeckt sind: deren erstere die stärkste, dichteste, und ganz undurchdringliche Haut des ganzen Körpers ist, welche das zarte Mark der Nerven beschützt, und den Nervensaft unverletzt und unzerstreut bis an ihre Enden, als die Werkzeuge der Empfindung und Bewegung, bringt.

Ferner beweiset die Erfahrung die Unempfindlichkeit der Seiten eines irgendwo sichtbaren grossen Nervenastes, welche öfters in einer Wunde und Geschwür bloß liegen: man kann sie mit der Sonde berühren, ohne daß es der Kranke fühlet: und dergleichen Wunden verursachen keine Schmerzen mehr, als die, wo die Nerven bedeckt sind, es wäre denn, daß die dicke und dünne Haut derselben verletzt oder zerbeizt würden. Alsdenn fühlt das blosse Mark starke Schmerzen, und es folgen traurige Zufälle, die man nicht anders lindern kann, als wenn man den Nerven ganz durchschneidet, so daß sich die Enden in das Fleisch zurückziehen können, und das Mark bedeckt wird.

Aus dem Bau der Därme, der allgemein bekannt ist, sieht man auch, daß die Galle, welche auf die äussere Haut der Därme wirkte, die innere Seite derselben

nicht reizte. Denn da die Nerven der äussern Haut, die aus dem Bauchfell von dem Rücken entspringen, mit den eignen Nerven der Därme, als Aesten von dem achten Nervenpaar, keine Gemeinschaft haben; so kann der Reiz, der nur auf die äussere Haut wirket, keine Empfindung oder Gefühl in den Därmen selbst erregen. Ferner können durch den äussern Reiz die eignen Darmnerven nicht gereizt werden, weil sie sich entweder in der innern Darmhaut, oder in den Muskelfasern der Därme endigen; und die Galle, welche durch die beyden äussern Häute dringen müßte, doch nur die Seiten der Nerven berühret, und auch bey der Durchsäugung durch die Häute alle ihre reizende Theilgen verloren hat. Wenn endlich die auf der äussern Seite der Därme verschüttete Galle eine Zusammenziehung in irgend einem Theile der Därme hätte erregen können: so hätte diese Wirkung in der ganzen Darmröhre, deren Oberfläche die Galle bedeckte, erfolgen, und diese aufs allerengste zusammengezogen werden müssen: da man sie hingegen äusserst ausgedehnt fand.

Die zweyte Schwierigkeit ist, wie ein frischer Zufluß vom Milchsaft die Ursache des Schlafs seyn könne. Man sagt nemlich, da man gleich nach einer starken Mahlzeit zum Schlaf noch eher geneigt ist, als der Milchsaft in das Blut gekommen: so kann nicht der Milchsaft, sondern eine andere Ursache, wenigstens zu der Zeit, den Schlaf erregen. Diese soll in dem Druck des vollen Magens auf die niedersteigende grosse Schlagader liegen, als wodurch das Blut in seinem Lauf nach den untern Theilen verhindert, und in grösserer Menge nach den obern Theilen und dem Hirne getrieben wird, wodurch die Absonderung der Lebensgeister verhindert und der Schlaf verursacht werde.

Allein, wenn dieses die wahre Ursache des Schlafs nach dem Essen wäre: so müßte das kleine Hirn denselben Druck

erfahren, und daher die Verdauung, die wurmförmige Bewegung der Därme, das Athemholen, der Umlauf des Bluts unterbrochen werden: da doch alle diese im Schlaf viel ordentlicher und stärker von Statten gehen, als wenn man wachet.

Schwelgerey, Trunkenheit, Blähungen, die den Magen beschweren, und daher, nach dieser Meynung, den ruhigsten Schlaf erwecken sollten, verursachen im Gegentheil Unruhe und einen unterbrochenen kurzen Schlaf; wenn es gar zu weit gehet, so folget die Schlafsucht, als eine Krankheit, die sich oft mit dem Tode endiget.

Auch der Alp, der gewiß von einer Ausdehnung des Magens herkömmt, wenn man auf dem Rücken im Bette liegt, würde einen ruhigen Schlaf erregen müssen: und doch beunruhiget nichts mehr, als dieser. Indem die Schlafenden zuerst mit erweckenden Träumen, dann mit einer Engbrüstigkeit beschwert werden, und endlich mit Schrecken und Herzklopfen aufwachen.

Folglich wird dieser Einwurf bald vernichtet, wenn wir betrachten, wie es sich selten, und niemals bey gesunden mässigen Leuten, sondern nur bey Schwelgern, fetten, kurzhälsigen und solchen Leuten zutrage, die dem Schlagfluß oder der Lähmung der Glieder unterworfen sind, und in heissen Ländern leben. Bey Schwelgern und fetten Leuten sind die Milchgefässe niemals leer; in diesen kömmt also der neue Milchsaft in wenig Minuten ins Blut. Bey denen, die einen zu kurzen Hals haben, ist der Trieb des Bluts nach dem Hirn um so viel stärker, als der Raum zwischen dem Herzen und Hirn kleiner ist. Da aber ein schneller Umlauf des Bluts alle Absonderungen hemmt und unterbricht, so folgt, daß in diesen Leuten sehr wenig Lebensgeister abgesondert werden: und daher sind sie zu Schlagflüssen, Lähmungen, Schlafsucht Trägheit, Unthätigkeit, besonders nach dem Essen, geneigt,

neigt, wenn der neue Milchsaft die wenigen übrigen Lebensgeister gleichsam eingesaugt hat; als welche wieder im Schlaf müssen ersetzt werden. In heissen Gegenden aber sind die Leute wegen Zerstreuung der Lebensgeister durch die Hitze laß und unthätig: folglich zieht auch in diesen der neue Milchsaft die Lebensgeister in sich, und verursacht, daß sie nach dem Essen schlafen.

Geistige Tränke erregen Schläfrigkeit, und wenn sie zu stark getrunken werden, auf einige Zeit Schlafsucht. Doch kann diese nicht durch den Druck auf die niedersteigende grosse Schlagader entstehen, weil niemals so viel kann getrunken werden, daß der Magen ausgedehnt würde; sondern auf eine andere hernach zu erklärende Art.

Hingegen ist die allgemeine Ursache des Schlafs ein Mangel an Lebensgeistern, die thierischen Verrichtungen zu vollbringen. Was nun die Wiedererseßung derselben und ihre Absonderung hindert, dieselben, wenn sie da sind, einsaugt, oder in der Bewegung hemmt, was sie ausdunsten läßt, alles dieses verursacht in einem gesunden Menschen Trägheit, Schläfrigkeit, ja den Schlaf selbst, je nachdem wenig oder mehr Lebensgeister übrig geblieben sind.

Alle entfernte Ursachen des Schlafs vereinigen sich in dieser nächsten Ursache der Verminderung des Nervensafts. Die entfernten Ursachen sind Bewegung des Körpers, allzu häufiges Essen, Trunkenheit und alle schlafmachende Arzeneyen, worunter der Mohnsaft die wirksamste ist.

1. Durch die Bewegung des Körpers werden alle flüssige Theile, und besonders die Lebersgeister, vermindert. Das Ueberbliebene ist zu den natürlichen und Lebensverrichtungen nicht hinlänglich, und kann weder die willkührlichen Bewegungen verrichten, noch die Empfindung und Gemüthsbewegungen unterhalten.

Bey dieser Zerstreuung der Säfte und Lebensgeister, wodurch bey einem Gesunden der Schlaf verursacht wird, wirken doch die natürlichen und Lebensbewegungen ordentlich fort, weil das Blut und die überbliebenen Lebensgeister durch eine fremde Kraft in Thätigkeit erhalten werden. In den Därmen wirkt das Gewicht und andere Eigenschaften der mit Luft und Galle vermischten Speisen, und erregen die wurmförmige Bewegung. Der hierdurch in das Blut getriebene Milchsaft kehrt mit dem Blute ins Herz, dessen Schnellkraft nun wirkt, das Blut mit dem Milchsaft in die Schlagadern treibt, und durch den ganzen Körper bewegt. Die Luft wird vermöge ihrer Schnellkraft und den Druck der ganzen Athmosphäre in die Lungen getrieben, erweitert sie, und diese treiben, vermöge ihrer und der Brust Bau, die Luft wieder zurück. Folglich wird das Blut und die Lebensgeister zur Zeit des Schlafs eben so ordentlich und häufig zu diesen Theilen, ja noch ordentlicher, geleitet, als im Wachen, weil unsere Werkzeuge der Sinne ruhen, und weder durch die Empfindungen noch durch die willkührlichen Bewegungen die Lebensgeister verschwendet werden.

Es ist bekannt, daß der Trieb eines thierischen Saftes nach irgend einem Theile des Körpers, er sey natürlich, oder durch Krankheit oder Kunst erweckt worden, allezeit eine merkliche verhältnißmässige Verminderung der Absonderung und des Zuflusses zu andern Theilen verursacht. So bald sich daher ein Mangel der Lebensgeister nach der Arbeit, oder eine andere Ursache zeigt, so spürt man diesen zuerst in den Werkzeugen der Sinnen, den willkührlich sich bewegenden Muskeln und Gemüthswirkungen: weil diese durch keine äussere Triebfeder, sondern durch den Nervensaft getrieben werden. Alsdenn ruht das Gemüth, wir entziehn uns den äussern Gegenständen, die Lebensgeister gehen nach den natürlichen und Lebenswerkzeugen, und die Werkzeuge der Empfindung und

der

der natürlichen Bewegung werden gänzlich von ihnen entblößt. Dieses ist der Zustand des Schlafs. Er dauert so lange, bis die Lebensgeister hinlänglich ersetzt, und in den verlassenen Theilen wieder bewegt werden.

2. Die Unthätigkeit, ja der Schlaf selbst nach einer zu starken Mahlzeit, kömmt bey einigen daher, wie oben gezeigt worden, daß die Milchgefässe nie leer sind, und der Milchsaft fast augenblicklich, oder so bald als die wurmförmige Bewegung vermehrt worden, wrlches während der Mahlzeit, oder kurz darauf geschieht, schon ins Blut getrieben worden ist. Durch die Vermischung desselben, als eines viel dickern Saftes mit dem Blute, muß die ganze Masse dicker als zuvor, und die flüssigsten Theile eingesaugt werden. Die Lebensgeister werden folglich, als die reinsten und feinsten flüssigen Theile des Bluts, mit dem rohen Milchsaft vermischt, von ihm eingesaugt, und dadurch vermindert.

3. Die abgezogenen oder gegohrnen starken Getränke vermindern alle Absonderungen und Ausleerungen. Man braucht sie daher im Durchlauf, und allzu häufigen Schweissen. Ich weis, daß durch unfürsichtig getrunkenen Franzbrantewein der Schweiß, den man durch schweißtreibende Mittel erregt hatte, unterdrückt wurde. Bey denen, welche dergleichen Tränke, gewöhnlich trinken, wird die Absonderung der Galle und die unmerkliche Ausdünstung sehr vermindert: und daher bekommen sie zuletzt die Gelb- und Wassersucht.

Die geistigen Tränke, besonders Brantewein, vereinigen sich, wenn man sie mit frischem aus einer Ader gelassenen Blute vermischt, mit dem rothen Theile desselben so sehr, daß sich kein Blutwasser in einigen Stunden, auch wohl gar nicht absondert. Dieser leichte Versuch zeigt, wie dadurch die Absonderungen im Körper verhindert werden. Daher entsteht in den Trinkern die Un-

reinigkeit des Bluts aus den gehemmten Absonderungen, und auch der Mangel der Lebenssäfte, als die Ursache des Schlafes: da dasjenige, was das Wasser im Blute hemmt, auch wahrscheinlich den Nervensaft, als die feinste Flüssigkeit, binden muß.

4. Die schlafbringenden Mittel und der Mohnsaft kommen mit den starken Tränken in Absicht ihrer Wirkung fast überein. Der Mohnsaft vermindert oder unterdrückt alle Absonderungen und Ausleerungen. Man braucht ihn daher in Bauchflüssen, Reissen in Gliedern, und Flußkrankheiten. Man hat ihn für ein schweißtreibendes Mittel angesehen: allein dieses ist er nur dann, wenn er mit Gewürzen oder Salzen verbunden wird, als in den Theriaken und den beruhigenden Pillen, die von Mathäi oder Stark *) ihren Namen haben, wenn man dabey warmen Molken, oder dergleichen trinkt, und Hirschhorngeist dazu thut. Dieses beweiset, daß diese flüchtigen Salze den Mohnsaft verbessern, weil sie das Blut auflösen, und daher die wässerigen Absonderungen befördern: welche der Mohnsaft allein unterbricht und hemmt.

In heissen Gegenden, wo man den Mohnsaft in grosser Menge nimmt, thut er fast dieselben Wirkungen, die wir hier von den starken Getränken erfahren: Nemlich, wenig davon macht lustig, mehr erregt einige Trunkenheit, oder eine kurze Tollheit; wird der Gebrauch desselben noch vermehrt, so erfolgt der Schlaf, und allzuviel tödtet.

Man kann daher mit Recht aus der Aehnlichkeit der Wirkung auch auf die Gleichheit der Ursachen schlüssen: das ist, wiewohl der Mohnsaft und die starken Getränke in ihren

*) Man sehe das neuverbesserte Dispensatorium, II. Theil, 773 Seite; auch den 1sten Theil dieser Abhandlungen 100 Seite.

ihren äussern Eigenschaften sehr verschieden sind; so ist doch eine verborgene Aehnlichkeit zwischen ihren Haupteigenschaften, welche sie in ähnlichen Wirkungen beweisen.

Aus eben diesem Grunde geschieht es auch, daß, wo das Blut völlig rein ist, und wo alle Absonderungen und Ausleerungen geschehen sind, die Opiate keine Wirkung thun. So geschieht es, wenn man lange fastet, da denn die ganze Masse des Bluts nur noch fähig ist, die Lebensgeister abzusondern, und keine unreine Theile bey sich führt, welche die Lebensgeister hemmen könnten, auch kein neuer Milchsaft dieses zu thun da ist.

Eine andere Ursache von der Unwirksamkeit der Opiate beym Fasten ist die Ruhe der Därme, weil der Reiz von den Speisen, und in diesem oben erzählten Falle, der Reiz der Galle fehlt. Folglich werden nach diesen Theilen wenig oder gar keine Lebensgeister gebracht, und die Werkzeuge der Sinne und willkührlichen Bewegungen sind im Ueberfluß damit versehen: selbst der Umlauf des Bluts und das Athemholen geschieht schwächer, weil das Blut und die Flüssigkeiten nicht mehr zufliessen. Folglich ist der Zufluß der Lebensgeister nach den Werkzeugen der Sinnen um so viel gröſſer: und es ist nicht möglich, daß der Mohnsaft ihre Absonderung unterbricht, es sey denn, daß neuer Milchsaft zufliesse.

Daher sind diejenigen, welche einen merklichen Fehler in ihren natürlichen und Lebensverrichtungen, wegen Verstopfung eines Eingeweides, haben, allemal sehr wachsam, und können wenig schlafen, und die schlafbringenden Mittel wirken sehr schwach, oder gar nicht: im Gegentheil verhindern sie die Absonderungen und vermehren die Verstopfung.

Da also der Mohnsaft die Absonderung der Lebensgeister verhindert, so muß er auch zu dieser Zeit die Empfindung aufheben und den Schmerz lindern.

XLIX.

1. Von einer 68jährigen Frau, die zwey von ihren Enkeln säugte, durch Thomas Stock.

Aus der 453 Numer, 140 Seite 1739.

Geschrieben den 8 Jenner, 1733.

Man berichtete mich von einer Frau, die fast 70 Jahr alt seyn sollte, und einem von ihrem Enkeln Milch aus ihren Brüsten gab. Als ich sie sahe, fand ich ihre Brüste voll, und ohne Runzeln, ob sie gleich im Gesichte sehr mager, ihre Backen sehr eingefallen, ihre Augen roth und triefend waren. Kurz, sie hatte alle andere äusserliche Zeichen einer Frau, die ein beschwerliches Leben geführt, und nahe an 70 Jahr war. Wenn sie an ihre rechte Brust drückte, so flossen gleich einige Tropfen Milch aus drey von denen Milchröhren, die sich in der Brustwarze endigen. Ich ließ diesen Versuch noch einmal wiederholen, nachdem ich zuvor die Brust sorgfältig abgetrocknet hatte, und wurde durch derselben Erfolg von der Wahrheit dieser Sache überzeugt.

Sie berichtete mich selbst von folgenden Umständen. Sie war im vergangenen Oktober 68 Jahr alt gewesen, und hatte seit zwanzig Jahren kein Kind geboren. Vor vier Jahren nahm sie einen Enkel, welches ihre Tochter wegen einer Reise von der Brust absetzen mußte, in ihre Besorgung, und, da das Kind unruhig war, so gab sie ihm, um es zu beruhigen, ihre eigene Brust, ohne daran zu denken, ihm Milch zu geben. Als sie dieses einigemal wiederholte, so merkte ihr Sohn, der schon mannbar war, daß das kleine Kind etwas aus der Brust saugte und herunter schluckte. Er drückte darauf an die Brust, und es floß Milch aus derselben, da sie doch seit achtzehn

Jahren kein Kind gestillt hatte. Die gute Frau säugte darauf ihr Enkelkind im Ernste fort.

Als des Kindes Mutter nach einiger Zeit wieder kam, und sich mit so einer zärtlichen Amme versehen fand, bat sie ihre Mutter, daß sie das kleine Kind ferner stillen möchte, weil sie nicht wußte, wie sie es ernähren sollte. Nach zwey Jahren gebar die Tochter noch ein Kind. Darauf gewehnte die Großmutter das erste Kind ab, und säugte das andere. Dieses hat sie zwey Jahr lang gethan, und fährt auch noch fort. Das Kind saugte in meiner Gegenwart mit so viel Begierde und Freude an der Brust ihrer Großmutter, als ich je von einem zweyjährigen Kinde gesehen habe. Die beyden Mädgen, welche diese alte Frau gesäugt hat, waren vollkommen gesund und munter.

Vor zwey Jahren hatte diese alte Frau so einen Ueberfluß an Milch, daß sie, um andere davon zu überzeugen, die Milch oft eine Elle weit von sich spritzte. Jetzt ist ihre linke Brust ausgetrocknet, und in der rechten ist nicht mehr viel, doch gute Milch da *).

2. Von

*) In den Abhandlungen der Schwedischen Akademie beschreibt Herr Arwid Faxe zwey ähnliche Fälle. Eine acht und vierzigjährige Frau hatte, seit zehn Jahren nicht mehr gestillt, als ihre Nachbarin starb, und ein Kind von zwey Tagen hinterließ. Diesem reichte sie ihre Brust, und nährte es mit anderer lauen Milch. Nach sechs Tagen schwollen ihre Brüste an, sie bekam ein Milchfieber, und darauf floß die Milch, als wenn sie vor kurzem geboren hätte. Sie nährte das Kind zwey und ein halbes Jahr. Sie hatte Schmerzen in der Brust, wenn sie das Kind einen halben Tag nicht stillte: so lange aber die Milch floß, fehlte die monatliche Reinigung, ihre Gesundheit wurde sehr geschwächt, und sie bekam öfters die Gicht. Eine andere sechzigjährige Frau, dessen jüngstes

2. Von einem Manne, der ein Kind gesäugt, durch Herrn Robert, Bischoff zu Corke.

Aus der 461 Numer, 813 Seite.

Im August, 1741.

Ich traf diesen alten siebenzigjährigen Mann zu Inishanan, ohngefähr 10 Meilen von Corke, an. Er war ein geborner Franzos, ein Gärtner seiner Handthierung, und stets fleissig gewesen, bis er Alters wegen alle seine Kräfte verloren hatte. Dieser Mann zeigte mir seine Brüste, mit denen er einst sein eignes Kind gesäugt hatte. Denn da seine Frau, als das Kind zwey Monat alt war, verstorben, und das Kind, so er bey sich im Bette hatte, sehr weinte, so legte er es an seine Brust, in der Absicht, es zu beruhigen: allein er fand, daß das Kind nach und nach Milch heraussaugte, und versicherte mich, er habe hernach Milch genung gehabt, das Kind zu erziehen. Seine Brüste waren für eine Mannsperson sehr groß, und die Brustwarze war so groß, ja noch grösser, als bey einer Frau.

L.

1. Von der Pest zu Konstantinopel, durch Emanuel Timone.

Aus der 364 Numer, 14 Seite.

Es ist sowohl aus der Geschichte, als der täglichen Erfahrung bekannt, daß die Pest aus Egypten nach Konstantinopel

stes Kind dreyssig Jahr alt war, stillte ihren Enkel von sechs Monaten, dessen Mutter gestorben war.

stantinopel gekommen sey. In dieser Stadt aber wütet ste fast beständig, und wiewohl fast niemals die Ueberbleibsel von der alten Pest fehlen, so wird sie doch auch von neuem aus andern Orten hingebracht. Durch die grosse Winterkälte wird sie ziemlich gedämpft: doch zeigen sich im Winter und Frühling einige Spuren derselben, im Sommer nimmt sie zu, und zur Herbstzeit wütet sie am ärgsten. Die kühlen Winde aus Norden im Sommer widerstehen der Ausbreitung des pestilentialischen Giftes nicht. Wenn aber warme Südwinde beständig wehen so unterdrücken sie die Pest im Sommer. Die Zufälle der Pest zu Konstantinopel kommen mit denen überein, die in der zu Nimwegen in den Jahren 1636 und 1637 wütenden Pest von Jsbr. Diemerbröck beschrieben sind. Sie fällt, sagt Diemerbröck im 4ten Kapitel, die Menschen an; doch trägt es sich zu, daß ein und das andere Thier daran stirbt. Der Pöbel, sowohl Türken, als Christen und Juden, glaubt, die Pest sey von Gott zur Strafe gesandt: daher hütet er sich nicht für die Ansteckung derselben. Klügere Leute aber, besonders Christen, hüten sich dafür.

Ausser den Zufällen, die Diemerbröck im 7ten Kapitel beschreibt, zeigen sich auch Müdigkeit in den Gliedern, die von den Geschwüren herkömmt, Schauern und zuweilen drauf folgende Hitze, Eckel ohne Brechen, Schwindel, und gleich im Anfange der Krankheit Zittern der Hände. Kein einziges von den Zufällen der Pest ist beständig, nicht einmal die drey, derselben eigene Zeichen, ich meyne, die Pestbeulen, Karbunkel und Blasen: das Fieber fehlt öfters. Daher kann man zwar, wenn die deutlichen Kennzeichen der Pest da seyn, gewiß wissen, die Krankheit sey die Pest: nicht aber aus dem Mangel der Zufälle auf die Abwesenheit der Pest schlüssen. Denn viele, so von der Pest befallen werden, spüren, ausser einem geringen Starren der Glieder, viele

Tage lang keines von den eigentlichen Pestzeichen: hernach aber brechen sie auf einmal aus. Viele empfinden, nachdem sie angesteckt worden, nur einige Müdigkeit, und gehen darauf wieder munter zu ihren Geschäften. Den dritten oder vierten Tag fallen sie plötzlich hin, und sterben auf den Gassen. Nach dem Tode finden sich erst die schwarzen Flecken, als ein Beweis, daß dergleichen Leute nicht am Schlagfluß gestorben sind; dieses bestätigt auch sowohl die vorhergegangene Ansteckung, als die Verbreitung der Pest. Viele gehen stets umher ohne einige merkliche Verletzung, wenn auch die Pestbeulen ausbrechen, und werden gesund. Die meisten aber haben Fieber, und sind sehr krank. Brechen und Bauchfluß mit plötzlicher Abnahme der Kräfte und Fieber zeigen die Pest an; noch mehr, wenn das Fieber fehlt. Man darf nicht aus verdächtigen Zeichen, wenn zugleich in den gemeinen Ausleerungswerkzeugen ein Schmerz ist, gewiß sagen, die Krankheit sey die Pest.

Eine rothe Blase, die halb so groß, als eine Erbse, und an der Spitze eitervoll ist, zeigt von der Bösartigkeit der Krankheit: denn in kurzer Zeit wächst daraus ein blaubleicher Karbunkel. Diese brechen in allen Theilen des Körpers aus, so daß nicht einmal die Lippen, Zunge, Augapfel, noch die Eichel an der männlichen Ruthe davon frey sind. Die Pestbeulen aber entstehen nur in den Ausleerungsörtern. Kleine harte Drüsen um den Hals sind bösartig. Ausgefahrne Blattern sind stets tödtlich. Gehen die Pestbeulen geschwind in die Eiterung über, so kann man die Heilung der Krankheit hoffen. Es schadet nichts, wenn man sie auch etwas zu zeitig öfnet. Viele, welche durch das Aufgehen der Pestbeulen geheilt worden sind, haben in folgenden Jahren, wenn sie an solche Oerter, wo die Pest war, kamen, an den Theilen des Körpers, wo die Pestbeulen gewesen waren, einen stumpfen Schmerz gefühlt. Wenn jemand, der nach dieser

Krank-

Krankheit anfängt gesund zu werden, vor dem vierzigsten Tage einen grossen Fehler in der Diät macht, der stirbt an einer von neuem ausgebrochenen Pestbeule. Sehr selten wird einer, der von der Pest völlig geheilt ist, von ihr noch in eben diesem Jahre überfallen. Unter acht Personen bekommen gemeiniglich sieben die Pest, und einer bleibt davon befreyet. Jemand, der einige Monat lang in einem angesteckten Hause gesund wohnte, wurde doch endlich von derselben angefallen. Die Alten werden sehr schwer, die Knaben sehr leicht an derselben krank. Die Armenier sind unter allen Völkern am wenigsten mit derselben beschwert. Sie essen sehr wenig Fleisch, sondern bedienen sich Zwiebeln, Knoblauch und Wein. Schweinefleisch ist in der Pest ein schnellwirkendes Gift. Nichts macht die Körper mehr zu dieser Krankheit geneigt, als Gemüthsbewegungen, besonders tiefes Trauren und unvermutheter Schrecken. Die, so an der Venusseuche krank liegen, werden weder weniger, noch mehr von dieser Krankheit angesteckt, doch arten die Pestbeulen bey ihnen leichter in Fistelgeschwüre aus. Die Reinlichkeit schützet wider dieselbe. Diejenigen, welche üble Säfte haben, an der Gelbsucht krank liegen, oder an andern langwierigen Krankheiten leiden, bleiben doch öfters entweder von der Pest frey, oder werden geheilt. Hingegen sterben sehr viele gesunde und starke Leute.

Das Räuchern mit Wacholderbeeren, Pech und Schwefel ist von grossem Nutzen, wenn man Tag und Nacht damit fortfährt, so daß das ganze Haus davon durchdrungen wird. Auch ist der Geruch von Essig nützlich; das beste Mittel ist, wenn man Agtsteinöl vor die Nasenlöcher hält. Der mässige Gebrauch des Weins, ein fröhliches Gemüth und gute Diät, sind wichtige Hülfsmittel, sich für die Pest zu schützen. Aderlassen, beson-

ders

ders wenn es spät geschieht, ist zu verwerfen: man kann das aus der Ader gelassene Blut sehr vielmal gar nicht stillen: auch ist das Blut nach dem Schröpfen viele Stunden lang bis zum Tode des Menschen geflossen. Geringe Brechmittel helfen nichts, heftige aber schaden sehr. Laxirmittel tödten gleich. Die einzige Hofnung setzt man in den Schweis und schweistreibende Mittel. Gemeiniglich bedient man sich in dieser Stadt des Venetianischen Theriaks. Der Bezoarstein ist ganz unwirksam. Die Juden brauchen saure Mittel. Die Armenianer und Griechen Wein und Weingeist. Die Christen enthalten sich viele Tage des Fleisches und der Fleischbrühen. Auch die Türken verachten diese Diät nicht. Viele, denen eine grosse Beule, die aber nicht blaubleich war, ausbrach, sind, wenn sie sich des Fleisches enthielten, eine Woche lang gesund umhergegangen: da sie aber hernach Fleisch zu sich nahmen, starben sie sehr bald. Der Mohnsaft und alle Opiate sind als Vorbeugungsmittel, öfters auch als Heilungsmittel gut. Vornehme Türken halten für die beste Arzeney Naphthaöl, oder weißliches Bergöl, das man zu zwey Quentgen in einem beliebigen Wasser nimmt. Dieses kommt mit dem Kampher, der von unsern Aerzten so gelobt wird, überein. Man sagt, daß viele durch ein bis zur Ohnmacht fortgesetztes Aderlassen am ersten Tage der Krankheit, und darauf getrunkenen sehr scharfen Essig, worinnen Drachenblut und Armenischer Bolus, jedes zu einem Quentgen, aufgelöst worden, geheilt sind. Ich überlasse andern den Gebrauch des Aderlassens zu untersuchen: aber es ist gewiß ein sehr vortreffliches Mittel. Es ist sehr nützlich, daß man sowohl auf der Brust, als auf dem Rücken, die Theile, die in der Gegend des Herzens liegen, mit gestossenem Knoblauch einige Stunden lang reibt, so, daß die Theile roth werden. Auch ist es gut, wenn man zerschnittene Nieswurz (*radix hellebori*) in das Fleisch bey den Ausleerungsörtern quer über einsteckt.

steckt. Man hat erfahren, daß es sehr dienlich sey, wenn man junge Hüner oder Tauben, entweder lebendig, oder in der Mitte zerschnitten, auf die Pestbeulen oder Karbunkel, oder auch auf die Herzgegend legt, und alle halbe Stunden wiederholt. Die Heilart des **Diemerbröcks** ist in allen Stücken gut. Er hat von der Pest sehr wohl geschrieben, nur holt er die Ursache derselben zu weit her. Auch ist der **Barberre** nicht zu verachten.

Im Jahr 1712 nahm die Pest zu Byzant im Monat May überhand. Zu Ende des Julius wütete sie am ärgsten. Ich habe bemerken lassen, daß täglich mehr als neunzig Menschen starben. Die kühlen Ostwinde wehten sehr stark. Hernach entstand ein heftiger Südwind. Die erste Woche, nachdem dieser geweht hatte, starben des Tages nur vierzig, in der andern Woche täglich ohngefähr dreyssig: in der dritten nur zwanzig; und so viel sterben in dieser Stadt zu dieser Jahrszeit täglich, wenn keine gemeine Krankheit wütet. So hörte also dieses Jahr die Pest auch im Herbst auf; gemeiniglich aller pflegt sie diese Jahrszeit am meisten zu wüten, und mitten im Sommer, oder zu Ende desselben anzufangen. Doch ist auch sonst schon bemerkt worden, daß die Pest im Frühling angefangen, und im Herbst aufgehört habe.

In Aegypten hört die Pest, wenn sie auch noch so sehr wütet, allezeit nach der Zeit des Sonnenstillestehens im Sommer auf. Die Ursache hiervon ist merkwürdig. Diese jählinge Veränderung der Pest geht bis nach Smyrna und der Insel Chius, ja selbst bis an die Engen des Hellesponts. Die kühlen Morgenwinde, welche dem Lauf der Sonne folgen, bringen eine Luft mit sich, die nicht nur unrein und naß, sondern auch mit Salpetertheilgen sehr angefüllt ist. Ich habe dieses vermittelst eines Kleides, das aus Ziegenhaar gemacht ist, erfahren. Dieses Kleid

ist eine Art eines Wassermessers (*Hygrometri*). Denn wo es durch den Schweis der Hände oder des Halses vorher ist naß geworden, daselbst entsteht, wenn es auch erst nach langer Zeit wieder gebraucht wird, früh morgens, wenn die kühlen Winde wehen, wieder eine solche Nässe, daß der Fleck ganz schwarz wird. Nach drey Stunden wird es wieder trocken, und der Fleck vergeht. Hier ist noch zu merken, daß wenn das Kleid vom reinen Wasser naß geworden, und hernach trocken wird; so entsteht kein Fleck, als wenn es durch den Schweis ist naß geworden: hernach entsteht auch kein Fleck durch den blossen Regen. Daher schlüsse ich, daß durch die kühlen Winde mit der Luft aus dem Euxinischen Meere ausser den Wassertheilgen auch Salpetertheile in diese Länder kommen. Diese Salpetertheilgen werden von den ähnlichen salzigen Theilgen, die dem Kleide durch den Schweis sind mitgetheilt worden, angezogen und vereint, und nach der Vereinigung machen sie den Fleck. Die mit diesen Theilgen erfüllte Luft verbreitet die ansteckende Pest. Die Aegyptische Luft aber, welche vermittelst des Südwindes hieher kömmt, und ohne solche salzige Theilgen ist, widerstehet der Ausbreitung der Pest. Ueberdies dünsten auch die Körper bey dem Südwind mehr aus.

Die Pest verursacht weder unmittelbar daß das Blut gerinnt, noch daß es aufgelöst wird; beydes aber kann nach einiger Zeit geschehen, je nachdem die Blutmasse in verschiedenen Körpern verschieden ist. Die Pest greift fürs erste und unmittelbar die Lebensgeister an, und verletzt darnach die flüssigen und festen Theile, nach der verschiedenen Beschaffenheit derselben. Daher entstehen die verschiedenen Zufälle in der Pest, die sich öfters ganz entgegen sind, und nicht durch ein einziges Arzneymittel können gedämpft werden, sondern das Urtheil und die Auswahl eines klugen Arzts verlangen. Ueberhaupt aber ist

zu

zu bemerken, daß man recht bald kräftig wirkende Arzeneyen in grossen Dosen gebe: daß man gleich anfangs balsamische, öhlige und die Lebensgeister stärkende Mittel brauche, und alle Ausleerungen, den Schweis ausgenommen, gemieden werden. Daher muß man dieselben nicht durch die Kunst erregen, und die von selbst entstandenen unterbrechen. Wenn die Lebensgeister zu heftig bewegt werden, welches man durch das Wachen erkennt, müssen sie durch Opiate gestillt werden: bewegen sie sich aber sehr langsam, wie man aus der Schlafsucht der Kranken sieht, so muß man sie durch Kamphermittel und flüchtige Arzeneyen erregen. Endlich dienen saure und erdige anhaltende Mittel dazu, daß die Dichtigkeit des Bluts erhalten, und das Gift aus dem Körper getrieben werde.

2. Versuche, die mit der Galle einiger an der Pest zu Marseilles und andern Krankheiten verstorbenen gemacht worden sind, durch Dr. Deidier.

Aus der 373 Numer, 105 Seite.

Allezeit war die Galle, so aus der Gallenblase, der an der Pest verstorbenen, genommen wurde, schwarz und grünlich. Nach der Vermischung mit Vitriolgeist wurde sie grasgrün, und allemal gelb, wenn wir zerflossenes Weinsteinsalz (*oleum tartari per deliquium*) damit vermischten. Diese beyden Farben, grün und gelb, sind ganze Monate lang zu sehen gewesen. Wenn man Salpetergeist zu derselben Galle goß, so wurde sie so schwarz, wie Dinte.

Als man Galle von den an der Pest gestorbenen Leuten in die Wunden einiger Hunde goß: so wurden diese traurig, schläfrig, und hatten keine Begierde zum Essen.

Sie starben darauf in drey oder vier Tagen mit den wesentlichen Kennzeichen der wahren Pest, die sich durch Pestbeulen, Karbunkel, und den Brand der Eingeweide eben so, wie bey den Leichnamen, aus denen die Galle genommen war, zeigten.

Ein Quentgen von dieser Galle, das mit zwey Unzen Brunnenwasser vermischt war, machte dies lauwarm. Als man eben so viel von derselben in die zurückführende Kehlader einiger Hunde spritzte, so wurden sie gleich schläfrig, und starben in vier Stunden. Innerlich fand man den Brand, das Herz mit dickem schwarzen Blute erfüllt, die Leber angeschwollen, und die Gallenblase voll von grüner Galle.

Da ein Quentchen solche Galle in die zurückführende Schenkelader einiger Hunde gelassen wurde, so verursachte es bey ihnen in Zeit von einer Stunde Trägheit; sie hatten nicht das geringste Verlangen weder zu essen, noch zu trinken. Sie harnten sehr oft, besonders wenn sie sich bewegten. Den dritten Tag entstanden grosse Geschwülste unter den Achseln und an ihren Schienbeinen, drey Zoll unter der Wunde. Die Wunde wurde schwarz, und die Thiere starben den vierten Tag mit allen Merkmalen der Pest. Dieser Versuch wurde mit eben demselben Erfolg zu einer andern Zeit wiederholt.

Ein Hund, der den Wundärzten, wenn sie die Kranken verbanden, nachfolgte, verschluckte die verfaulten Drüsen und das Eiter der Wunden sehr begierig; er leckte das auf dem Boden des Krankenhauses verschüttete Blut auf, und dieses that er vor ohngefähr drey Monaten, und war immer munter, frisch, spielte und that mit jedermann freundlich. Wir spritzten in dessen rechte zurückführende Schenkelader ohngefähr ein Quentgen von dieser Galle, die mit zwey Unzen warmen Wasser vermischt war. Er starb den vierten Tag, wie die andern, und bekam an dem verwundeten Schenkel eine Pestbeule,

und

und zwey Karbunkel. Auch dunstete dieser Hund, gleich nach dem Einspritzen der Galle, sowohl da er noch lebte, als auch hernach, da er todt war, und geöfnet wurde, einen sehr stinkenden Geruch aus, den wir nicht bey den andern bemerkten. Auch blutete er sehr aus der Wunde die Nacht, ehe er starb, da er sich sehr bemühet hatte, aus seinem Gefängniß heraus zu kommen.

Den 6ten May sammleten wir die Galle eines an der Pest gestorbenen Hundes, und liessen sie in die Schenkelader eines andern. Dieser hatte gleich nach dem Einspritzen krampfartige Zuckungen im ganzen Körper; hierauf folgte Trägheit und Schlafsucht. Den zweyten Tag nach dem Einspritzen entstand in dem rechten grossen Brustmuskel ein Karbunkel. Den vierten Tag zeigte sich an dem Schienbeine eine grosse Pestbeule, und der Hund starb denselben Tag. Bey Oefnung des Körpers fanden wir, daß die ganze Vorderbrust unter den Häuten mit Brande behaftet war. Innerlich waren alle Eingeweide mit schwarzen geronnenen Blute erfüllt, so wie bey allen übrigen Hunden. Die äussere Fläche der Lunge war ganz purpurroth. Das Herz war noch einmal so dick angeschwollen, als gewöhnlich, und alle Höhlen waren voll von schwarzem Blute. Dieses Thier lebte drey Tage nach dem Einspritzen, ohne zu essen oder zu trinken. Den zehnten May spritzten wir die Galle dieses Hundes in die Schenkelader eines andern. Dieser ward eine Viertelstunde darnach mit heftigen Zuckungen angefallen: darnach war er dumm und schläfrig. Er brach sich mit vieler Mühe, hierauf folgte ein Schlucken. Er fraß etwas Gekochtes, da er lange vor dem Einspritzen gefastet hatte: aber er brach es zwey Stunden, nachdem er es gefressen hatte, wieder von sich. Er starb mit denselben Zufällen der Pest den dritten Tag, wie die andern Hunde.

Bey denen, welche an der Pest gestorben waren, und von denen die Galle zu obigen Versuchen genommen worden, fanden wir folgende Beschaffenheit der innern Theile.

Ein Soldat von 25 Jahren, starker Natur, hatte eine flache Pestbeule, die in der Höhle seiner rechten Schaamweiche entstanden war, und starb wahnwitzig. Sein Herz war ausserordentlich groß, mit schwarzem geronnenen Blute erfüllt. Seine Lungen waren äusserlich blaßroth, und an einigen Orten mit dem Brustfell verwachsen. Die Leber war doppelt so groß, als natürlich, und mit dickem Blute vollgepfropft; die Gallenblase voll von schwarzgrünlicher Galle. Die dicke und dünne Hirnhaut waren schwarz, und schienen abgestorben zu seyn. Die innern Theile des Hirns waren gänzlich mit unendlich viel kleinen blaubleichen Flecken besprengt.

Eine Frau von 30 Jahren, und vollblütigem Körper, hatte unter ihrer rechten Achsel eine Pestbeule, kam von Sinnen, und fiel in eine tödtliche Schlafsucht. Bey Oefnung ihres Körpers fanden wir ihre Lungen in natürlichem Zustande. Das Herz war ungeheuer groß, mit schwarzem geronnenen Blute erfüllt, die linke Vorkammer desselben bleich und mit dem Brande behaftet. Die Leber war sehr vergrössert und mit purpurrother Farbe bedeckt. Die Galle auch schwarzgrünlich. Den Kopf öfneten wir nicht.

In einem 14jährigen Kinde, das in der rechten Schaamweiche eine tiefe Pestbeule hatte, wahnwitzig ward, und in Zuckungen starb, fanden wir das Herz, wie in den vorigen, doppelt so groß, als natürlich, und voll schwarzes dickes Blut: die Lungen mit bleichen Flecken besprengt. Der Kopf ward nicht geöfnet.

Ein Mann von 25 Jahren, der melancholisches Temperaments war, unter seiner linken Achsel eine Pestbeule hatte,

hatte, und dessen ganzer Körper ganz rothbleich war, starb in einer tobenden Hirnwuth. In dessen Leichnam fanden wir zwey Geschwüre; eins zwischen den Häuten und dem linken grossen Brustmuskel; und das andere in der Brust, zwischen dem Brustbeine und Mittelfell. Sein Herz war sehr groß, und mit schwarzem dicken Blute angefüllt. Die rechte Vorkammer desselben war drey Zoll breit, die linke in natürlichem Zustande. Die Lunge bedeckten kleine blaubleiche Flecken; doch waren sie weich, und innerlich nirgends verhärtet. Die Leber war grösser und härter, als gewöhnlich, und auch mit blaß rothen Flecken besetzt. Eben dieses fanden wir auch in dessen Hirne, als welches mit schwarzem dicken Blute erfüllt war.

Bey einem 35jährigen melancholischen Manne zeigten sich vier Monate, nachdem er schon einmal von der Pest war geheilt worden, wieder drey Karbunkeln; einer in dem Mittelarme, die andern zwey im Vorderarme. Er hatte sehr wenig Fieber und Magenschmerzen: doch wurde er plötzlich wahnwitzig und starb. Bey Oefnung des Körpers war das Herz auch sehr groß. Die rechte Vorkammer war fünf Zoll, und die linke drey Zoll breit. In der grossen Schlagader fanden wir ein kleines Geschwür. Die Lungen waren blaubleich gefleckt, die Leber mit dem Brande behaftet. Die Gallenblase sehr schwarz. Der Zwölffinger- und Mastdarm sehr entzündet. Den Kopf öfneten wir nicht.

Ein vierzigjähriger Mann, melancholischen Temperaments, starb ohne äusserliche Zeichen der Pest den dritten Tag an einem heftigen Fieber mit Schlafsucht. Das Mittelfell fanden wir im obern Theile zerrissen. Der Herzbeutel hatte eine blaubleiche Farbe. Das Herz war grösser, als natürlich, indem dessen Höhlen durch das dicke schwarze Blut, wie in den andern Leichnamen, ausgedehnt waren. Auch die Leber war sehr groß, blaubleich,

und hatte auf der Seite der Gallenblase eine Pestblase. Die Galle war schwarz.

Eine Frau von achtzehn Jahren, und munterer, lebhafter Natur, hatte zwey Karbunkel an der mittelsten und innern Seite ihres Schienbeines, nebst heftigen Kopfschmerzen, und starb wahnwitzig. Die Decken des Hirns waren schwarzroth. Die äussere Borke blaubleich, das Mark mit schwarzen Flecken besetzt. Das Herz, die Leber und Galle wie in den andern beschaffen. Auf den Därmen waren hier und da blaubleiche Flecke.

Eine zwanzigjährige Frau hatte in beyden Schaamweichen Pestbeulen, und starb plötzlich ohne gefährliche Zufälle. Ihr Herz war äusserlich ganz blaßroth, grösser als natürlich, mit schwarzem dicken Blute erfüllt, und hatte in jeder Kammer einen Schleimpfropf. Die Lungen waren in natürlichem Zustande: die Leber sehr groß und die Galle dunkelgrün.

Ein zwanzigjähriger vollblütiger starker Mann hatte eine Pestbeule an der Ohrendrüse seit acht Tagen, nebst einem hitzigen Fieber, und kam den 2ten May ins Krankenhaus, wo er nach drey Tagen starb. Der äussere Theil der Lungen auf der linken Seite war blaßroth. Das Herz war doppelt so groß, als natürlich, in seinen Höhlen war fast kein Blut, sondern in jeder war ein grosser Schleimpfropf: der in der rechten hatte die Vorkammer auf vier Zoll ausgedehnt. Auch war die Leber grösser, als gewöhnlich, und die Galle schwarzgrün.

Folgende Versuche sind zu Montpellier in dem Krankenhause von St. Eloy während der Monate September, Oktober, November gemacht worden.

Ein Soldat, der nahe an fünf und zwanzig Jahr alt, und von lebhafter Natur war, bekam ein äusserst bösartiges Fieber, und starb den 15ten Tag der Krankheit an einem Brustblutflusse. Seine Lungen waren sehr aufgeblasen,

blasen, erfüllten die ganze Brusthöhle, und waren mit dem Brustfell verwachsen. Da wir bemerkten, daß dessen Galle von hellgrasgrüner Farbe war, nahmen wir sie zu den folgenden Versuchen. Ein Theil derselben wurde mit vier Unzen warmen Wasser vermischt, und in die zurückführende Kehlader eines Hundes gespritzt, und auf die Wunde wurde eine mit der übergebliebenen Gallenmischung eingeweichte Kompresse gelegt. Hierauf wurde das Thier schwermüthig und schläfrig, und wollte weder essen, noch trinken: den dritten Tag fraß und trank es gerne. Den vierten Tag fiel die Kompresse von der Wunde ab, und die Wunde ward halb so klein, heilte nach und nach, und der Hund wurde vollkommen wohl.

Ein sechzigjähriger Bauer, der ein melancholisches Temperament hatte, war fast einen Monat lang in dem Hospital an einem ordentlichen bösartigen Fieber, mit wechselweisen Wahnwitz und Schlafsucht, krank gewesen. Nach seinem Tode war die Galle ausserordentlich dick, und dintenschwarz. Wir thaten ohngefähr ein Quentgen davon in eine am äussern Theile des Schienbeins bey einem Hunde gemachte Wunde, und stopften in die Wunde Päuschgen, so in die Galle getaucht waren. Man sahe keine Veränderung bey dem Hunde. Er mußte etwas Galle verschlucken, verlor aber die Begierde zum Essen nicht. Da wir sahen, daß er gesund war, so überliessen wir die Wunde sich selbst, und sie heilte in funfzehn Tagen durch das Lecken des Hundes. Auch bey einem andern Hunde ließ ich Päuschgen, die in dieselbe verdünnte Galle getaucht waren, legen: doch verursachten sie nicht grosse Veränderungen in dem Hunde, und die Wunde heilte auch von selbst.

Ein Quentgen schwarze Galle aus eben dem Leichname, die mit Wasser vermischt war, spritzte ich in eine zurückführende Kehlader eines andern Hundes. Das

Thier war nicht dadurch beschwert, sondern so munter, als vor dem Einspritzen, nur war es sehr durstig, und trank begierig. Den folgenden Morgen war die Wunde schwarz und trocken; der Hund war toll geworden, und biß einen von den Dienern. Wir liessen die beyden Unterbindungen, die wegen des Einspritzens gemacht worden, los, und es floß kein Blut heraus. Wir legten ein zertheilendes Mittel auf die Wunde. Aber vier Stunden nach dem Verbande war der Hund todt, der nur 23 Stunden nach dem Einspritzen gelebt hatte. Da wir ihn geöfnet hatten, fanden wir, daß das Herz noch mit Heftigkeit schlug, und da das Schlagen aufhörte, war kein Blut weder in den Kammern, noch Vorkammern des Herzens, sondern es war alles in die grossen Gefässe getrieben, sah hellroth aus, war sehr dünne, und gar nicht geronnen, wie wir in andern an der Pest gestorbenen bemerkt hatten. Hier sahe man weder äusserliche noch innerliche Merkmale von der Pest.

Ein Mann von 30 oder 35 Jahren, der sehr fett, stark, und vollblütiger Natur war, hatte durch einen Fall auf das Steinpflaster eine Wunde im obern Theile seiner Stirne an der rechten Seite empfangen. Da diese vernachläßiget wurde, so entstand in seinem ganzen Gesichte die Rose, wobey eine Geschwulst der linken Ohrendrüse war. Diese entstand und vergieng dreymal von früh bis zum Abend. Die Rose nahm plötzlich zu, er wurde wahnwitzig und starb funfzehn oder zwanzig Tage nach dem Fall. Bey der Oefnung des Körpers fanden wir zwischen der Hirnschale und der dicken Hirnhaut eine grosse Menge Wasser. Das Hirn, welches fester, als gewöhnlich war, sah roth aus, und ein Theil der dünnen Hirnhaut, welcher den Hintertheil des Hirns bedeckte, war entzündet. Es war ein gelbliches Wasser in der Brusthöhle. Der grosse rechte Lungenlappe war auf der obern Seite

etwas

etwas hart. In jeder Kammer des Herzens war hart zusammengeronnenes Blut. In der Höhle des Unterleibes waren auch zwey Nössel reines Wasser. Alles Fett dieses Leichnams sah gelb aus. Die Leber schien uns etwas angeschwollen und die Gallenblase fast leer zu seyn, da nicht mehr als zwey Quentgen gelbe Galle darinnen waren. Wir vermischten diese Galle mit zwey Unzen warmes Wasser, und spritzten sie in die zurückführende Schenkelader eines Hundes. Das Thier aß und trank munter nach dem Einspritzen, und war gar nicht beunruhiget. Die Wunde blutete sehr, wir waren genöthiget, sie durch anhaltende Mittel zu stopfen. Vier und zwanzig Stunden darnach wurde die Binde abgenommen, und sahe schwarz und trocken aus. Der Hund leckte dieselbe; darauf eiterte sie den folgenden Tag, und hatte eine gute rothe Farbe: in Zeit von acht Tagen nahm die Wunde um die Hälfte ab, und die ganze Zeit durch war der Hund vollkommen gesund.

Acht Tage nach dem vorhergehenden Versuche tödteten wir denselben Hund durch ein halb Quentgen zerstossenen Vitriol, der in einem Löffel warmes Wasser aufgelöst und in die zurückführenden Kehladern gespritzt wurde. Das Thier starb auf der Stelle mit Zuckungen durch den ganzen Körper. Sein Herz war mit geronnenen Blute angefüllt, das so dicke als ein Brey, doch ohne Klumpen war. Die Galle dieses Hundes war gelb, aber sehr wenig von derselben da. Wir tauchten zwey Päuschgen in diese Galle und legten sie auf zwey Wunden, die wir unter der Haut eines andern Hundes gemacht hatten. Doch sahen wir keine grossen Veränderungen. Weder in diesem noch in dem ersten Hunde zeigte sich etwas von der Pest.

Aus der 373 Numer, 501 Seite.

Wir liessen zwey Hunde sehr viel solche Galle, die aus denen an der Pest gestorbenen Leuten genommen worden, verschlucken. Sie wurden darauf träge und traurig; wollten keine Nahrung zu sich nehmen; harnten sehr oft, besonders wenn sie beunruhiget wurden. Ihr Harn war dick und sehr stinkend, ihr dicker Unrath mit schwarzer und grünlicher Galle, die sie verschluckt hatten, gefärbt. Doch in wenigen Tagen vergiengen diese Zufälle, und die Hunde wurden wieder gesund, wiewohl sie stets eingesperrt waren.

3. Ein Versuch, der mit dem Blut eines an der Pest gestorbenen Menschen gemacht worden, von Herrn Cousier, Arzt zu Alais.

Aus der 372 Numer, 103 Seite.

Ich nahm etwas Blut aus einem, der an der Pest gestorben war, vermischte es mit warmen Wasser. Etwas von demselben legte ich auf die Wunde, welche ich in die zurückführende Schenkelader eines Hundes gemacht hatte, und bedeckte sie. Diesen Verband hatte der Hund in der Nacht losgemacht, seine Wunde beleckt, und wollte des Morgens nicht fressen. Gegen Abend fieng er an zu heulen, und gab Zeichen eines herannahenden Todes von sich. Den folgenden Morgen war er todt: die Wunde sehr geschwollen, und mit dem Brande behaftet.

LI.

1. Die Art und Weise, in Neu-England die Blattern einzupfropfen, mitgetheilt durch den Ritter Heinrich Neu-mann.

Aus der 370 Numer, 33 Seite.

Wir machen gemeiniglich ein Paar Einschnitte in die Arme, wo man sonst die Fontanelle setzt, doch sind die Einschnitte etwas grösser; öfters geschieht dies an einem Arm und einem Fuß. In diese thun wir Stückgen Leinwand, die in gutartige Blattermaterie getaucht sind, und so bedecken wir die Wunden mit Diachylumplaster. Die Blattermaterie, so von denen genommen worden, welche eingepfropfte oder zusammenlaufende Blattern haben, ist doch auch eben so wirksam und gutartig, als eine andere. In 24 Stunden nehmen wir die Leinewand weg, und die Wunde wird täglich ein oder zweymal mit gewärmten Kohlblättern verbunden. Der Kranke verrichtet seine Geschäfte wie zuvor, nur geht er bey üblem Wetter nicht aus. Den siebenten Tag empfindet der Kranke die gewöhnlichen Zufälle der Blattern, und man behandelt ihn wie in einem ordentlichen faulen Fieber. Wenn er nicht ausser dem Bette dauern kann, so geht er zu Bette. Wenn er zu grosse Kopfschmerzen hat, so legen wir auf die Füsse ein gemeines Kräuterpflaster: thut ihm der Magen sehr weh, so giebt man ihm ein gelindes Brechmittel; ja, nach den Umständen des Kranken glauben wir, daß je eher diese Mittel gebraucht werden, desto besser sey es. Ist das Fieber gar zu stark, so lassen wir etwas wenig Blut weg, und endlich legen wir, um den Ausbruch der Blattern zu beschleunigen, Blasenpflaster auf. Den dritten Tag, nach dem ersten Merkmale der Krankheit,

fangen

fangen die Blattern an auszubrechen. Ihre Anzahl ist nicht bey allen gleich, bey einigen sind sehr wenig, bey andern wohl hundert; öfters sind hier mehr, als die Nachrichten von der Levante sagen. Nach dem Ausbruch der Blattern vergeht alle Krankheit; nur diejenigen, die mit Blähungen sonst geplagt werden, leiden sie auch jetzt. Man darf nichts mehr thun, als den Kranken warm halten, Thee trinken lassen, Habergrütze, Milchsuppen, Panade, Brodt, Butter, und andere einfache und unschädliche Speisen zum Essen geben. Gemeiniglich bleibt der Kranke täglich ausser dem Bette, unterhält seine Freunde, und trinkt wohl ein Glas Wein mit ihnen. Man läßt ihn nicht viel lesen, oder studiren. Zuweilen kann der Kranke, ob er sich schon in andrer Absicht wohl genung befindet, einige Nächte nicht schlafen. Beruhigende Mittel giebt man diesem nicht, weil bey denen, die sie gebraucht haben, schlimme Beulen, nachdem sie von den Blattern geheilt worden, entstanden sind. Den siebenden Tag kommen die Pocken gewöhnlich zu ihrer Reife, und bald darnach fallen sie ab, wie die gutartigen. Der Patient kann bald ausgehen, und ist viel gesünder, als vorher. Man hat Kindbetterinnen die Pocken, den achten oder neunten Tag nach ihrer Entbindung, eingepfropft, und sie sind viel eher von ihrer Schwäche befreyet worden, und gesünder als vorher gewesen. Diejenigen, welche böse, alte Geschwüre gehabt hatten, sind dadurch geheilt worden. Einige schwache, kräzige, abgezehrte Leute sind nach dem Einpfropfen stark und von ihrer Krankheit befreyt. Die Wunde von den Einschnitten scheint drey oder vier Tage vor dem Ausbruch etwas zu trocknen. Aber hernach eitert sie stark. Die Ausleerung durch dieselben währt noch etwas fort, wenn der Kranke in andern Absichten schon gesund ist: die Wunden heilen sehr oft von selbst zu, doch scheint es uns desto besser, je später dieses

fes geschieht. Wenn sie entzündet sind, so heilt man sie wie andere Geschwüre.

2. Von der Einpfropfung der Pocken, durch Dr. Nettleton, Arzt zu Halifax in Yorksshire.

Aus der 370 Numer, 35 Seite.

Im December, 1721, versuchte ich das Einpfropfen zuerst. Da es wider mein Erwarten glücklichen Erfolg hatte, so wiederholte ich es zu mehrmalen, und die Leute, die da sahen, wie leicht die Pocken auf die Art überstanden würden, brachten mir ihre Kinder, so daß jetzt hier an die vierzig sind, denen die Pocken mit dem besten Erfolg eingepfropft worden. Nur ein einziger starb, und aus der Geschichte desselben kann man leicht urtheilen, daß die Ursache des Todes nicht in dem Einpfropfen gelegen habe.

Die Zubereitung bestand meistentheils darinnen, daß den Kindern Rhabarber zum Laxiren gegeben wurde, und Erwachsene zuweilen Brechmittel nahmen oder zur Ader liessen. Einige brauchten gar nichts vorher. Doch haben diejenigen, die nach Beschaffenheit ihres Alters und Natur zubereitet wurden, weit gelindere Zufälle gehabt, als die letztern.

Ich machte zwey Einschnitte, einen an dem Arme, und den andern an dem entgegengesetzten Beine. Es ist nichts Wesentliches, ob der Einschnitt groß, oder klein ist: wenn sie sehr groß waren, so lief allezeit mehr Materie durch dieselben, und je grösser und länger dieser Auswurf war, desto leichter waren die andern Zufälle; daher sind die grossen Einschnitte die besten Mittel, alle üblen Folgen der Blattern zu verhüten. Wenn der Einschnitt nicht tief gemacht wurde, und die Wunde

sahe

sahe nur roth aus; so waren die Kranken doch recht wohl darnach.

Im Anfange sammlete ich etwas Blattermaterie von einem, der die natürlichen Pocken hatte, in eine Schaale, und schüttete zwey oder drey Tropfen davon in die Wunde: aber da dieses sehr beschwerlich war, und ich auch sahe, daß die geringste Menge Eiter zu dem Endzwecke hinreichend wäre: so ritzte ich die reifen Pocken mit einer Lanzette auf, und tauchte kleine Kattunfleckgen in das Eiter. Diese legte ich auf die Wunden, und bedeckte sie mit einem Pflaster bis den folgenden Tag, da ich gemeiniglich Pflaster und Kattun wegnahm, die Wunden sich selbst überließ, und nur mit einem leinenen Tuch, um sie für die Luft zu beschützen, bedeckte. Zuweilen habe ich nur das Päuschgen einmal über die Wunde gerieben, ohne es anzubinden, welches doch eben sowohl hinlänglich war. Aus einigen Bemerkungen kann ich versichern, daß kaum der hunderte Theil eines Grans von der Blattermaterie, dennoch die Blattern hervorgebracht habe.

Die Eingepfropften wurden warm gehalten, mußten mässig und diät leben und ruhigen Gemüths seyn. Einige enthielten sich des Fleisches und aller starken Getränke: doch gieng der Ausbruch der Pocken nicht so wohl von Statten, wenn die Kranken zu wenig Nahrung zu sich nahmen. Ich ließ sie daher essen und trinken, wie gewöhnlich, bis das Fieber kam, und alsdenn hielten sie die in dergleichen Fällen gewöhnliche Diät..

Den 4ten Tag nach dem Einschnitte entsteht gemeiniglich die Entzündung in der Wunde, sie schmerzte und eiterte nach zwey Tagen. Den 7ten Tag zeigt sich das Pockenfieber, welches dem in den natürlichen Blattern völlig gleich, bey einigen stärker, bey andern schwächer ist, und entweder bis den 9ten oder bis den 11ten Tag währt. Während dieser Zeit schmerzen die Wunden sehr, schwellen auf, und leeren viel Eiter aus.

Den

Den 10ten Tag entstehen gemeiniglich die Pocken, die in der Zahl von 10 bis 200 und noch mehrern verschieden sind; niemals aber fliessen sie zusammen, sondern sie sind stets eben so, wie die gutartigen beschaffen. Zuweilen sind sehr wenig da, die gar nicht groß werden, sondern nach vier oder fünf Tagen unmerklich vergehen. Wenn die Pocken herauskommen, so verliert sich das Fieber, und es entsteht kein zweytes.

Selten brauchte ich einige Arzneymittel. Bey sehr heftigen Zufällen gab ich ein gelindes beruhigendes Mittel: ein oder zweymal fand ich für nöthig, Blasenmittel anzusetzen, und andere in den natürlichen Pocken gewöhnliche Arzeneyen zu geben. Nach den Pocken ließ ich alle krank gewesene einigemal laxiren, zuweilen wurde ihnen zur Ader gelassen. Doch erfordert die ganze Sache viel Sorgfalt, und kann nicht ohne Beystand eines Arztes unternommen werden.

Von einigen, die schlimmere Zufälle, als gewöhnlich, hatten, und nach den Pocken andern Unpäßlichkeiten unterworfen waren, will ich hier genaue Nachricht geben.

Ein Knabe von anderthalb Jahren fieng den 8ten Tag an krank zu werden, hatte zwey Tage ein sehr heftiges Fieber; darauf brachen wenige, doch grosse Pocken aus. Das Kind ward bald gesund. Nach einem Monat erkältete es sich, und bekam fieberhafte Zufälle, und Husten fünf Tage lang. Hernach wurde es völlig gesund.

Ein Mädgen von zwey Jahren, so aus einer Familie war, wo drey Kinder an den Pocken gestorben, bekam den 7ten Tag nach der Einpfropfung das Fieber, und war bis den 10ten sehr krank. Diesen Tag zu Mittage überfiel sie eine starke Zuckung. Des Abends zeigten sich die Pocken, und, wiewohl sie sehr viel hatte, so wurde sie

doch viel besser, so bald sie völlig ausgebrochen hatten, und ist seit der Zeit vollkommen gesund.

In einer Familie waren vier Kinder, deren keines die Pocken gehabt hatte. Man rufte mich zu dem ältesten Sohn, der sehr bösartige natürliche Pocken hatte, so daß er den 4ten Tag starb, und ganz mit rothen und blaubleichen Flecken besetzt war. Die Aeltern wünschten die übrigen Kinder zu retten. Da diese schon konnten angesteckt seyn, so war es ungewiß, ob das Einpfropfen glücklichen Erfolg haben würde; unterließ man diese, so starben sie alle gewiß. Daher sagte ich den Aeltern, daß ich für den Erfolg nicht gut sagen könnte, weil die Kinder schon angesteckt seyn könnten, welches wir daraus sehen würden, wenn eins vor dem 7ten Tage krank würde. Ich pfropfte darauf allen dreyen den Tag, ehe das älteste starb, die Pocken ein. Eines derselben ward den andern Tag, wie das älteste sehr krank, den dritten Tag zeigte sich eine Röthe über die ganze Haut, worinnen einige purpurrothe Flecken zerstreuet lagen. An den Stellen, wo die Blattern eingepfropft waren, sahe man keine von diesen Flecken, sondern sie schwollen an wie gewöhnlich, und es entstanden etwas mehr Pocken daselbst, als sonst. Dieses Mädgen wurde zwar nicht wahnwitzig, wie ihr Bruder, starb aber doch den 7ten Tag. Dieses Kind rechne ich nicht unter die, welche die Blattern durch das Einpfropfen bekommen hatten; denn es war schon vorher davon angesteckt. Die andern zwey Kinder waren bis den 8ten gesund, alsdenn wurden sie zugleich krank; den 10ten brachen zwar viel, doch gutartige Pocken aus, die sie glücklich überstanden. Bey dem ältern dieser zwey Kinder zeigten sich, zur Zeit des Ausbruchs der Pocken, einige dunkelrothe Flecken, wie bey den beyden verstorbenen: diese veränderten sich hernach in das Frieselfel, dem die Mutter sehr unterworfen war. Hernach aber vergiengen sie allmählich gänzlich. Das andere Kind war in sei-

ner zarten Jugend sehr mit Zuckungen geplagt gewesen; diese litte es auch von dem Tage, da das Fieber anfieng, bis die Pocken erschienen,

Eine 26jährige Frau überstand die eingepfropften Pocken sehr leicht. Nach einer Woche aber überfiel sie grosse Kälte, worauf brennende Hitze folgte, mit grossen Kopfschmerzen, die einige Stunden dauerten. Einige Zeit vorher hatte sie ein Wechselfieber gehabt. Ich glaubte, dies sey ein Anfall davon, und erwartete dessen Wiederkehr. Allein sie empfand nichts mehr davon, und ist seitdem gesund.

Von ihren zwey Söhnen, denen beyden zugleich die Pocken eingepfropft wurden, überstand der jüngste die Krankheit sehr leicht, allein der älteste, der ein Jahr alt war, befand sich ganz anders. Die Zufälle vor dem Ausbruch der Pocken, besonders das Brechen, waren sehr heftig: Sehr viel Pocken zeigten sich zwar zur gewöhnlichen Zeit, allein darnach hörte das Fieber nicht auf, wie es sonst bey andern geschah. Den 5ten Tag, nachdem er angefallen worden, fieng sein Gesicht an zu schwellen, hierauf folgte Schmerz und Geschwulst im Schlunde, und Speichelfluß, dieser währte bis den 11ten Tag, wornach seine Hände und Füsse geschwollen. Wiewohl nun einige Zeichen der Bösartigkeit da waren, so kamen doch, durch Hülfe der Blasenpflaster, milder herzstärkender und dem Gift widerstehender Mittel, die Pocken reichlich heraus, und alles lief wohl ab. Nach überstandenen Pocken fanden wir eine harte Geschwulst unter seiner Schulter, die ihn einige Zeit in der Bewegung des Arms hinderte, durch gehörige Mittel aber völlig vergieng. Das einzige Kind, das diese Frau vorher gehabt hatte, starb an sehr bösartigen Pocken; und dieser Knabe hatte ungesunde Säfte, und sonst schon sehr gefährliche Krankheiten gehabt.

Bey einem Mädgen von neun Monaten, die von den eingepfropften Pocken wieder gesund war, geschwoll ein Bein, und schmerzte so, daß es nicht konnte bewegt werden; auch in den Schaamweichen waren einige kleine Geschwülste, doch diese vergiengen in wenig Tagen. Nur um das Knie blieb eine Härte, die auch in kurzer Zeit, ohne zu eitern, vergieng; und jetzt ist das Kind völlig gesund.

In zwey Subjekten that das Einpfropfen keine Wirkung, Das eine Kind hatte schon vorher die Pocken, aber so wenig und gutartig gehabt, daß die Eltern daran zweifelten. Bey einem andern war das Eiter aus sehr alten und fast abgefallenen Pocken genommen worden, und konnte daher gar nicht wirken. Dieses Kind bekam hernach die natürlichen Pocken, und befand sich sehr wohl.

Wer die eingepfropften Pocken gehabt hat, ist sicher, sie nicht wieder zu bekommen. Mich dünkt, bemerkt zu haben, daß in denen Familien, wo nur jemanden die Pocken eingepfropft worden; diejenigen, so hernach mit denselben befallen werden, gutartige Pocken bekommen.

In Hallifax haben seit dem Anfang des letzten Winters 276 die natürlichen Pocken gehabt. Hiervon sind 43 gestorben. In Rochdale sind 177 daran krank gelegen, und 38 gestorben. In Leeds aber von 792 Pockenkranken, 189 gestorben. In diesem Jahre sind die Pocken in Hallifax gutartiger als gewöhnlich gewesen; in Leeds aber viel schlimmer. Wenn man das Mittelverhältniß unter diesen drey Städten nimmt, so sind von hundert fast 22 gestorben; dieses ist mehr als der fünfte Theil, der an den natürlichen Pocken stirbt. Hieraus erhellen die Gefährlichkeiten derselben, und die Vortheile der Einpfropfung.

Auch Herr Nettleton beweist in der 374 Numer, 209 Seite mit mehrerem, daß die eingepfropften Pocken wahre Pocken, und daß sie viel gelinder, und weniger

tödtlich, als die natürlichen sind, indem von 3405, die die natürlichen Pocken gehabt haben, 636 gestorben sind; da hingegen aus 61, denen dieselben eingepfropft worden, nur eine Kranke, und diese aus andern Ursachen gestorben.

In der 374 Numer, 213 Seite beweiset Herr Jakob Jurin auch die Vorzüge der Einpfropfung. Denn aus 92 oder höchstens 60 Eingepfropften stirbt einer, nach den Bemerkungen in England und Neu-England. Da hingegen in den 42 Jahren von 1667. 1686 und 1701. 1722 in Londen gestorben sind 903798, hiervon sind an den Pocken 65079, folglich der 14te Theil der Menschen gestorben. Wenn man nun ferner annimmt, daß von 1000 neugebornen Kindern 386 sterben, ehe sie die Blattern bekommen: so folgt, daß von 17, welche die Blattern bekommen, zweye sterben. Aus einer andern Berechnung der an den Pocken Verstorbenen erhellet, daß von fünfen, die an den natürlichen Pocken krank liegen, allemal einer stirbt, da hingegen unter 82, denen die Pocken eingepfropft waren, eben dasselbe Jahr nicht einer gestorben. In Boston sind in einem halben Jahre von 5000 Pockenkranken fast 900 gestorben, folglich sind von 11 Kranken allezeit zwey gestorben. Man vergleiche hiermit den guten Fortgang der Einpfropfung in der Türkey, da unter vielen Tausenden nicht ein einziger gestorben ist.

Herr Johann Osborne meldet in der 374 Numer, 225 Seite, aus Boston, daß daselbst die Einpfropfung sehr glücklich sey von statten gegangen, da doch sonst die natürlichen Pocken sehr bösartig waren. Es sind in kurzem wenigstens 280 Personen eingepfropft worden, und von denen nur fünfe gestorben, die entweder von sehr schwächlicher Natur waren, oder aus andern Ursachen starben.

Herr Perrot Williams zeigt in der 375 Numer, 263 Seite, daß die Einwohner von Südwales schon seit langer Zeit sich die Pocken mit gutem Erfolge eingepfropft haben, indem sie die Haut mit der Blattermaterie, entweder an den Aermen bloß reiben, oder mit Nadeln, die damit angefeuchtet sind, diese Theile stechen. Dieses beweist er durch einige nichts besonders enthaltende Beyspiele.

Ebendaselbst auf der 267 Seite beweiset Herr Richard Weight gleichfalls das Alterthum und die glücklichen Wirkungen der Einpfropfung, da ihm viele Leute, und besonders ein alter neunzigjähriger Mann, gesagt hatte, daß diese Operation schon zu seiner Mutter Zeit, als sie dieser eingepfropft worden, sey üblich gewesen.

Auch Herr Thomas Robie giebt in der 382 Numer, 67 Seite, von dem guten Fortgang der Einpfropfung in Neu-England Zeugniß.

3. Ein merkwürdiges Beyspiel von der Ansteckung der Pocken, durch Dr. Jurin, Sekretär der königlichen Gesellschaft.

Aus der 373 Numer, 191 Seite.

Ein junger Mann, der zusammenhängende fast bösartige Pocken hatte, wurde den 3 Oktober, 1722, als den 6ten Tag nach dem Ausbruch derselben, in der Nacht wahnwitzig, und sprang, allem Widerstand zweyer Wärterinnen ungeachtet, aus dem Bette, und faßte eine derselben mit seinen blossen Armen an den Hals an, drückte ihre Stirne an seine nackte Brust, und hielt sie einige Zeit in dieser Stellung. Sie erhitzte sich, da sie sich bemühte, von ihm los zu kommen, und merkte, daß sie einige

Pocken

Pocken mit ihrer Stirne zerdrückte. Die Frau war ohngefähr 40 Jahr, und gesunder vollblütiger Natur. Sie sagte mir, sie hätte in ihrem achten Jahre die Pocken sehr häufig gehabt; doch sahe ich keine Merkmale davon in ihrem Gesichte. Den 6ten Oktober früh zeigten sich die Pocken an ihrer Stirne, und nach und nach kamen an die 60 heraus. Auch hatte sie eine geringe Menge Pocken an den hintern und Seitentheilen ihres Halses, wo sie der Mann mit der Hand gedruckt hatte. Aber an den andern Theilen des Körpers hatte sie keine Blattern. Der untere Theil ihres Gesichts war völlig rein, und die Pocken an der Stirne waren vorzüglich in dem mittelsten Theile derselben, welche an des Mannes Brust war gedruckt worden. Sie entstanden nach und nach, und wurden reif wie die zusammenhängenden Pocken, mit grosser Entzündung und Anschwellen der Stirne, und der nahe liegenden Gesichtstheile, besonders zwischen den Augenbraunen, wo ein kleiner Haufen von Pocken war, so daß den 9ten Oktober ihr rechtes Auge gänzlich, und auch fast das linke, verschlossen war. Aber ausser diesen hatte sie die ganze Zeit durch weder Fieber noch andere Pockenzufälle in ihrem Körper. Da sie sich auf den Hals ein Blasenpflaster legen ließ, so bekam sie den folgenden Tag, als den sechsten nach dem Ausbruch der Pocken, ihr Gesicht wieder, und darauf fiengen sich die Blattern an zu schälen. Den 18ten Tag hatte sie nur kleine Schuppen, die auf ihrer Stirne zurückgeblieben waren.

Merkwürdig ist es in diesem Beyspiel 1. daß diese Frau, wiewohl sie schon die Pocken vorher gehabt hatte, durch die unmittelbare Berührung der Pockenmaterie, da ihr Körper erhitzt war, doch nochmals davon angesteckt wurde. Dies scheint zu beweisen, daß dergleichen Berührung ansteckender sey, als die Ausdünstungen aus einem kranken Körper: denn daß sie nicht durch die Einhau-

chung angesteckt worden, sieht man sehr deutlich daraus, weil sie nur an den berührten Theilen die Pocken bekam. Daher kann einer, der die natürlichen Pocken gehabt, dieselben doch durch die Einpfropfung wieder in einem geringen Grade bekommen.

2. Kann man daraus, daß diese Frau nur an einigen Theilen des Körpers angesteckt war, und von den übrigen Zufällen der Pocken befreyet blieb, nicht schlüssen, daß jemand die Pocken zum zweytenmal bekommen könne; sondern vielmehr das Gegentheil.

3. Die Zeit, daß sich diese Ansteckung zeigte, ist von dem Ausbruche der eingepfropften Pocken sehr unterschieden: denn diese zeigte sich in anderthalb Tagen, da hingegen bey der Einpfropfung die Pocken gemeiniglich den 10ten Tag ausbrechen. Die Ursache ist, weil in diesem Falle nur die unmittelbar berührten Theile angesteckt wurden.

In der Stadt Hastins sind, nach Herrn Frewens Bemerkung, in der 419 Numer, 108 Seite, im Jahr 1730 von 1636 Einwohnern 608 von den Blattern gesund geworden, 97 daran gestorben, 206 denselben entgangen, 50 an andern Krankheiten gestorben. Unter denen von den Pocken genesenen waren viere, denen dieselben eingepfropft waren. Diese hatten alle die Krankheit sehr gelinde.

4. Von den Zufällen einiger Kinder, denen zu Haverford West in Pembrokshire die Blattern eingepfropft wurden, durch Herrn Evan Davis.

Aus der 429 Numer, 121 Seite, im Julius 1733.
Geschrieben den 25 August, 1732.

Die Wundärzte, welche hier die Pocken einpfropfen, gaben mir folgende Erzählung von dem Erfolge derselben.

Die

Die Pocken zeigten sich in dieser Stadt kurz vor vergangenen Weyhnachten, besonders die bösartigen zusammenfliessenden. Einige hatten auch Frieselflecken, und andere heftige Zufälle, woran viele starben. Im Anfange des Herbstes waren die Masern mehr epidemisch, und auch tödtlicher, als die Pocken. Einige, welche die Blattern überstanden hatten, starben an dem heftigen Husten, der die Blattern begleitete und auf sie folgte. Die Masern überfielen jedermann in diesem Orte, die Pocken dauerten noch fort, griffen aber doch langsamer um sich. Bis jetzt haben sie uns noch nicht verlassen.

Zu Ende vergangenen Februars pfropfte Herr **Meyler** seinem eignen dreyjährigen Sohne die Pocken ein, und nahm die Pockenmaterie von seinem andern Kinde, das gutartige, aber sehr kleine Pocken gehabt hatte. Den vierten Tag entstand an dem verwundeten Theile eine Blatter, doch ward er nicht entzündet; den 7ten Tag bekam das Kind Fieberzufälle, den 9ten zeigten sich, statt der Pocken, über dem ganzen Körper die Masern mit Husten. Die Fieberzufälle nahmen ab bis den zwölften Tag. Alsdenn ward das Kind wieder fieberhaft, und den vierzehnten brachen sehr wenig kleine gutartige Pocken aus. Hierauf wurde das Kind nach und nach völlig gesund.

Nachdem pfropfte Herr **Meyler** zwey andern Kindern die Pocken von seinem eignen Sohne ein, und auch noch zwey andern, zu denen er die Pockenmaterie von einem andern Kinde genommen hatte; allein keines derselben bekam die Pocken, und wurde auch während der ganzen Epidemie weder von den Pocken noch Masern angesteckt.

Zu Ende des **Merzes** wurden einem vierjährigen Mädgen die Pocken eingepfropft. Bey der gewöhnlichen Entzündung am 5ten Tage befand sie sich bis den siebenten Tag wohl, da sie fieberhafte Zufälle bekam. Anstatt

der Blattern zeigten sich auf dem ganzen Körper die ordentlichen Masern. Den 12ten Tag wurde sie wieder kränker und bekam die Pocken. Unter der gehörigen Besorgung befand sie sich ziemlich wohl, und wurde von diesen beyden Krankheiten völlig geheilt. Von der Pockenmaterie dieses Mädgens wurden vier andere Kinder eingepfropft. Sie bekamen eben die Zufälle, zu denselben Zeiten Masern und Pocken; wurden aber völlig gesund.

Aus diesen Ursachen und wegen des Schadens, den die natürlichen Pocken verursachen, bin ich für die Einpfropfung sehr eingenommen.

LII.

Von einem Jünglinge, der während der Pockenkrankheit Blut mit dem Harne von sich ließ, und doch gesund ward, durch Dr. Pierce Dodd.

Aus der 470 Numer, 559 Seite.

Im Junius, 1743 gelesen.

Man hält das Blutharnen einmüthig in den Pocken für einen tödtlichen Zufall, und Zeichen des nahen Todes. Dr. Cade sagt in seinen Briefen an Dr. Friend, wo er von den Laxiermitteln in dieser Krankheit handelt: er habe diesen Zufall oft durch Kampher und viele Säure geheilt. Doch fügt er hinzu, daß dieses nur auf einige Zeit Linderung verschaffe, und er habe keinen gesehen, der bey diesem Zufalle den 16ten Tag nach dem Ausbruch der Pocken überlebt habe. Ich meyne aber hier das Bluthärnen, welches von einer gänzlichen Auflösung der Blutmasse entstehet, nicht das, welches durch andere Ursachen,

chen, als blasenziehende Mittel, kann verursachet werden. So erzählt Dr. **Brown** von einer Frau, die in den Pocken vier oder fünf Tage nach einander Blut geharnt hatte, und doch gesund worden war: allein der Blutfluß kam von einem scharfen Steine her, der zu der Zeit aus den Nieren durch die Harngänge und Harnblase gegangen war, und den sie hernach ausleerte. Ein funfzehnjähriger Jüngling bekam den vergangenen April Fieber mit heftigem Kopfweh. Den folgenden Tag brachen die Pocken aus, dieselben Zufälle dauerten fort, er brach alles von sich, und wurde auch wahnwitzig. Er mußte daher zur Ader lassen, Brechmittel nehmen, und sich an den Hals und die Arme Blasenpflaster setzen lassen. Diese, und Krebssteinpulver mit gereinigtem Salpeter waren die ersten Hülfsmittel, die ich ihm verordnete.

Den folgenden Tag war alles ruhiger, bis den vierten Tag nach dem Ausbruch der Pocken. Die Pocken waren aber sehr häufig, klein und sehr bösartig. Ausserdem hatte sich auch dieser Jüngling kurz vorher sehr erhitzet.

Gegen Abend waren einige Streifen Blut in seinem Harne, und senkten sich darinnen zu Boden. Doch dieses, wiewohl kein Harnschneiden dabey war, beunruhigte mich nicht, da es von den Blasenpflastern herkommen konnte. Ich verordnete daher nichts als einen freyen Gebrauch der Vitriolsäure.

Dieses Mittel that gute Wirkung: der Kranke leerte keinen blutigen Harn weder diese Nacht, noch den nächsten Tag, noch den folgenden Morgen aus. Allein den sechsten Tag der Krankheit Nachmittags fand ich seine Freunde sehr bestürzt, weil das Blut in vollem Strome durch die Harnwege floß.

Ich verordnete daher sogleich Arabisches Gummi, Weyhrauch, Kraftmehl und Alaune, mit einer Mixtur

von

von dem Wasser der schwarzen Kirschen, Zimmtwasser ohne Wein, Theriakwasser, etwas von der Antiphthysischen Tinktur, Japanischem Harze (*terra japonica*) und Rosentinktur. Hierzu that ich viel Säuren, und machte es mit Syrup von weissem Mohne süß. Nach dem Gebrauch dieser Arzeneyen wurde der Blutauswurf schwächer, und den folgenden Tag hatte der Harn seine gewöhnliche Farbe.

Die Pocken waren bösartig, und zugleich mit andern zweifelhaften Zufällen begleitet.

LIII.

Von einem bösartigen Fieber, mit welchem Herr Cox, Wundarzt zu Peterborough, befallen wurde, nachdem er aus dem todten Körper einer Wassersüchtigen das Wasser gelassen hatte; von ihm selbst beschrieben.

Aus der 454 Numer, 168 Seite.

Im Julius, 1739.

Einer ältlichen Frau, die ohngefähr über ein Jahr an der Wassersucht krank lag, wurde zu verschiedenen malen bis auf 35 Maaß Wasser abgezapft. Als sie endlich starb, so rufte man mich, das Wasser aus dem Unterleibe zu lassen, um den Körper einige Zeit für die Fäulniß zu schützen. Demohnerachtet waren die innern Säfte in wenig Stunden zu so einem Grade der Fäulniß gelanget, daß die äussern Theile ganz grün und blaubleich wurden. Das Wasser, so ich abzapfte, war auch grün, etwas dünner als Milch, sehr unangenehm und widerlich riechend, und so beizend, daß es die silberne Röhre, wodurch

es

es lief, sehr tief anfraß. Und folgende Umstände zeigen noch mehr derselben Bösartigkeit.

Die Nacht nach der Operation war ich etwas unruhig; den folgenden Tag überfielen mich kleine Schauer, und eine ungewöhnliche Müdigkeit. Nach drey Tagen entstanden einige bösartige Blasen an meinen Händen und Fingern, und wie ich glaube, an den Orten, wo einige kleine Tropfen von dem Wasser hingefallen waren: einige eiterten, und vergiengen sehr bald, einige aber schmerzten, und blieben länger stehen. Der rechte Daumen und Mittelfinger der linken Hand waren am meisten damit besetzt, und der Schmerz darinnen war sehr heftig. Dieses war der sechste Tag meiner Krankheit, und wiewohl ich die stärksten Eiterungsmittel brauchte, so thaten sie doch nicht die verlangte Wirkung, sondern der Schmerz blieb noch da. Da ich, wegen des heftigen Klopfens und Schmerzens, glaubte, daß entweder über oder unter der zarten Knochenhaut Eiter enthalten sey, so machte ich einen Einschnitt bis auf den Knochen, aber dadurch kamen nur drey Tropfen Eiter heraus. Ich hoffte darauf eine Minderung der Schmerzen, allein sie erfolgte nicht; denselben Abend bekam ich Zuckungen am ganzen Körper, und meine Lebenshandlungen wurden so unterdrückt, daß ich dem Tode sehr nahe zu seyn schien.

Herr Dr. Karl Balguy, der mich zu heilen suchte, gab mir herzstärkende Mittel, damit der Bösartigkeit dieser Krankheit widerstanden, und die Geschwüre zum vollkommenen Eitern möchten gebracht werden. Daher legte er auch äusserlich starke Eiterungsmittel auf. Den achten Tag währten noch die Zuckungen, der Puls war ungleich und schwach. Da keine Hofnung da war, daß die Wunde eitern würde, so wurden Blasenpflaster so nahe, als möglich, an die leidenden Theile gelegt, um die kranke Materie vom Herzen abzuleiten und durch die

Wunde aus dem Körper zu bringen. Nach drey Tagen waren die Zuckungen gelindert, die Wunde eiterte, und nach noch verflossenen vier Tagen hörten die Zufälle bis auf eine Schwäche der Lebensgeister auf. Diese, als eine Folge aller bösartigen Fieber, behielt ich eine lange Zeit.

Ich glaube, daß ich sowohl durch das Einhauchen als durch die Berührung war angesteckt worden. Denn einige meiner Gehülfen, die in derselben Stube waren, ohne einen Tropfen des faulen Wassers angerührt zu haben, wurden auch sehr krank, und bekamen rothe und blaubleiche Flecken.

LIV.

Von der Wirksamkeit des Kamphers in der Tobsucht (mania), durch David Kinneier, Arzt zu Edimburg.

Aus der 400 Nümer, 347 Seite.

Ein neunzehnjähriges Frauenzimmer wurde, nachdem sie zwey Tage gefastet hatte, und erschrocken war, sehr tief melancholisch, redete nicht, und antwortete auch einige Zeit auf keine Fragen, sondern winselte und seufzete beständig, und schlief zehn Tage lang sehr wenig. Dies geschah zu Ende des Monats. Des Nachts vor dem Mondwechsel redete sie, und verlangte zu trinken. Als ihr das gegeben worden, so fieng sie sogleich an aufzufahren und zu lachen, in ihren Augen zeigte sich eine ungewöhnliche Munterkeit, alsdenn redete sie sehr unbesonnen die ganze Nacht durch: den folgenden Morgen wurde sie rasend. Hierauf ward ein Arzt geruft. Dieser ließ ihr die ersten 14 Tage wöchentlich viermal zur Ader, gab ihr Brech- und Laxirmittel, ließ sie mit kaltem Wasser baden,

den, und brauchte noch andere Mittel ganz umsonst. In diesen Umständen blieb sie neun Monate; alsdenn rufte man mich dazu.

Ich gab ihr zuerst ein antimonialisches Brechmittel. Dieses that keine andere Wirkung, als daß es die Kranke 12 Stunden lang zum Schlaf brachte. Den nächsten Tag gab ich ihr ein halbes Quentgen Kampher in einem Bissen, und eben so viel zur Nacht. Sie ruhte die ganze Nacht wohl, und dunstete über den ganzen Körper aus, und am Tage leerte sie viel Harn aus. Diese Arzeneyen gab ich ihr vier Tage lang, und hernach verordnete ich ihr am Tage Pillen zu nehmen, die aus mineralischen Aethiops, Harz von Guaiacum, Zinnober, und dem Pulver wider die fallende Sucht *) bestanden: des Nachts nahm sie obige Gabe vom Kampher. Täglich besserte sie sich; nach drey Wochen hatte sie wieder den völligen Gebrauch ihrer Vernunft, und ist seit der Zeit neun Jahr lang völlig gesund gewesen.

Ein 17jähriger Jüngling, von gutem Herkommen, ward dumm und blödsinnig. Er blieb lange Zeit so, wiewohl er sehr gut besorgt wurde. Er hatte sehr grosse Neigung, alles, was ihm vorkam, zu beissen und zu essen. In der Nacht ruhte er wohl, und ergötzte sich, wenn er etwas glänzendes sahe: berührte alles, was er konnte in die Hände bekommen, sowohl in Gesellschaft, als wenn er allein war, und war gar nicht boshaft. Nach einem halben Jahre aber wurde er so wütend und rasend, daß ihn kaum zwey Leute halten konnten, um zu verwehren, daß er nicht beissen konnte. So blieb er vier Tage, ohne zu schlafen: alsdenn ward er etwas sanfter, da er einige Zeit geschlafen hatte; doch war er etwas heimtückisch. So

blieb

*) Pulvis de Gutteta. S. Neues verbessertes Dispensatorium, II. Theil, 719 Seite.

blieb er vom Neuen bis zum Vollmond. Alsdenn wurde er dumm, melancholisch, redte wenig, schlug allezeit die Augen nieder, und traute sich nicht, einem in das Angesicht zu sehen. So war sein Befinden abwechselnd 14 Monat lang.

Als ich zu ihm kam, beschwerte er sich sehr über das üble Verhalten, so man ihm bezeigte. Hätte ich mich nicht für ihm in Acht genommen, so hätte er mir einen Schlag versetzt. Da ich ihm darauf die im vorigen Falle gebrauchten Arzeneyen gab, mehr zu essen erlaubte, viel dünne Tränke zu trinken gab, so wurde er in sechs Wochen vollkommen gesund, und hat seit der Zeit einige Jahr der besten Gesundheit genossen.

Eine Frau von 36 Jahren, die vier Kinder geboren hatte, und von Natur sehr munter und thätig war, wurde einsmals plötzlich in der Predigt so krank, daß man sie kaum aus der Kirche nach Hause bringen konnte. Sie zerriß alles, was sie um sich hatte, redte sehr viel, und stieß entsetzliche Flüche von sich. Man gab ihr die besten Arzeneyen, doch alles umsonst. Nach einem halben Jahre rufte man mich dazu. Ich gab ihr die obigen Arzeneyen, und nach vier Wochen besserte sie sich merklich, nach andern vier Wochen gieng sie aus. Nach ihrer Wiederherstellung gab ich ihr noch 14 Tage dieselben Arzneymittel: jetzt ist sie so gesund als jemals.

Ein junger 20jähriger Mann, der einen starken Körper hatte, wurde so verdrüßlich, toll, und wütend, daß er sich selbst mit den Zähnen und Händen verwundete. Man mußte ihn daher genau bewachen. Ich gab ihm zweymal zu brechen ein, und andere gewöhnliche Mittel; darauf fieng ich mit dem Kampher an, dieser brachte ihn in zehn Tagen wieder zu Verstande. Bey dem Mondewechsel wurde er auf drey Tage wieder krank, aber nicht so, wie zuvor. Er wurde wieder gesund, und bey dem

folgenden

folgenden Mondswechsel wurde er nur etwas traurig, wie in der Hypochondrie, besonders nahe am Vollmond. Ich gab ihm noch den Kampher, nur in kleinern Gaben, als in seiner Krankheit. In neun Wochen war er völlig geheilt.

LV.

1. Versuche, die mit dem Queckſilber an tollen Hunden gemacht worden, durch Dr. Robert James, aus Lichfield.

Aus der 441 Numer, 244 Seite.

Im April, 1736.

Ich versuchte das Queckſilber, das ich schon längst für das beste Mittel wider den tollen Hundsbiß gehalten hatte, an zwey Hunden, die so toll waren, als ich je gesehen hatte, sie fraſſen und tranken nichts, geiferten sehr, und hatten alle Zufälle einer sehr heftigen Waſſerscheu. Ich gab jedem von ihnen auf die Nacht 12 Gran mineralischen Turbith. Darnach brachen sie sich und laxirten etwas: Nach 24 Stunden gab ich jedem 24 Gran, und nach derselben Zwischenzeit jedem 48 Gran. Die Hunde gaben viel Speichel von sich, und bald darauf leckten sie warme Milch. Nach 24 Stunden gab ich dem einen Hunde noch 24 Gran; dem andern aber nichts. Der Hund, welcher diese letzte Gabe nahm, lag darnieder, und hatte alle Zufälle eines allzu starken Speichelfluſſes. Allein er überstand die Kur, und lebte noch sechs Jahr hernach: der andere wurde wieder toll, und starb.

Darnach gab ich den mineralischen Turbith auch andern dem Scheine nach gesunden Hunden, doch in geringerer Menge; ich fieng bey 7 Gran an, und nach 24 Stunden gab ich 12 Gran, und dieses wiederholte ich täglich auf einige Zeit. Drey Monat lang setzte ich dieses

zur Zeit des Mondwechsels fort. Seit der Zeit starb kein Hund, der dieses Mittel gebraucht hatte, wiewohl sie von andern Hunden gebissen wurden.

An den Menschen habe ich nur drey Versuche machen können.

Vor drittehalb Jahren wurde einem 14jährigen Mädgen die Wade so von einem tollen Hunde zerrissen, daß man alle Mittel brauchen mußte, dem kalten Brande vorzubeugen. Ich gab ihr den mineralischen Turbith, worauf sie sich brechen mußte. Drey Tage vor dem folgenden Mondwechsel wiederholte ich dieses, und auch den folgenden Vollmond. Das Mädgen befindet sich sehr wohl.

Einem 10jährigen Knaben hatte ein toller Hund vergangenen November vier Löcher in ein Bein gebissen. Ich gab ihm dasselbe Mittel, und legte auf die Wunde eiterverursachende Mittel, und er wurde gesund.

Dem dritten, der 18 Jahr alt war, hatte ein toller Hund in die Hand gebissen. Nach sechs Tagen, da andere zugleich gebissene Hunde toll wurden, suchte er bey Herrn **Wilson**, Apotheker in **Tawroth**, Hülfe. Er war zu der Zeit sehr traurig und niedergeschlagen, zitterte, und schlief die Nacht vorher sehr wenig. An seiner Hand hatte er einen trocknen Grind. Herr **Wilson** gab ihm als ein Brechmittel zwey Unzen vom Spiesglaswein (*Vinum benedictum*) *). Hernach nahm er folgendes Mittel:

℞ Turpeth. Miner. gran. XII.
Lap, Contrayerv. ℥j.
Ther. Andromach. q. s.
M. F. Bol. no. 3.

Hiervon

*) Man sehe das neue verbesserte Dispensatorium, II. Theil, 94 Seite.

Hiervon nahm er täglich Abends beym Schlafengehen einen Bissen, und trank vier Löffel von folgendem Julep darauf.

℞ Aqu. Rut. ℥vj.
Theriac. ℥ij.
Syr. Poeon. com. ℥iß.
Tinct. Castor. ℥ij.
M. F. Julap.

Nachdem er dieses genommen hatte, schwitzte er sehr stark, und hatte täglich zwey dünne Stühle. Sein Zittern verlor sich, er schlief besser. Darnach gieng er ins kalte Bad, und ward völlig gesund.

Noch ist merkwürdig, daß nach dieser Heilungsart aus der Wunde dickes, reifes Eiter floß, und den Grind abstieß. Hernach heilte sie von sich selbst.

Diese Krankheit scheint mir schon von dem **Homer** beschrieben zu seyn, wiewohl **Cälius Aurelianus** aus der Stelle in der 8ten Iliade, wo der **Teucer** den **Hektor** κυνὰ λυσσητῆρα, d. i. einen tollen Hund nennt, noch nicht Beweise davon findet. Allein in der 9ten Iliade, 237 u. f. Vers, beschreibt **Ulysses** vor dem **Achilles**, der von dem **Chiron** in der Heilungskunde war unterrichtet worden, einen tollen Hund, so gut, als ein Arzt thun kann. Es kann kein Wort gefunden werden, das die Gesichtszüge eines tollen Hundes genauer ausdrückte, als Βλεμεαίνων.

In der 13ten Iliade heißt **Hektor** λυσσώδης. Dieses Wort kann eigentlich keine andere Tollheit, als die durch den Hundsbiß verursacht wird, bedeuten.

2. Von der Art, den Biß toller Hunde zu heilen, durch C. Mortimer.

Aus der 443 Numer, 319 Seite.

Im Oktober, 1736.

Das Pulver des Herrn **Dampier**, welches in den Londner Apotheken unter dem Namen *Puluis Antilyssus* eingeführt worden, wird wider den tollen Hundsbis für ein sehr gewisses Mittel gehalten.

Ich will hier einen Versuch hinzuthun, den ich in meinen *Thesibus Inauguralibus de ingressu humorum in corpus humanum, Lugd. Bat. 1724. 4.* gemacht habe. Ich glaube, daß der Gebrauch warmer Bäder, oder Bähungen denen, die von tollen Hunden gebissen worden, dienlicher sey, als die kalten Bäder. Denn ein kaltes Bad verstopft die Schweißlöcher, ein warmes aber öfnet sie. Da nun das Blut in dieser Krankheit sehr erhitzt ist, und des **Dampiers** Pulver auch eine sehr hitzige Arzeney ist, so scheint es wahrscheinlich, daß, wenn man jemanden, der es braucht, zugleich einige Stunden lang in heisses Wasser bis an das Kinn setzt, die Wirkung des Pulvers sehr unterstützt werde, indem das Blut verdünnet, und die Schweißlöcher erweitert werden.

Ebendaselbst, 360 Seite, wird der Nutzen des aschfarbigen Erdleberkrauts (*Lichenis canini* LINN.) vom Herrn **Mortimer** mit mehrerem bestätigt, da dadurch ein ganzer Haufen toller Hunde geheilt worden.

Morison legt dieser Erdflechte in dem 3ten Theile seiner *Historia plantarum Oxon.* eben diese Kraft bey, indem er sagt: Aduersus morium canis rabidi egregium est medicamentum.

Dampier und die Londner Aerzte nehmen von dem aschfarbigen Erdleberkraute und Pfeffer gleiche Theile.

Dr. Mead aber hat in einem einzelnen Quartblatte, so er im Jahr 1735 bekannt gemacht, noch einmal so viel Erdleberkraut als Pfeffer genommen *).

Des Dampiers Pulver wird mit Nutzen durch die Zuthuung der Lychnis viscosa, flore muscoso CASP. BAVHINI (*Cucubali Otitis* LINN.) verbessert werden. Man kann das Mittel auf folgende Art verbinden.

℞ Lichenis canini,
Piperis nigri,
Cucubali Otitis ana ℥ij.
M. Div. in 4 partes.

Dieses gebrauche man nach Dampiers Vorschrift.

3. Die Krankheit eines Jünglings, der vom tollen Hunde gebissen war, durch Edward Nourse.

Aus der 445 Numer, 5 Seite.

Im Jenner, 1737.

Ein Jüngling von 16 Jahren wurde im Junius, 1735, von einem tollen Hunde durch den Nagel seines rechten Daums gebissen. Als ich sogleich dazu gerufen wurde, wollte ich den Theil unterbinden und brennen: aber da mir dieses nicht zugelassen wurde, so gab ich ihm eine Stunde, nachdem er war gebissen worden, ein Quentgen von des Dampiers Pulver, wiederholte es den folgenden Morgen, ehe er nach Gravesend gesandt wurde, daselbst war er zehn Tage, badete sich täglich mit dem Salzwasser, wiederholte auch Abends und Morgens die

*) Dies Verhältniß findet sich auch jetzt in den Londner Apotheken. Man sehe Neu verbessertes Dispensatorium, II. Theil, Seite 710.

Arzeney, und brauchte sie vierzig Tage lang. Dieser Mensch spürte nicht das geringste Zeichen von einem empfangenen Gifte bis den Jenner 1737. Alsdenn beklagte er sich einen Abend über eine Erstarrung dreyer seiner Finger von der Hand, in die er nicht war gebissen worden. Den folgenden Morgen wurde ihm übel, er hatte grosse Schmerzen in seinem Magen, und in allen seinen Knochen. Des Abends rufte man mich, ihm zur Ader zu lassen, da die Leute glaubten, er habe sich erkältet. Als ich zu ihm kam, lag er in Fieberhitze, hatte einen harten vollen Puls, und beklagte sich über eben gemeldete Uebel. Er hatte diesen Tag nichts gegessen, da er nichts hinterschlucken konnte. In seinem Munde war keine Entzündung, und ich konnte die Ursache, wodurch das Schlucken verhindert wurde, nicht entdecken. Er erschrack, als ich ihm Molken in einem Becken darreichte, und konnte nicht leiden, daß dieses nahe an ihn kam. Ich nöthigte ihn doch, darnach einen Löffel voll davon zu verschlucken. Den Augenblick, als dieses geschehen, bekam er eine starke Zuckung; in seinem Gesichte zeigte sich ein merkwürdiges Entsetzen, darauf folgte ein Schweiß über den ganzen Kopf. Er nahm hernach noch einen Löffel Molken: es erfolgten dieselben Zufälle, nur weit stärker. Ich war nun überzeugt, daß diese Krankheit die Wasserscheu sey, und von dem Biß vor neunzehn Monaten herkäme. Denn er war, nach der genauesten Untersuchung, seitdem nicht wieder gebissen worden. Hierauf bat ich mir die Hülfe eines andern Arztes aus. Man rufte den Dr. Monro: dieser ließ ihm zur Ader, verordnete des Dampiers Pulver in Bissen um die vierte Stunde zu nehmen, und daß ihm ein Klystier gesetzt wurde. Dies geschahe, doch konnte er wegen Heftigkeit der Krankheit nur einen Bissen nehmen. Die Nacht brachte er sehr unruhig und schlaflos zu. Den 13ten Jenner des Morgens bekam er Zuckungen über den ganzen Körper, litte wechselsweise

Aufstossen

Aufstossen und Gähnen. Um neun Uhr verließ ihn der Verstand, er raste und schäumte aus dem Munde bis fünf Uhr Nachmittags. Alsdenn ward er ruhig, und starb um sieben Uhr.

Vergangenen Sommer, ein Jahr nachdem dieser Jüngling war gebissen worden, hatte ich ihm den Stein geschnitten. Seine Wunde heilte sehr leicht, und er war nach fünf Wochen gesund.

4. Von der Wirkung des vom Dainpier erfundenen Pulvers in der Heilung des Bisses vom tollen Hunde, durch Johann Fuller.

Aus der 448 Numer, 272 Seite.

Im Junius, 1738.

Der Nutzen dieses Mittels wider den Biß der tollen Hunde scheint mir so gewiß und groß zu seyn, daß keine Beweise von dessen Kräften nöthig sind. Ich selbst habe es allezeit an den Hunden mit glücklichem Erfolg gebraucht, auch wurde es vor einigen Jahren bey einigen Kindern und ihrer Mutter, nebst zwey Hunden, die alle von einem tollen Hunde gebissen worden, gebraucht, und sie wurden alle gesund.

Vergangene Weyhnachten wurde ein Mann in seine beyden Hände von einem tollen Hunde, der drey Tage nach dem Bisse starb, sehr heftig gebissen. Er gieng zu einem Manne, der in dergleichen Fällen ein gewisses Mittel haben sollte. Der krank gewesene sagte mir, daß er ein Kraut, welches wie ein trocknes Blatt gesehen hätte, mit Pfeffer vermischt, ihm gegeben. Ich zeigte ihm die Hundsflechte, und diese schien ihm dasselbe Kraut zu seyn. Diese Arzeney nahm er täglich, und spürte um 10 oder 11

Uhr eine heftige Hitze und Schmerzen im Kopfe. Dieses halte ich für die Folge von dem Bisse, nicht aber für die Wirkung der Arzeney. Als er mit dem Mittel eine gewisse Zeitlang fortgefahren hatte, so wurde er besser, und ist auch noch gesund. Seine Finger waren noch sehr entzündet, und wund; ich ließ ihm alle Pflaster, die er darauf hatte, wegnehmen, und wusch die Hände mit Salz und Wasser. In vierzehn Tagen war er völlig gesund.

5. Von einem, der nach den Biß eines tollen Hundes von Dr. David Hartley und Herrn Fr. Sandays ist geheilt worden.

Ebendaselbst, 274 Seite.

Zu Ende des Novembers, 1732, wurde ein Mann von einem tollen Hunde in die Hand gebissen, so daß Blut nachgieng. Er sagte drey Tage lang nichts davon. Den 4ten Tag, als ihn Herr Sandays sahe, war die Wunde geheilt. Er öfnete sie aber wieder, und hielt sie einige Zeit offen; doch endlich heilte sie aus Nachlässigkeit des Kranken eher zu, als man wünschte. Es wurde ihm zur Ader gelassen, Laxirmittel gegeben, und darnach nahm er täglich früh, drey Tage nach einander, eine halbe Unze von Dampiers Pulver, und mußte täglich einige Zeit lang in kaltem Wasser baden: doch dieses that der Kranke nicht länger, als drey Tage. Ausserdem mußte er alle Speisen meiden, und nichts als Wasser trinken. Diese Diät hielt er fünf Wochen: da er darnach gesund zu seyn glaubte, unterließ er dieselbe.

Den folgenden 7ten Jenner überfiel ihn Ueblichkeit, Schwindel, auch stotterte er, wenn er reden wollte, und

zuweilen vergiengen ihm die Sinnen. Endlich nahm der Schwindel so zu, daß er zweymal in Zeit von einer halben Stunde nieder fiel. Das letztemal kam er nicht eher zu Sinnen, bis ihm 18 oder 20 Unzen Blut weggelassen worden. Die ganze Nacht blieb er schlaflos, und mürrisch, des Morgens wurde ihm nochmals zur Ader gelassen, bis zu 15 Unzen Blut. Dr. Hartley kam den Abend um acht Uhr hin, und traf ihn sehr mürrisch und durstig; doch hatte er einen Abscheu für das Trinken, und sein Puls schlug geschwinde und hart. Er verordnete, daß er in ein kaltes Bad gesetzt würde; er wollte nicht, bis er sahe, daß Gewalt gebraucht wurde. Da um Mitternacht sein Puls stärker schlug, so wurden ihm wieder 18 Unzen Blut weggelassen. Die ganze Nacht ruhte er nicht. Um acht Uhr des Morgens badete er sich wieder in kaltem Wasser. Zu Mittage kam Herr Sandays, und ließ ihm sogleich 20 Unzen Blut weg. Er war die ganze Nacht ohne Ruhe. Seine Scheu für dem Trinken kam von einem Schmerz, den er beym Hinterschlucken empfand. Da den folgenden Morgen seine Stärke gar nicht vermindert war, und sein Puls so stark, als jemals schlug, so ließ er ihm wieder 16 Unzen Blut weg. Doch er blieb in denselben Umständen. Es wurde ihm darauf in derselben Woche noch zweymal zur Ader gelassen, so daß er zusammen ohngefähr 120 Unzen Blut verloren hatte. Nach dem letzten Aderlassen verloren sich seine Zufälle, er wurde schwach, matt und schläfrig. Darauf gieng er achtmal in das kalte Bad. Seine ganze Krankheit durch nahm er keine Arzeneyen. Bis jetzt, im Jahr 1738, ist dieser Mensch stets wohl gewesen.

LVI.

Von den Ursachen der Gicht, durch Michael Pinelli.

Aus der 403 Numer, 491 Seite.

Durch chymische Versuche habe ich gefunden, daß die festen Theilgen der menschlichen Knochen und umliegenden Theile aus Wasser, Oel, flüchtigen Laugensalz und etwas Erde bestehen. Im Blute und andern Säften habe ich dieselben Bestandtheile, nur mit dem Unterschiede, wahrgenommen, daß darinnen mehr Wasser, und weniger Oel und flüchtiges Laugensalz ist, als in den festen Theilen. Durch die Scheidung vermittelst flüssiger Auflösungsmittel (*via humida*) habe ich aus dem Unrath des Magens und der Därme stets ein dem Seesalz ähnliches Salz ausgezogen, welches nach genauer Untersuchung ein vollkommenes saures Salz war. Aller Sorgfalt ohnerachtet habe ich dergleichen aus keinem andern Theil des menschlichen Körpers erhalten können. Daher irren sich die, welche die Ursache der Gicht für eine im Blut enthaltene, das Grimmen verursachende Säure halten. Ich suchte daher die Ursache dieser Krankheit in dem andern salzigen Wesen, das in den festen und flüssigen Theilen gefunden wird. Dieses bestätigen folgende Versuche.

Ich nahm drey und eine halbe Unze von dem geronnenen Wesen, daß man in den Gelenken derer, die diese Krankheit leiden, findet; und that sie in sechs gläserne Flaschen, in jede 10 Gran. In die erste Flasche füllte ich abgezogenen Weinessig, in die andere Vitriolgeist, in die dritte Salzsäure, in die vierte Salmiakgeist, in die fünfte Hirschhorngeist, in die sechste Harngeist. In 24 Stunden war das geronnene Wesen in den Flaschen, welche die Säuren enthielten, gänzlich aufgelöst: in den drey

andern aber, wo laugenartige Salze waren, blieb es, sogar einige Zeit hernach, ganz und unverändert. Daher schloß ich, daß dieses geronnene Wesen laugenartig sey.

Die übrigen drey Unzen von diesem geronnenen Wesen schüttete ich in eine kleine Retorte, und zog sie bey einem mässigen Feuer ab: ich erhielt dadurch ein vollkommenes flüchtiges Laugensalz, das mit dem, was aus dem Blute, Harne und Knochen gezogen wird, völlig übereinstimmte; wenige Tropfen Oel, und ohngefähr zwey Quentgen von einer zurückgebliebenen Asche. Hieraus erhellet, daß diese Masse mit den übrigen festen und flüssigen Theilen des Körpers einerley Bestandtheile habe; und daß die Ursache der Gicht ein flüchtiges, laugenartiges, beizendes Salz sey, welches die empfindsamen Häute der Gelenke zerfrißt, und daher solche heftige Schmerzen verursacht.

LVII.

1. Von dem Nutzen des kalten Wassers in den Fiebern, durch Nikolaus Cyrillus, Professor der Medicin zu Neapel.

Aus der 410 Numer, 142 Seite.

Zwar ist der Gebrauch des kalten Wassers und andere kalte Mittel schon bey den ältesten Aerzten üblich gewesen: allein, daß man die Fieber bloß durch kaltes Schneewasser, viele Tage lang häufig getrunken, heilet, und alle andere Arzeney unterläßt, dieses halte ich für neu. Man sagt, daß diese Art aus Spanien vor kurzem hieher gebracht worden, und ich habe mit Erstaunen und wider meine Erwartung auf diese Art viele vom Tode gerettet gesehen.

Fürs erste wird, nachdem sich der Kranke einige Stunden lang aller Speisen enthalten, wenn der Magen ganz leer ist, durch Schnee kalt gemachtes Wasser dem Kranken zu trinken gegeben. Hiervon trinkt er eine halbe oder ganze Kanne, nach Beschaffenheit des Alters, der Kräfte und des Durstes. Jede Stunde, oder nur die zweyte Stunde läßt man dasselbe Maaß Tag und Nacht wiederholen, und unterläßt es nur alsdenn, wenn der Kranke schläft. Die Kranken müssen sich aller Speisen enthalten: denn man weis aus der Erfahrung, daß diese, wenn sie sich mit dem kalten Wasser vermischten, im Magen faulten, und daß davon das Wasser angesteckt wurde, und nicht durch die feinsten Gefässe in die äussersten und innersten Theile des Körpers vertheilt werden konnte. Dies Fasten muß viele Tage dauern, bis das Fieber ganz ausbleibt, oder sehr nachläßt, und der Kranke über Hunger klagt: sonst wird das Fieber mit allen seinen Zufällen wieder erregt. Daher müssen sich die Kranken zehn und noch mehrere Tage lang aller Speisen enthalten. So bald man aber dem Kranken Speise erlaubt so muß sie ohne oder mit sehr wenig Wasser gegeben werden, ja man muß einige Stunden darnach kein Wasser zu trinken geben.

Die Speisen, die man hernach giebt, müssen leicht zu verdauen seyn, und gute Nahrung bey sich führen: Brodt mit Wasser gekocht, Küchelgen aus Brodtkrumen, ein weiches Ey, kaum aber Fleischbrühe. Zuerst darf man nur einmal des Tages, und sehr wenig, hernach zweymal essen, so daß man sich zu Mittage völlig satt, des Abends aber nur sehr sparsam ißt. Doch muß man sich einen Monat lang, und noch länger, aller Speisen enthalten. Bey dieser Speise müssen die Kranken, nach der Verdauung derselben, dreymal des Tages zum Trinken des kalten Wassers angehalten werden, bis sie völlig gesund sind.

Hierbey

Hierbey aber hat man erstlich zu bemerken, ob sich das Wasser einen freyen Durchgang verschaffe, oder nicht: ein Zeichen davon ist, wenn nach Zeit eines Tages viel ungefärbter Harn ausgeleert wird. Zuweilen bekömmt der Kranke gleich den ersten, andern oder dritten Tag häufige Stühle, womit viel unreine Säfte weggehen: dieses giebt gute Hofnung, denn das Fieber wird gleich geschwächt. Geschicht dies nicht, so müssen Klystiere gesetzt und süß Mandelöl eingenommen werden: damit die Fiebermaterie durch die Därme ausgeleert, und das Wasser in das Blut gebracht werde.

Trägt es sich aber zu, wie sehr oft geschieht, daß Ohrengeschwülste entstehen, oder mit dem dicken Unrath und Harne Eiter ausgeleert wird, als ein Zeichen von einem reifen Geschwüre; so muß das kalte Wasser noch häufiger getrunken werden. Denn das Wasser, welches die stockenden Säfte von den innern nach den äussern Theilen treiben, und in Eiter verwandeln kann, besitzt auch die Kraft, dieselben auszuleeren, und die angegriffenen Theile für dem Absterben zu beschützen: wie ich oft erfahren habe. Hingegen weis ich aus Erfahrung, daß die Geschwüre in dem Hirn und der Brust nicht durch den Gebrauch des Wassers sind geheilt worden. Doch habe ich viele gesehen, die, nachdem sie Eiter aus der Nase, Ohren, Munde und Lungen ausgeleert hatten, doch geheilt wurden. Wenn sich daher solche Zufälle zeigen, so setzen wir den Gebrauch des Wassers nicht aus, sondern brauchen Blasenpflaster, oder dergleichen, wenn die Kranken schläfrig werden; oder wenn sie schwer Athem holen, reichen wir ihnen Oel von süssen Mandeln, oder machen das Wasser etwas lau. Zuweilen kömmt in den ersten Tagen des Wassertrinkens heftiges Brechen dazu; wenn damit unreine Säfte weggeworfen werden, so ist es gut; brechen aber die Kranken das reine Wasser weg, so müssen sie oft und zu wiederholten malen trinken, denn es folgen

darauf die bösartigen Säfte. Entstehet der Schlucken, so muß man auch beständig Wasser reichen, alsdenn hört er auf. Erfolgt ein Schweiß, so ist der Kranke in Lebensgefahr; folglich muß man diesen unterdrücken, indem man noch kälteres Wasser sehr häufig trinken läßt, den Körper entblößt, frische Luft zuläßt, ja einige besprengen den Körper mit Schnee.

Gefährlich ist es, wenn die Kranken durch Wahnwitz, Schlafsucht oder Schwäche verhindert werden, oft und viel Wasser zu trinken: doch muß man sich dieses zu thun auf alle mögliche Art und Weise bemühen. Bey den Rasenden brauchten wir Gewalt und Drohung, den Schwachen und Schlafenden steckten wir Schnee in den Mund.

Ueberhaupt muß man sich des Wassers erst alsdenn bedienen, wenn das Fieber am heftigsten, und der Kranke in der größten Gefahr ist: denn alsdenn werden die gleichsam gekochten Theilgen der Fiebermaterie am leichtesten von den Säften des Körpers abgesondert und ausgeleert. Ich habe daher diejenigen allezeit davon kommen gesehen, welche gleichsam in dem Todeskampfe sich zu diesem Mittel wendeten, hingegen starben öfters solche, die gleich im Anfang der Krankheit dasselbe gebrauchten. Doch wird es in den Gallenfiebern gleich Anfangs mit Nutzen gebraucht.

Man kann also in hitzigen, bösartigen und allen tödtlichen Fiebern zu rechter Zeit die Wasserdiät gebrauchen. Denn das sehr kalte Wasser verdünnt sowohl das zum Gerinnen geneigte Blut, als es verringert auch das aufgelößte Blut, indem es die scharfen Salze gleichsam stumpf macht.

In den Fiebern, die mit Entzündungen der Lungen und anderer Eingeweide verbunden sind, geben wir zuweilen warmes Wasser, und wenden uns nach und nach zum kalten. Fast allezeit werden die Kranken auf

diese Art geheilt; doch zuweilen ist unsere Hofnung zu nichte geworden.

Auch in andern Krankheiten, als in Bauchflüssen, Harnverhaltung, Herzspannen, Darmgicht, Hypochondrie, Wassersucht, Blattern und langwierigen Krankheiten haben wir grossen Nutzen von dem Gebrauch des kalten Wassers erfahren. Doch untersagen wir die Speisen nicht in allen diesen Krankheiten, sondern begnügen uns, wenn der Kranke früh, vier Stunden vor einer mässigen Mahlzeit, und auch acht Stunden darnoch häufig Wasser trinkt.

Noch ist zu merken, daß man viel eher darinnen fehlt, wenn man zu wenig trinken läßt, als daß man dies könnte zu häufig thun lassen.

2. Ein Mittel wider die Wechselfieber, durch Herrn Thomas Shaw.

Aus der 411 Numer, 183 Seite.

Zu Algier haben wir eine Art Scabiosen, welche in Vertreibung der Wechselfieber sehr kräftig ist. Sie ist derjenigen, die **Morison** im III. Th. 21 Kap. 6 Sekt. 14 Taf. 20 Fig. (*Scabiosa columbaria* LINN.) oder seiner 25ten Art, die er ebendaselbst auf der 15ten Taf. 25 Fig. (*Scabiosa gramontia* LINN.) abbildet, sehr ähnlich, nur ist der Blumenkopf nicht rund. Ich nenne sie daher Scabiosa, flore pallide purpureo, capitulo oblongo, foliis superioribus incisis, inferioribus integris, serratis. Man nimmt davon zu einem Maaß Wasser eine Handvoll Kraut, und kocht es zu einem Nössel ein: man giebt davon eine Coffeeschale nüchtern, kurz vor der Mahlzeit und auch des Abends, ohne auf die Zwischenzeit der Fieberanfälle zu sehen. Diese Pflanze wirkt gemeiniglich durch die Stühle oder den Harn. Ich habe diese Pflanze nur

hier,

hier, zu Oran, Gibraltar, und an dem Berge Libanon wachsen gesehen.

LVIII.

Von dem Nutzen der Chinarinde in dem kalten Brande, durch den Wundarzt Johann Shipton.

Aus der 426 Numer, 434 Seite.

Dr. Rushworth wurde den 18 Oktober, 1731, zu einem Mann gerufen, der den Brand am Beine hatte. Dieser kam aus innerlichen Ursachen her, war mit heftigem Fieber und unordentlichem Pulse verbunden, und bis an den Knochen gegangen. Zuerst ließ er die Theile stark schröpfen, und hemmte den Brand durch andere gewöhnliche Mittel; da er hernach mehrmal wieder zunahm, wurde ihm auf ähnliche Art Einhalt gethan: bis er endlich, da das Fieber nachließ, durch die Chinarinde das Fieber und den Brand völlig unterdrückte. Nachdem dem Kranken das Schienbein abgelöst worden, hat er gesund noch viele Jahre gelebt. Eben diese Heilung hat er einigemal erfahren.

Herr Dr. Amyand hat sich auch der Chinarinde siebenmal wider den kalten Brand bedient, besonders bey einem 78jährigen Manne; bey diesem war der Brand aus einer Entzündung entstanden, und da er täglich um sich griff, so trennten sich 24 Stunden nach dem Gebrauch der Rinde die abgestorbenen Theile, und es kam gutartiges Eiter zum Vorschein. Desgleichen bey einem andern, wo der Brand schon seit drey Wochen allen andern Mitteln widerstand: und auch bey einem, wo der Brand zu den Stichen kam, die man in die Schienbeine wegen der Wassersucht gemacht hatte, wurde das Uebel in Zeit eines

Tages

Tages gehemmt; doch starb dieser Kranke, da er eine unheilbare Gelbsucht hatte, und ganz entkräftet war an dem Brande, der das andere Bein ergriff. Diese Fälle hat Herr Dr. Rushworth in einem besondern Buche weitläuftiger beschrieben *).

Auch ist der Fall des Herrn Johann Douglas merkwürdig **), da ein 50jähriger Mann vom Brande durch die Chinarinde geheilt wurde. Hierzu will ich einige meiner Bemerkungen thun.

Vor dem Jahre bekam ein 50jähriger Mann, der sehr stark dem Trunke ergeben war, nach einer Entzündung am Fusse den Brand in den Fingern und der Fußwurzel. Ohnerachtet aller Mittel nahm der Brand immer mehr und mehr zu, es zeigte sich ein schleichendes Fieber, und ein sehr häufiger dünner Harnfluß. Ich schlug daher den Gebrauch der Chinarinde vor. Als man dieselbe einige Tage lang um die vierte Stunde zu zwey Quentgen gegeben hatte, so spürte man weder in Ansehung des Harnflusses noch des Brandes einige Besserung, sondern der Kranke starb nach zwey Wochen.

Eine glücklichere Wirkung that die Chinarinde neulichst in einem 35jährigen Manne, der dicke, zähe, skorbutische Säfte hatte. Dieser hatte sich mit einer Flinte in die flache Hand eine grosse tiefe Wunde geschossen, wodurch viel Gefässe und Sehnen zerrissen wurden. Nach einigen Tagen entstanden in der ganzen Hand, den Daumen ausgenommen, und im Arme grosse Schmerzen, Geschwulst

*) In den Proposals for the improvement of surgery, London, 1731. 8.

**) Er ist beschrieben in dem Buche folgendes Titels: A short Account of Mortifications and of the surprising effect of the bark in putting a Stop to their progress, by JOHN DOVGLASS, London, 1732. 8.

schwulst und Entzündung, und zur Wunde lief etwas dünnes, anfangs blutiges, hernach braunes, stinkendes Eiter heraus. Die Wunde wurde schwarz, und griff nebst der Geschwulst und Entzündung um sich, wiewohl die gewöhnlichen Wundmittel gebraucht wurden. Den 11ten Tag flossen in Zeit von 24 Stunden viermal einige Unzen Blut von selbst heraus. Dieser Blutfluß hörte zweymal von sich selbst auf, zweymal ward er durch den Druck und Terpentingeist angehalten. Die Ränder der Wunde wurden nun deutlich vom Brande ergriffen. Den 12ten Tag fieng ich an die Chinarinde zu brauchen: ich gab ihm früh zwey Quentgen, und ließ diese um die vierte Stunde wiederholen. Den folgenden Morgen war der Schmerz sehr gelindert, die Geschwulst der Hand viel kleiner, auch zeigte sich in der Wunde etwas Eiter, und der abgestorbene Rand trennte sich von den gesunden Theilen. Das Fieber, welches mit dem Blutflusse sehr zugenommen hatte, ruhte ganz, und im Harne war ein weißlich gelblicher Satz. Zwey Tage gab ich die Chinarinde auf obige Art fort, alsdenn noch zwey Tage dreymal täglich, alsdenn zweymal drey Tage lang, so daß er in einer Woche zwey Unzen genommen hatte. Unterdessen vergiengen Geschwulst und Entzündung, reines Eiter floß aus der Wunde, es wuchs neues Fleisch, der Schmerz nahm sehr ab, doch war er noch heftig genug in der Handwurzel, wenn sie bewegt wurde. Drey Wochen durch gieng alles gut, nur hatte er bald im Fusse, bald in der Schulterhöhe, oder in den Schulterblättern Reissen; aber kein Fieber, sondern guten Appetit. Hernach aber wurde sein Magen schwächer, der Schmerz und die Geschwulst wurden in der Hand grösser, der Puls schlug geschwinder, und es schien in der Mittelhand ein neu Geschwür zu entstehen. Unterdessen floß zu der alten Wunde gutes Eiter, wie zuvor, heraus. Den vierten Tag aber entstanden Blasen an dem Rande der Wunde, es floß dünnes

Eiter

Eiter heraus, die Geschwulst, Entzündung und Schmerz ergriffen die ganze Hand, und es zeigte sich wieder der Brand. Ich gab darauf die Chinarinde, wie zuvor. Nach acht Stunden war der Schmerz merklich gemindert, und bey dem folgenden Verbande war die Geschwulst halb so klein, und es floß gutes Eiter heraus. Ich ließ darauf sechs Wochen lang wöchentlich eine halbe Unze von der Chinarinde geben, und erlangte erst im vierten Monate die völlige Heilung dieser gefährlichen Wunde. Man sieht hieraus, daß die ganze Kur einzig und allein den Kräften der Chinarinde zuzuschreiben sey.

LIX.

Von den Zufällen des inneren Krebses, und der Beschaffenheit der damit behafteten innern Theile, durch Wilhelm Burton.

Aus der 464 Numer, 96 Seite.

Gelesen den 13 May, 1742.

Ein kleiner, blasser, munterer, mässig lebender Lohnarbeiter von 36 Jahren, war seit einigen Jahren mit herumziehenden Gicht- Kolik- und Nierenschmerzen geplagt gewesen. Wenn er zu dieser Zeit am gesündesten war, so hatte er gemeiniglich verstopften Leib, und in seinem Harne setzte sich ein steiniges Wesen gleich nach der Ausleerung zu Boden.

Im Merz, 1733, bekam er durch ein stumpfes Instrument einen heftigen Schlag an seine Lenden, und an den Rand des Beckenbeins auf der linken Seite: dieser machte ihn auf diesen Tag unvermögend zum Arbeiten, den folgenden nahm der Schmerz ab, und er war sechs Monate darauf so gesund, daß er sich dieses Zufalls nicht erinnerte, bis einen Monat nach seinem Tode.

Den folgenden Jenner klagte er über einen heftigen Schmerz, welcher sich von dem Rande des Beckenbeins auf der linken Seite bis an die untern Ribben ausdehnte; daher konnte er niemals, besonders in der Nacht, ruhen, warf oft die Betten von sich ab, und lag bloß. Er konnte weder auf dem Rücken, noch auf der leidenden Seite liegen, sondern stemmte sich auf seinen rechten Ellbogen. Im April, 1734, wurde sein linkes Bein durch eine Zusammenziehung der Muskeln, so nach dem Unterleibe gezogen, daß er nicht darauf stehen konnte. Seine linke Hode, die erst kleiner, als die rechte war, hatte sich jetzt verhärtet, und war noch einmal so groß, als die andere, geworden, auch die linken Saamengefässe fühlten sich, wie eine knotige Schnure an. Er bekam eine Art vom hektischen Fieber, das um Mittagszeit und Abends um sechs Uhr nebst seinen Schmerzen heftiger wurde. Ohne schlafbringende Mittel schlief er des Nachts nicht. Wiewohl ihm der Appetit fehlte, so hatte er doch keine Neigung zum Brechen, und klagte auch nicht über Durst. Er holte frey Athem, und leerte auch den Harn aus. Durch hitzige Arzeneyen wurden seine Schmerzen stets ärger: und der Schmerz in den Därmen ließ etwas nach, wenn erweichende und kühlende Klystiere gesetzt wurden, und dadurch hatte er täglich einen oder zwey Stuhlgänge. Der dicke Unrath war von mittelmässiger Dichtigkeit und ganz dünne mit Galle gefärbt. Das Blut, das ihm durch ofte kleine Aderlässe weggenommen wurde, hatte stets eine dicke, zähe, Entzündungshaut, und anfangs spürte er, nach jedem Aderlassen, Linderung. Auch durch jedes neues Mittel, ausser die hitzigen, wurde sein Leiden anfangs in etwas gemindert.

Den vierten Jenner, 1734, hielt der Apotheker seine Krankheit für die Kolik, und gab ihm lindernde

Latwergen,

Latwergen, Diasennenpulver (*Pulvis diasennae* *), Wachholderöl und erweichende Klystiere. Drey Tage darnach, da die Schmerzen in der linken Seite zunahmen, und den Schließmuskel der Harnblase ergriffen, vertrieb man sie durch wiederholtes Aderlassen, Gerstentrank, Prunellensalz und Altheensyrup. Den 12ten klagte er über Hitze in der Schaamgegend und Verstopfung; doch befand er sich nach dem Gebrauch der gehörigen Mittel bis den 24sten leidlich, alsdenn kamen die herumziehenden Schmerzen wieder, und da diese nicht auf sonst gewöhnliche Arzeney weichen wollte, so verordnete der Arzt Wallrath mit Krebsscheerenpulver und Hirschhorngeist, und zuweilen hieß er mit dem Prunellensalz fortfahren, und gab einen Bissen, worinnen versüßtes Queckfilber war, des Abends und den Morgen darauf einen Senesblättertrank. Durch diese Mittel und Prunellensalz, mit Zinnober in Honig gegeben, wurden diese Schmerzen gelindert. Doch vom dritten Februar bis zum vierten April plagten ihn zuweilen Nierenschmerzen, Wechselfieber, Seitenstechen, Harnschneiden, ohne alle Ordnung, wiewohl alle mögliche Mittel gebraucht wurden. Den 20sten Merz gab man ihm fünf Gran versüßtes Queckfilber, vier Nächte nach einander, und darauf einen Laxirtrank aus Senesblättern; alsdenn nahm er wieder bis den 28sten das Queckfilber, und darauf noch einen Laxirtrank. Zuweilen brauchte man schlafbringende Mittel zur Nacht; und auf die Hoden wurde Opodeldochsalbe gelegt.

Den vierten April wurde ich zu Rathe gezogen. Er klagte über einen unerträglichen Schmerz bey jedem Druck auf die Gegend der linken Niere. Ich ließ daher einen eitermachenden Umschlag des Tages, und des Nachts ein

*) Man sehe das neue verbesserte Dispensatorium, II. Theil, 724 Seite.

Pflaster auflegen. Lindernde Milchtränke, Molken, und dergleichen, nahm er bis den achten April innerlich. Darauf wurde ihm rohes Queckſilber gerathen. Hiervon nahm er Abends und früh eine Unze; dieſes linderte den Schmerzen ſo, daß er mit demſelben bis den 17ten fortfuhr: alsdenn kamen ſeine Schmerzen wieder. Man ließ ihm um den dritten Tag fünf Unzen Blut aus der Ader, und gab ihm ſäuerliche, kühlende, ſchmerzſtillende Mittel bis den 29ſten April. Alsdenn meldete er erſt, daß er neben dem linken Muſkel zwiſchen dem Bruſt- und Gehörbeine eine verhärtete Geſchwulſt, die ſo groß als ein Hünerey war, hatte. Aus der Vergleichung derſelben mit der verhärteten Hode muthmaßten wir, daß entweder die groſſe Magendrüſe oder die Gekrösdrüſen mit dem Krebs behaftet wären. Er wurde endlich, bey dem Gebrauch der beſten Mittel, immer mehr und mehr abgezehrt, und ſtarb den 21ſten May.

Den 22ſten fanden wir bey der Oefnung die Bauchmuſkel ganz blaubleich. Das Netz hatte nicht das geringſte Fett. Die an dem linken Beckenbein liegenden Därme waren grün gefärbt. Sonſt ſahe man beym erſten Schein in der Lage der Därme nichts verletztes. Der rechte Magenmund lag tiefer, als gewöhnlich. Die Farbe oder das Gewebe der Leber war nicht merklich verletzt. Die Milz war ſehr groß, und hieng hinten mit dem Bauchfelle ſo feſt zuſammen, daß man ſie, ohne ſie zu zerreiſſen, nicht trennen konnte. An dem Orte, wo ſie verwachſen war, blieb eine dicke, ſchwielichte, faſt hornige Haut zurück. Die groſſe Magendrüſe war ſehr klein, und ſchien aus kleinen verhärteten Drüſen zu beſtehen. Die linke Niere war zweymal ſo groß, als natürlich. Sie war um das Becken herum durch ein krebsartiges, dünnes Eiter zerbeizt; doch war ihr innerer Bau nicht gänzlich zerſtört. Allein der wahre Sitz der Krankheit waren eine

Menge

Menge grosse, mit dem Krebs behaftete Drüsen, die von dem Milchbehälter bis an die untern Rückgradwirbel reichten, und so mit einander verbunden waren, daß sie gleichsam eine Drüse, die an die Lenden und an den linken Lendenmuskel befestiget war, ausmachten: diese waren viermal so groß, als die grosse Magendrüse, und so dicke, als die rechte gesunde Niere. Die niedersteigende grosse Schlagader gieng der Länge nach mitten durch diesen widernatürlichen Körper: Aus diesem floß das krebsartige dünne Eiter, welches die Nieren und umliegenden Theile ganz zerbeizt hatte. Etwas von diesem Eiter hatte den hervorragenden Rand des Beckenbeins ganz entblöst. Die Saamengefässe der linken Seite waren knotig, angeschwollen und blaubleich: die Gekrösdrüsen verhärtet, und der niedersteigende Stamm der grossen Schlagader kleiner, als gewöhnlich, und enthielt einen kleinen Schleimpfropf.

Ein Schneider, der 29 Jahr alt, blaß, von mittler Grösse und schwacher Natur, und den ganzen Tag gewohnt war, Toback zu rauchen, auch zuweilen stark zu trinken, wurde acht Jahr vor seinem Tode an die Ecke eines Wagens geworfen, und verletzte dadurch das Ende seines Rückgrads und die daselbst liegenden Theile sehr stark. Nachdem die heftigsten Schmerzen gelindert waren, so wurde er mit Kolikschmerzen geplagt, und es schien ihm, als wenn seine Därme an sein Rückgrad gezogen würden, gemeiniglich merkte er Linderung, wenn er seine Kleider so fest als möglich zusammenband. Auch bediente er sich Wachholderbrantewein und starker Tränke, um Linderung zu bekommen, aber selten liessen sie nach, bis sich eine Geschwulst, die so groß als ein Hünerey war, in der rechten Schaamweiche zeigte. Die Kolikschmerzen dauerten nicht über 24 Stunden, aber die Geschwulst blieb zwey oder drey Tage. Oefters empfand er Stiche unter

seiner linken Brust, diese wurden durch Aderlassen gehoben.

Aber in der Mitte des Novembers, 1735, wurde seine Kolik so heftig, daß er nicht im Bette liegen, noch ohne Opiate schlafen konnte. Den 21sten November nahm er einige blähungstreibende Pillen, die ihm der Apotheker gesandt hatte. Er hatte ofte Neigung zum Brechen, und war sehr verstopft. Seine Schmerzen verbreiteten sich nur in den Därmen, und des Abends am heftigsten, und quälten ihn bis früh um fünf oder sechs Uhr. Sein Puls schlug gemeiniglich in einer Minute hundertmal, und des Nachts noch öfter. Er hatte weder allzuviel Hitze, noch Durst. Er leerte etwas wenig, aber natürlich gefärbten Harn aus. Seine Zunge war nahe an der Wurzel unrein, doch nicht sehr weiß. Nachdem er einige Laxirmittel, den Leinsaamen-Aufguß, Gerstenwasser und Fleischbrühen, auch Klystiere aus Molken, Oel und Honig gebraucht hatte, hörte das Erbrechen auf, und der Schmerz stieg aus der obern Gegend nach der niedern Gegend des Unterleibes. Den 24sten November nahm er folgenden Laxirtrank.

℞ Tinctura Rhab c. Vino ℥iij.
Elixir propriet. Hel'mo.nt. ʒj.
Sal Absinth. ʒß.
M.

Ferner zwey laxirende Klystiere, in deren einem eine halbe Unze Terpentin war, dieses machte keinen ofnen Leib. Er nahm einen Bissen, der aus einem halben Quentgen versüßten Queckſilber und zwölf Gran Kampher bestand. Den folgenden Tag dauerten die Schmerzen fort, wiewohl das Laxirmittel gewirkt hatte. Das Aderlassen war seither unterlassen worden, weil er eine Woche vor dem Anfalle zehn Unzen Blut verloren hatte; jetzt aber ließ man

ihm

ihm eben so viel Blut weg, welches ihm sogleich Linderung verschaffte. Sein Blut war sehr klebrig.

Darnach beklagte er sich hauptsächlich über Schmerzen in der Gegend der Nieren und längst nach den Harngängen. Den 26sten November verließ der Schmerz die Lendengegend, und nahm die Schaam und dicken Beine ein, nachdem ölige Säftgen, Manna, Wermuthsalz, Salpeter, Klystiere und Tränke aus Molken und Honig, schmerzstillende Mittel und wiederholtes Aderlassen waren gebraucht worden. Durch den Gebrauch einiger Tränke, worinnen Arabisches Gummi und Salpeter war, wurde der Schmerz um die Schaam geschwächt, und war am stärksten in dem linken Dickbeine und Hüfte. Von dieser Zeit an saß der Kranke fast gemeiniglich aufrecht im Bette, und lehnte sich vor nach der linken Seite, und hielt die Beine meistens kreuzweiß. Auf der rechten Seite konnte er nicht einen Augenblick liegen. Sein Harn war in aller Absicht wie im gesunden Zustande. Er wurde ohne den Schmerz weggelassen, welcher bald, nachdem die Nierenschmerzen anfiengen, die Wurzel der männlichen Ruthe eingenommen hatte. Jetzt schien seine Krankheit ein Hüftweh (*Lumbago*) oder die Eicht zu seyn, welche die linke Seite meistens angriffen. Er brauchte daher den 2 December eine harntreibende und eröfnende Latwerge, und Klystiere mit Terpentin. Bis zu dieser Zeit hatte er ohne Klystiere wenig Stühle, und diese waren gemeiniglich stinkend und in geringer Menge. Da den fünften December Schmerz und Fieber zunahmen, so gab man ihm einen eröfnenden kühlenden und einen schmerzstillenden Trank bis den 9ten December. Alsdenn untersuchte ich das dicke Bein, wo der größte Schmerz war, und fand einige kleine verhärtete Drüsen in der Schaamweiche, die man nur fühlen, nicht aber sehen konnte. Von der Zeit an fürchtete ich, er sey zu Verhärtung der Drüsen geneigt, und verschrieb ihm daher folgendes Mittel.

℞ Myrrh.
Milleped.
Suc. Glycyrrhiz.
Terebinth. Venet.
Pil. Matth. ana ℈j.
Balſ. Gilead. ℈ß.
Diacod. q. ſ.
F. Pilul. no. 20. D. S. zwey Pillen um die dritte Stunde mit Molken zu nehmen.

Da er darnach Linderung ſpürte, ſo wurde es wiederholt, nur gab ich anſtatt acht Gran von den Matthews-Pillen fünf Tropfen Anisöl. Dieſes brauchte er bis den 12ten December. Alsdenn kamen ſeine Schmerzen ſehr heftig wieder, und er huſtete eine Materie weg, die dem Gewebe der Lungen glich, und mit Blut vermiſcht war. Sein Athem wurde ſtinkend und beſchwerlich, und er klagte über Durſt. Er brauchte ölige ſchmærzſtillende Tränke bis den 15ten. Dieſen Tag überfiel ihn zu Mitternacht ein ſo heftiges Seitenſtechen, daß er geſtorben wäre, wenn ihm nicht ſogleich zehn Unzen Blut wäre weggelaſſen worden. Hierauf ließ der Schmerz zwar nach, ergriff ihn aber einige Minuten darnach von neuem. Das Blut war noch ſo zähe, wie jemals. Des Abends, wenn ſeine Schmerzen am heftigſten wüteten, war er zuweilen raſend geweſen.

Den 18ten December zeigte er mir eine Geſchwulſt nahe an ſeinem Nabel. Wenn er ſaß, ſahe man ſie nicht, wenn er ſich aber legte, ſo war daſelbſt eine Hervorragung, die gröſſer als ein Hühnerey war. Aus derſelben Lage, Widerſtand, Ungleichheit und Verſchwinden, wenn er aufrechts ſaß, und auch daraus, daß ſie nach zertheilenden Blähungen nicht kleiner wurde, hielt man ſie für eine verhärtete Drüſengeſchwulſt. Man legte äuſſerlich Froſchleich- und Queckſilberpflaſter auf: und da ich glaubte,

es würde ein innerlicher Krebsschaden da seyn, so ließ ich Ihn jeden Morgen eine Unze Queckſilber innerlich brauchen. Hierauf lieſſen seine Schmerzen so nach, daß er fast vierzehn Tage ohne Opiate mehr schlief, als vordem bey dem Gebrauch derselben, ja er war so belebt, daß er einigen Appetit zum Essen bekam, und zwey oder dreymal die Treppen steigen konnte. Das Queckſilber gieng durch den Stuhl weg, und täglich hatte er jetzt eine, auch zwey Oefnungen, ohne Klyſtiere. Er trank meistens Milch und warmes Wasser. Seine gröſte Klage war jetzt ein sehr beunruhigendes Herzweh, besonders wenn er darnieder lag. Dieses ließ etwas nach, da er Englische Kreide und Wermuthsalz nahm. Nach dem ersten Gebrauch des Queckſilbers bis den 12ten Tag schien er sich zu beſſern. Hernach unterließ er ihn einige Tage zu brauchen, und fiel darauf in den vorigen, und noch schlimmern Zuſtand. Wiewohl er sich nun nach der Wiederholung desſelben etwas leidlicher befand, so dauerten doch die guten Wirkungen nicht lange; er wurde täglich schwächer, und starb den 13ten Jenner fast ganz abgezehrt.

In den Decken des Unterleibes, den Bauchmuſkeln und dem Bauchfell war nichts Widernatürliches. Das Netz war ganz ohne Fett, und dessen unterer Theil abgestorben. Unter diesen Theilen zeigte sich ein fremder Körper, der da, wo die Geschwulst bemerkt worden, lag, und so groß als eine grosse Patatas war. Da die umliegenden Eingeweide abgesondert worden, so fand man, daß es ein schwammiger, verhärteter, krebsartiger Drüsenauswuchs war, und von der linken Seite der Rückenwirbel von dem Zwerchfell an bis an das Becken entstand. Dieser nahm fast die halbe Bauchhöhle ein, oben war er mit dem Grimmdarme bedeckt, und hieng mit demselben, der da, wo er verwachsen, schwarz und abgestorben war, fest zusammen. An der linken Seite der Lendenwirbel

war

war er mit dem Bauchfell fest verwachsen, hatte die linke Niere aus ihrer Lage, und vorwärts an die linke Seite des Nabels getrieben, so daß man sie, gleich nachdem das Netz weggenommen war, sahe. Auch hatte er die niedersteigende grosse Schlagader, die linken Nieren- und Gekrösgefässe gänzlich aus ihrer natürlichen Lage gebracht, als welche alle fast durch den Mittelpunkt dieses fremden Körpers giengen, und kleiner als natürlich waren. Er war mit den Nieren da, wo die Gefässe in sie gehen, fest verwachsen, und hatte die engen Därme ganz in das Becken gestossen. In dem Magen war nichts Widernatürliches. Die Milz und linke Niere waren bläsſer, als natürlich, auch war die letzte mehr zusammengefallen. Die Gallenblase war so eingeschrumpft, daß sie nicht grösser, als eine Muskatennuß, und ganz leer war. An der Leber war ein kleiner Zappen, der so groß als eine Haselnuß war, und an einem Stiele hieng. Alle andere Eingeweide hatten nichts Widernatürliches.

Wir konnten diesen krebsartigen Auswuchs nicht, ohne ihn zu zerreissen, lostrennen, und als er losgemacht war, so zeigten sich zwey oder drey blosse Nerven, die in das Bein giengen, und durch diese Geschwulst waren gedruckt worden. Dieser Auswuchs hatte am Gewicht ohngefähr fünf Pfund. Er war einen halben Zoll tief schwarz und abgestorben, das übrige war ein schwammiges Gewebe, aus dem dünnes Eiter in das Becken floß.

Der rechte Lungenlappen war voller verhärteten krebsartigen Knäutelgen, aus denen ein dünnes Eiter floß; der linke Lungenlappen war viel kleiner, als der rechte, und mit dem Brust- und Mittelfell fest verwachsen: Auch hatte er einige Knäutel. In der rechten Herzkammer an der Oefnung der Lungenschlagader war ein grosser Schleimpfropf; sonst war das Herz gesund.

Ich habe zu gleicher Zeit einen ähnlichen Fall gehabt, der in Ansehung der Ursachen und Zufälle mit diesen beyden vollkommen übereinstimmte: allein ich konnte den Leichnam nicht öfnen. Das Queckſilber war auch in diesem Falle das einzige auf zehn Tage lang ſchmerzſtillende Mittel.

Aus den erzählten Zufällen kann man leichtlich die Kennzeichen eines innerlichen Krebſes ziehen.

LX.

Verſchiedene mediciniſch-chirurgiſche Bemerkungen von Dr. Johann Daniel Schlichting.

Aus der 466 Numer, 270 Seite.

Geleſen den 23 Dec. 1742.

1. Einige Bemerkungen, den Winddorn betreffend.

Ich habe bemerkt, daß der Winddorn der Venusſeuche ſehr ähnlich ſey, und ſowohl die Säfte als Gefäſſe des Körpers verderbe. Er greift nicht allezeit die Knochen oder das Mark zuerſt an, ſondern auch zuweilen das Fett und Häute. Die Knochenhaut und andere umliegende Theile ſind nur zuweilen geſchwollen, und wenn ſie weggeſchnitten werden, ſo ſcheinen die Knochen unverletzt zu ſeyn. Bey einigen ſchwellen die Knochen zuerſt in den Anſätzen; zuweilen ſchwellen die Knochen der Finger ganz und gar. Wenn ich einen Knochen angefreſſen gefunden, habe ich auch Geſchwüre, Fiſteln, Knoten im Geſäſſe und unter den Achſeln bemerkt, und die Augen oder andere Theile waren entweder entzündet, oder mit Geſchwüren beſetzt. Dieſe Zufälle werden nur durch den Gebrauch des Queckſilbers gehoben, als welches in dieſer und der Venuskrankheit das eigne Mittel iſt.

Die

Die Geschwüre sind öfters bis an die Knochenhaut und Bänder gedrungen, und doch hat man keine Beinfäule gesehen. Zuweilen sieht man den Knochen bloß, ohne Beinfäule, zuweilen ist diese da, aber kein Auswuchs, und manchmal findet man den Auswuchs, ohne die ersten Uebel. Nach dem Eitern wird der Knochenauswuchs meist zertheilt durch gehörige Mittel. Auch wenn sich einige Knochentheilgen lösen, wird das übrige von der Geschwulst zertheilt.

Man kann öfters den Kranken ein oder zwey Glieder ablösen, und doch sind sie von dieser Krankheit nicht befreyt: die feine ansteckende Materie bleibt zurück, und zeigt sich an andern Theilen. Daher ist es sehr unrecht, wenn man solche elende Leute in grossen Städten der Natur allein überläßt; denn sie plagen sich wohl zehn Jahr und länger, und werden auf eine erbärmliche Art abgezehrt.

Nachdem ich dergleichen Elende lange Zeit mit vielen Mitteln vergebens gequält hatte, als Holztränke, starke Laxir-, schweis- und harntreibende Mittel, Erden, den mineralischen Aethiops, und Stahlarzneyen: so versuchte ich das Queckſilber, und es erfüllte meinen Endzweck, besonders, wenn man es äusserlich an den leidenden Theil legte, ob es wohl auch innerlich wirksam war. Die Geschwulst mochte beschaffen seyn, wie sie wollte, entweder mit Haut bedeckt, oder voller Geschwüre, der Knochen mochte bloß, oder angefressen seyn: so ließ ich es mit der Neapolitanischen Salbe bestreichen. Dieses ließ ich 14 Tage lang, täglich dreymal, nach der Beschaffenheit des Alters, auflegen, und deckte es mit einem Pflaster. Hernach kann man noch zwey oder drey Monate damit täglich ein oder zweymal fortfahren; zuweilen ein Laxirmittel geben, um den Speichelfluß zu vermeiden. Auch muß man das Salben zuweilen unterbrechen, weil die

Kur langsam gehen muß, bis alle Geschwüre geheilt, und die Knochengeschwülste meistens vergehen.

Auf diese Art habe ich gemeiniglich die Geschwülste sich zertheilen gesehen, auch tiefe, faule, schwammige, fistelartige Geschwüre, ohne geschnitten zu werden, geheilt. Wo ich aber sahe, daß diese Heilungsart mit Erfolg einige Wochen lang fortgesetzt wurde, und das Eiter, oder Wasser, oder einige Stücke des verdorbenen Knochens nicht konnten abgesondert werden, so ließ ich in den Theil schneiden und ihn erweitern. Hernach legte ich auf die Wunde Mürrhentinktur, die braune Salbe des Felix Würz, Alaun roh, oder gebrannt, und dergleichen Brennmittel, die Wunde zu reinigen, und das wilde Fleisch wegzunehmen. Die Geschwulst des geheilten Theils überließ ich der Natur, und legte nur ein gummöses Pflaster drauf.

2. Ein Mädgen von drey Jahren hatte eine Entzündung des Brustfells, welches sich in ein inneres Geschwür endigte, und mit einer Engbrüstigkeit auf einige Monate verbunden war. Auf einmal floß das Eiter durch die Oefnung der Gebürtsglieder, und dies währte fast ohne Unterlaß, Tag und Nacht, vier Monat lang, so daß ihre dicken Beine ganz roh wurden. Hernach wurde sie völlig gesund, und genüßt jetzt, fünf Jahre darnach, einer vollkommenen Gesundheit.

3. Eine junge verheyrathete Frau hatte seit sechs Jahren eine Geschwulst in ihrer Milz. Nachdem diese vergieng, so leerte sie sehr viel Eiter durch die Schaamöfnung aus. Hierauf wurde sie vollkommen gesund, wie sie denn auch noch ist.

4. Ein junger Mann von 26 Jahren hatte seit vier Jahren einen bösartigen Tripper: dawider brauchte er Laxirmittel und harntreibende Arzeneyen schon seit einem Jahre, und endlich ließ er statt des Saamens Blut von sich. Dies war schwärzlich roth, und es floß nur bey dem

Beyschlaf

Beyschlaf oder der nächtlichen Ausleerung des Saamens. Ja, wenn er sich auch dieser Ausleerungen eine Woche oder einige Monate lang enthielt, so ließ er doch beständig Blut weg. Bis jetzt hatte er niemals reinen Saamen, und selten etwas weisses, wie Saamen, mit dem Blute vermischt ausgeleert. Ich verschrieb ihm stark anhaltende und mildernde Arzeneyen, äusserlich und innerlich: dadurch wurde der dunkelrothe Auswurf etwas weißlich. Ich unterzog ihm auf sehr lange Zeit der Speichelkur, und gab ihm andere Arzeneyen; doch alles vergebens. Man hielt daher das Uebel für unheilbar, und überließ es der Natur. Man könnte untersuchen, ob einige Gefässe in den Saamendrüsen oder Bläsgen geplatzt, und nicht wieder vereinigt worden wären.

5. Ein junges 14jähriges Landmädgen hatte im Jahr 1730 eine schmerzensvolle Geschwulst in dem Gelenke ihrer Hüfte, diese eiterte und platzte auf. Der Wundarzt erweiterte die von der Natur gemachte Oefnung, und nahm den ganzen Kopf des Hüftbeins heraus. Er that in die Höhle Myrrhentinktur, und die braune Salbe des Würz: verband darauf das Geschwüre recht feste, und nahm diesen Verband selten ab. Nach sechs Wochen heilte die Wunde, das Mädgen konnte wieder herumgehen, doch nicht ohne sich anzuhalten.

Die 23ste Figur der 5ten Tafel zeigt 1. die Höhle der Beckenknochen. 2. Den Kopf des Knochen, der aus dem Geschwür genommen. 3. Den Hals des Knochens.

6. Von einem Schlagaderbruch, ohne Klopfen, der flüssiges Blut enthielt.

Im Jahr 1742 wurde ich von einigen Wundärzten wegen einer Frau, deren Arm um den Ellenbogen zu einer Dicke von 32 Zoll angeschwollen war, zu Rathe gezogen. Diese Geschwulst war seit einem Jahre durch das

Aderlassen

Aderlassen verursacht worden. Jetzt war sie entzündet, roth, und schmerzensvoll: sie dehnte sich von dem untern Theil der Schulter bis fast an die Handwurzel aus. An der innern Seite entstand ein kleines, blaubleiches, brandartiges Geschwür. Sie fühlte sich wie eine mit Wasser volle Blase an, war fest, kein Klopfen in derselben, und so hart und dichte, daß man sie nicht eindrücken konnte. Auch in der Handwurzel fühlte man keinen Pulsschlag. Einige glaubten, es sey ein fettes schwammiges Wesen darinnen eingehüllt, andere aber stimmten mit mir überein, und hielten es für eine Schlagadergeschwulst ohne Klopfen. Wir beschlossen daher, gehörige Binden um den Arm zu legen, und zu erwarten, bis sie platzen würde; dies geschahe drey Tage darnach. Als wir das Band locker machten, so floß plötzlich über ein Pfund reines Blut heraus. Der Wundarzt verstopfte das Bluten bald. Zwey Stunden darnach wollten wir die Schlagader unterbinden. Nachdem das Turniquet angesetzt war, so schnitten wir in Haut, Fett und in den zweyköpfigen Muskel über der Schlagadergeschwulst in die gesunden Theile, und unterbanden die Schlagader. Als wir darnach die Geschwulst nach oben und unten öfneten, so flossen plötzlich vier Pfund reines und rothes Blut heraus. Wir fanden keinen Sack in der Schlagader, wie bey einer wahren Schlagadergeschwulst, noch geronnenes Geblüte, wie in einer falschen, sondern eine ganz andere Höhle, die zwischen der Haut und den Muskeln, selbst war. Alle Muskeln des untern Theils am Arme waren, wie durch die Kunst von einander getrennt. Sie waren blaß, welk, und es hieng an ihnen etwas Schleim. Wir erstaunten, als wir sahen, daß das Blut in oben gemeldeter Höhle an sechs oder sieben Stellen, oben, unten, und von den Seiten herausfloß. Wir stopften dieses Bluten bald durch die stärksten blutstillenden Mittel; allein die andern schlimmen Zufälle nahmen gegen Abend zu, als Fieber, Auf-

stossen, Eckel, Brechen, Schlucken, Ohnmachten, Zuckungen in den Sehnen ꝛc. Den folgenden Tag nahmen die Zufälle zu, und sie wurde wahnwitzig. Ohnerachtet nun alle mässigende, schmerzstillende und herzstärkende Mittel gegeben wurden, starb sie doch den dritten Tag.

LXI.

1. Von dem Alter der Venusseuche, durch Herrn Wilhelm Becket.

Aus der 365 Numer, 47 Seite.

Es scheint mir ein unüberlegter Irrthum einiger neuern Schriftsteller zu seyn, welche die Venusseuche für eine neue Krankheit halten, und meynen, sie sey zu Neapel zur Zeit der damaligen Belagerung entstanden, weil einige Schriftsteller dieser Zeit bemerkt haben, daß diese Krankheit in den Schaamgliedern entstand, und sie von einer andern, mit der sie zuvor war verwirrt worden, trennten. Wenn aber die Krankheit zu dieser Zeit entstanden wäre, so müßten die zu Neapel wohnenden Aerzte, und besonders die, welche von der Krankheit geschrieben, dieses gewust und angezeigt haben. Hingegen ist **Nikolaus Leonicenus**, der zuerst in Italien von dieser Krankheit schrieb, und zur Zeit der Belagerung von Neapel lebte, so weit davon entfernt, daß sie daselbst von dem Umgange der Französischen Soldaten mit den Italiänischen entstanden sey, und wußte so wenig derselben wahre Ursache, daß er sie nicht einmal für eine Folge des unreinen Beyschlafs hielt. Zu dieser Zeit schrieb auch **Kaspar Torella** von dieser Krankheit; und doch schreibt dieser Schriftsteller den Ursprung derselben einer besondern Lage der Sterne am Himmel zu. **Sebastian Aquilanus**, welcher zu dieser Zeit lebte, hält sie auch für eine alte Krankheit, auch **Antonius Scanarolius**, der im

Jahr

Jahr 1498, fünf Jahr nach vorgedachter Belagerung, davon schrieb. Auch einige andere zu dieser Zeit lebende Schriftsteller gedenken dieser Geschichte nicht mit einem Worte. Der einzige **Ulricus von Hutten**, ein Deutscher Ritter, und kein Arzt, sagt ausdrücklich, diese Krankheit sey zu Neapel entstanden. Doch da er sowohl von dem Orte entfernt lebte, als auch sich selbst widerspricht: so verdient er keinen Glauben. Dieser Schriftsteller sagt, diese Krankheit sey bis zum Jahr 1493 unbekannt gewesen, er habe sie selbst als ein Kind gehabt, und folglich werde sie entweder von den Eltern oder den Ammen den Kindern mitgetheilt. Er schrieb sein Buch von dieser Krankheit zu Menz im Jahr 1519. 4. Wenn man nun annimmt, daß er 27 Jahr alt gewesen, als er dieses schrieb: denn jünger konnte er nicht seyn, weil er schon vorher seinen Vater ohne Beystand eines Arztes von der Venusseuche geheilt hatte: so muß er diese Krankheit, nach seinen eigenen Worten, ehe gehabt haben, als sie da gewesen ist.

Wenn ich in meiner ersten Abhandlung hinlänglich bewiesen habe, daß der erste Grad der Venuskrankheit unter uns schon einige Jahrhunderte, ehe man gemeiniglich glaubt, daß sie in Europa bekannt worden, gemein gewesen sey: so kann man auch nicht glauben, daß wir zu der Zeit, da sie sichtbarer wurde, davon frey geblieben sind. Da nun die Krankheit tiefer eingewurzelt und sichtbarer war, so sahen sie die Schriftsteller jener Zeiten für eine neue Krankheit an, und glaubten, daß es die Folge eines vorher da gewesenen Uebels wäre; denn sie wußten nicht, daß sich diese Krankheit, wenn die ersten Zufälle gehoben, und die Krankheit dem Scheine nach geheilt war, auf so eine Art zeigte, daß die Zufälle von den vorigen völlig verschieden waren. Um nun das Alter dieser Krankheit zu beweisen, werde ich die von den alten Aerzten und Wundärzten beschriebenen Zufälle anführen, und

zeigen, daß sie eben diejenigen sind, welche jetzt in der Venusseuche erscheinen. Hierbey werde ich die Ordnung beobachten, daß ich sie so, wie sie sich gemeiniglich zeigen, beschreibe: dieses konnte man nicht von den alten Schriftstellern verlangen, die jeden Zufall für sich, als eine besondere Krankheit, beschreiben. Doch sind diese einzeln beschriebenen Zufälle eben so starke Beweise von dem Daseyn dieser Krankheit, als wenn sie in der genauesten Ordnung nach einander beschrieben wären: indem man, bey der genauesten Untersuchung findet, daß sie nur den Venerischen Kranken eigen waren. Ich habe oben deutlich bewiesen, daß man den ersten Grad dieser Krankheit das Brennen (*Brenning*, *Burning*) nennte, und daß dieses mit dem Tripper (*Clap*) einerley sey. Dessen gewöhnliche Zufälle waren die widernatürlich verengerte, (*Phimosis*) und zurückgeschobene Vorhaut (*Paraphimosis*), welche und die Mittel dawider Johann Arden in einer Handschrift, die auf Pergament geschrieben, und schön illuminirt ist, sehr genau beschrieben hat. Das wilde Fleisch (*caruncula*) in der Harnröhre, welches bey dem ersten Grad der Venusseuche durch unvorsichtige Heilart leicht entsteht, war zu den damaligen Zeiten eine sehr gemeine Krankheit. Denn eben dieser Arden, anderer nicht zu gedenken, meldet von einem Kranken, daß dergleichen Fleisch, wie eine Warze, in dessen Ruthe gewachsen sey, und daß sich dieses oft zutrage: von einem andern sagt er, er habe einen solchen Auswuchs gehabt, der so groß als eine kleine Erdbeere gewesen, und von der in der Harnröhre verhaltenen, verdorbenen Materie verursacht worden sey.

In der That finde ich keines Zufalls so oft erwähnt, als des wilden Fleisches in der männlichen Ruthe, so daß es dazumal viel häufiger, als jetzt, gewesen zu seyn scheint. Dieses kam aber gewiß von erweichenden, öhligen Mitteln, die beständig eingespritzt wurden, her. Ein sehr alter

von unsern Schriftstellern *) hat eine methodische und lesenswürdige Abhandlung hierüber geschrieben, daselbst empfiehlt er, dieses wilde Fleisch durch Wachslichter, die mit Arzeneyen vermischt waren, als dergleichen wir auch heut zu Tage brauchen, und giebt noch andere Verordnungen gegen diesen Zufall, daß man diese Abhandlung für die beste, die hierüber geschrieben worden, halten muß. Derselbe Schriftsteller thut auch Meldung derjenigen bösartigen Geschwüre, die in der Eichel und umliegenden Theilen entstehen, und die wir Chankers nennen: und die viele Mühe, die er bey der Kur derselben fand, zeigt, daß sie von der Venerischen Ansteckung entstanden sind. Diese Zufälle und andere beschreiben die Alten sehr oft, und benennten sie vielleicht natürlich, als die heutigen Schriftsteller. So nennten sie, zum Beyspiel, die Beulen in den Schaamweichen *Dorsers* (heißt eigentlich ein Pakt, das man auf dem Rücken trägt, und das zu beyden Seiten herunter hängt). Die venerischen Knoten an den Schienbeinen heissen sie *Boonhaw* (Knochengeschwulst): dies giebt uns einen deutlichen Begriff sowohl von dem leidenden Theile, als auch wie er krank geworden sey. Denn das alte Englische Wort *hawe* bedeutet das Anschwellen irgend eines Theils. So nennte man, zum Beyspiel, eine kleine Geschwulst an der Hornhaut des Auges, vor Alters *the Hawe in the Eye:* die Geschwülste oder Umläufer am Finger, *the white Hawe* (die weisse Geschwulst) und nach der Zeit *Whitflaw.*

Der letztgemeldete Schriftsteller empfiehlt zur Heilung der Knochengeschwülste, daß man ein Pflaster, in dessen Mitte ein Loch geschnitten worden, und dareinn Brennmittel aus ungelöschtem und mit schwarzer Seife vermisch-

 ten

*) Man wird mit mir wünschen, daß Herr Becket diesen Schriftsteller mit Namen genennet hätte.

ten Kalke legen solle: dieses verband man und ließ es vier Stunden, und länger auf dem Theile liegen, und darauf löste man den Knoten ab. Dies scheint von ungefähr erfunden zu seyn. Denn er sagt, er habe als ein junger Arzt Arsenik auf das Bein eines solchen Kranken gelegt, welches das Fleisch zum Erstaunen angefressen hätte, doch fiel der Grind ab, und nachdem er den Auswuchs des Knochens abgelöset hatte, heilte die Wunde zu. Eben so behandeln wir jetzt in unsern Krankenhäusern die venerischen Knoten an den Schienbeinen. Da sich nun diese Zufälle damals zeigten, so erhellet, daß der Kranke die Krankheit schon seit langer Zeit müsse gehabt haben, und daß diese nach und nach so zugenommen, und den ganzen Körper verderbt habe. Aus einer Handschrift, die sich in dem Lincolln Collegium zu Oxon findet, kann ich deutlich beweisen, daß diese Zufälle der Beschluß derjenigen Uebel waren, die solche Leute ausstehen mußten, welche sich mit liederlichen Huren vermischten. Es heißt daselbst, wie folget: Noui enim ego Magister THOMAS GASCOIGNE, licet indignus, sacrae Theologiae doctor, qui haec scripsi et collegi, diuersos viros, qui mortui fuerunt ex putrefactione membrorum suorum genitalium et corporis sui, quae corruptio et putrefactio, vt ipsi dixerunt causata fuit per exercitium copulae carnalis cum mulieribus. Magnus enim dux in Anglia, scil. I. DE GOVNT, mortuus est ex tali putrefactione membrorum genitalium et corporis sui, causata per frequentationem mulierum. Magnus enim fornicator fuit, vt in toto regno Angliae diuulgabatur, et ante mortem suam iacens sic infirmus in lecto, eandem putrefactionem regi Angliae RICARDO SECVNDO ostendit, cum idem rex eundem ducem in sua infirmitate visitauit: et dixit mihi, qui ista nouit, vnus fidelis sacrae Theologiae Baccalaureus. Willus etiam longae vir maturae aetatis et de ciuitat. Lond. mortuus est ex tali putrefactione membrorum suorum genitalium et corporis sui, causata

cauſata per copulam carnalem cum mulieribus, vt ipſemet pluries confeſſus eſt ante mortem ſuam, quum manu ſua propria eleemoſynas diſtribuit, ut ego noui, An. Dn. 1430. Dieſe angeführten Beyſpiele können nichts anders als die Venusſeuche ſeyn.

Ferner, da die von **Gaſcoigne** gemeldete Krankheit keinen beſondern Namen hatte, und, wegen der unvollkommenen Kenntniß dieſelbe zu heilen, ſehr viel daran ſterben mußten: ſo folgt, daß, wenn der ganze Körper von dem veneriſchen Gifte durchdrungen war, und äuſſerlich überall Geſchwüre und Grinder ausbrachen, man ſie mit dem Namen einer ähnlichen Krankheit belegte. Die Venusſeuche hat aber in dieſem Grade mit dem Ausſatze (*leproſy*) der Alten viel Aehnlichkeit, ſo daß **Sebaſtian Aquilanus** ſich bemühet hat, aus dem **Galen, Avicenna** und **Plinius** zu beweiſen, die Venusſeuche ſey nur eine Art des Ausſatzes: und **Jakob Cataneus**, ein Schriftſteller, der dazumal, als die Venusſeuche als eine eigne Krankheit angenommen wurde, lebte, ſagt, er habe zwey Leute geſehen, bey denen die Venusſeuche ſich in den Ausſatz verändert habe; d. i. es ſeyn aus den groſſen Blaſen Geſchwüre und Grinder geworden. Dieſer Zuſtand der Krankheit machte den damaligen Wundärzten viel zu ſchaffen: denn die Geſchwüre konnten durch keine Mittel geheilt werden, es wäre denn Queckſilber in denſelben geweſen. Da nun das Verbinden eines jeden Geſchwürs ſehr ekelhaft war, ſo verordneten ſie, die mit Geſchwüren beſetzten Theile mit dem Queckſilberſalben ganz zu beſchmieren, und darauf wurden ſie, bis zum nächſten Verbande, in Leinewand gehüllt. Nach wenigen Tagen erſtaunten ſie, als ihr Mund wund wurde, und ſie häufig Speichel von ſich gaben: doch in kurzer Zeit ſahen ſie die Wunden heilen, und die Kranken geſund werden. Durch dieſen Zufall iſt die Art durch das Einſalben, den Speichelfluß zu erregen, die heut zu Tage

bey uns so üblich ist, zuerst entdeckt worden. Ueberdieses kann ich aus andern noch ältern Englischen Schriftstellern beweisen, daß die Venusseuche nicht nur unter uns gewesen sey, sondern auch von verschiedenen Nationen mit dem Aussatz verwechselt worden. Doch bemerken die Englischen Schriftsteller die ansteckende Natur, und die Zufälle jeder Krankheit so genau, daß man sie leichtlich von einander unterscheiden kann. Zuerst will ich daher die Art, wie der Aussatz zu diesen Zeiten hat entstehen sollen, und hernach die Zufälle der Krankheit untersuchen. Johann Gadisden, ein sehr gelehrter und berühmter Englischer Arzt, der im Jahr 1340 lebte, sagt in seiner *Rosa anglica* *), da er de Infectione ex coitu Leprosi, vel Leprosae redet, folgendergestalt: Primo notandum, quod ille, qui timet de excoriatione et arsura virgae, post coitum statim lauet virgam cum aqua mixta aceto, vel cum vrina propria et nihil mali habebit. An einem Orte redet er de vlcere virgae, und sagt: Sed si quis vult membrum ab omni corruptione seruare, cum a muliere recedit, quam forte habet suspectam de immunditie, lauet illud cum aqua frigida mixta cum aceto, vel vrina propria intra vel extra praeputium. Hernach, da er von dem Aussatz redet, empfiehlt er eine Abkochung von Wegebreit und Rosen in Weine, welches ein Frauenzimmer gleich nach dem venerischen Beyschlaf gebrauchen soll; dadurch, sagt er, würde sie sicher für der Krankheit seyn. Hieraus sieht man, daß einige dieser aussätzigen Weiber, wie man sie nennte, diejenigen ansteckten, die sich mit ihnen fleischlich vermischten. Dieses beweist, daß die Schaamglieder derselben müssen mit der Krankheit behaftet gewesen seyn. In einem wahren Aussatz aber sind diese Theile niemals

*) IOH. DE GADDESDEN rosa Anglica practica medicinae a capite, vsque ad pedes per NIC. CYLLACIVM, Papiae, 1492. fol.

niemals krank. Folglich war diese Krankheit von dem wahren Aussatz unterschieden, und konnte, da sie anstecke, keine andere als die Venusseuche seyn. Der gelehrte Gilbertus Anglicus, der um das Jahr 1360 lebte, untersucht auch, wie es möglich sey, daß ein Mann von einer sogenannten aussätzigen Frau könne angesteckt werden. Wenn wir ihm nun erlauben, die bösartige Materie, die in der Mutterscheide befindlich ist, den weiblichen Saamen zu nennen, so beschreibt er die erste venerische Ansteckung genau, indem er sagt, daß ein Theil der giftigen Materie in die Harnröhre komme, und dadurch dem Körper mitgetheilt werde.

Wir wollen nun die Zufälle der einen Art des damaligen Aussatzes untersuchen: denn wir müssen nothwendig mehrere Arten daraus machen, da eine andere Krankheit mit ihm vermischt war, die völlig von ihm unterschieden war. Hier werden wir, ausser denen gemeldeten, noch mehr venerische Zufälle finden, nemlich venerische Nasengeschwüre, Geschwüre im Schlunde, und Heischerkeit. Bartholomäus Glanville, der um das Jahr 1360 lebte, sagt in seinem Buch *de proprietatibus rerum:* Einige aussätzige Leute haben rothe Finnen und Blättergen im Gesichte, woraus öfters Blut und Eiter fließt: Bey diesen schwillt die Nase an und schwärt, sie können nicht riechen, und der Othem stinkt recht faul. Anderswo redet er von unreinem, zähen Eiter, ihre Nasenlöcher sind verstopft, der Schlund ist rauh, die Stimme heischer, und die Haare fallen aus. Unter die Ursachen dieser Krankheit rechnet er, in den Betten dergleichen Kranken zu liegen, oder nach ihnen zu Stuhle zu gehen, und dergleichen. Es entsteht, sagt er auch, diese Krankheit bey einer Frau, wenn ein aussätziger Mann bey ihr schläft: sie kömmt auch von den Eltern auf die Kinder, auch werden die Kinder angesteckt, wenn die Amme daran

krank liegt. Sie mag aber von einer Ursache entstehen von welcher es sey, so wird sie schwer geheilt, wenn sie tief eingewurzelt ist: zuweilen verliert sie sich selbst.

Hier sieht man, daß unter dem Namen des Aussatzes die Zufälle und Arten der Ansteckung von der Venusseuche beschrieben werden. Da nun diese zwey Krankheiten mit dem Namen des Aussatzes belegt wurden, so sieht man die Ursache, warum der Aussatz vorher so gemein gewesen sey: es waren nemlich die meisten an der Venusseuche krank. Denn seitdem diese Krankheit von dem Aussatz getrennt worden, ist derselbe in England sehr rar. Man weis aus der Englischen Geschichte, wie sehr man vorzeiten für die aussätzigen Leute gesorgt habe; fast in jeder Stadt war ein Krankenhaus für solche Kranke. Nach und nach haben sie abgenommen, und in einigen werden venerische Kranke besorgt. Folglich liegt die Ursache, daß der Aussatz jetzt bey uns so rar ist, darinnen, weil die Venusseuche im Anfang mit demselben vermengt war. In Frankreich scheint es eben so gewesen zu seyn. Denn der Verfasser von der Geschichte dieses Königreichs sagt, das Haus der Väter der Gesandtschaft von St. Lazarus sey erst ein Krankenhaus für Aussätzige gewesen. Auch war die Schrift *de Leproso amouendo*, die in der Chronik zu finden, nach der Meynung des Coke, darum geschrieben, zu verhüten, daß man sich nicht zu aussätzigen Leuten geselle, aus deren Stimme, Wunden, Fäulung des Fleisches und Geruche man die Krankheit erkennt.

Die Art, wie die Alten dem sogenannten Aussatz vorbeugten, war eben die, welche für die Venusseuche schützen würde, nemlich das Verschneiden. Es ist gewiß, daß Verschnittene selten oder niemals mit dem Aussatz befallen worden, nach dem Herrn Le Prester, Mitglide des Parlements zu Paris, welcher in der 1 Centurie, 6ten Kap. *de separatione ex causa luis venereae* sagt:

Antipathia

Antipathia vero Elephantiasis veneno resistit: Hinc eunuchi et quicunque sunt mollis, frigidae et effeminatae naturae nunquam aut raro lepra corripiuntur, et quidem, quibus imminet *leprae* periculum de consilio medicorum sibi virilia amputare permittitur. Und Mezeray sagt, er habe in dem Leben Philippi Augusti gelesen, daß sich einige aus Furcht für dem Aussatz, dieser schandbaren und unzüchtigen Krankheit, selbst castrirt hätten. Sie müssen also bemerkt haben, daß die, welche sich dem übermäßigen Beyschlaf ergeben, endlich in solche unglückliche Umstände fallen: und haben sich daher zu solchem Reiz unfähig gemacht, und der Krankheit vorgebeugt; folglich mußte diese Art des Aussatzes ansteckend, und die Venusseuche selbst seyn. Denn der wahre Aussatz konnte durch dieses Mittel gewiß nicht verhindert werden.

Noch eines merkwürdigen Zufalls in der Venusseuche, nemlich des Abfallens der Nase, muß ich erwähnen. Es wurde dieses schon vorzeiten unter die schlimmsten Zufälle gerechnet, und es wurde niemand aus der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen, wenn er nicht alle gewisse Kennzeichen des sogenannten Aussatzes an sich hatte. Es wurden an eine verdächtige Person folgende Fragen gethan, die ich aus einem alten chirurgischen Buche genommen habe: Ob einige Anverwandten, besonders der Vater und Mutter, diese Krankheit gehabt hatten; darauf untersuchte man, ob sie sich mit angesteckten Personen vermischt hatten; ob ihre Nasenlöcher äusserlich weit, innerlich aber enge und zernagt wären; ob die Lippen und Zahnfleisch faul, stinkend und zerbeizt waren; ob die Stimme heisch war, und ob sie durch die Nase redeten. Diese Kennzeichen wurden für gewiß gehalten. Doch auch diese Zufälle waren einigen noch nicht hinreichend, denn Felix Plater sagt im 3ten Buche seiner medicinischen und chirurgischen Beobachtungen; man habe die

Kranken

Kranken nicht für venerisch gehalten, bis sie ein erschreckliches Ansehen hatten, heisch waren und die Nasen abfielen. Auch der Verfasser der Untersuchung der Aussätzigen, die in den *Scriptoribus optimis de chirurgia* gedruckt ist, fängt so an: Si nares exterius secundum exterioram partem ingrassentur, et interius constringantur et coarctentur. Secundo si appareat cartilaginis in medio corrosio, et casus eius significat lepram incurabilem. Und der vorgemeldete Johann Gaddisden sagt in dem Kapitel von dem Aussatz folgendermassen: Signa confirmationis etiam incurabiliter sunt corrosio cartilaginis, quae est inter foramina et casus eiusdem.

Man wendet mir noch ein, daß der Aussatz der Alten nicht könne mit der Venuskrankheit einerley seyn, weil man den Aussatz nicht durch die Speichelkur geheilt. Allein man kann daraus, weil unser Aussatz, als eine blosse Hautkrankheit, selten auf diese Art geheilt, nicht schlüssen, daß viele der alten Aussätzigen nicht wirklich wären venerisch gewesen. Denn ihr Aussatz war von dem jetzigen ganz unterschieden. Ueber dieses versichert Dr. Pitcairn in der Abhandlung von der Entstehung der Venusseuche, daß der Aussatz, ehe man von der Neapolitanischen Krankheit geredet habe, mit Queckſilber sey geheilt worden: jetzt aber, da der Name verändert worden, hört man nichts davon. Folglich ist ihr Aussatz eben so wie die Venusseuche geheilt worden. Niemals bemerkt man an unserm Aussatz die oben beschriebenen Zufälle, sondern es ist eine gelinde und unansteckende Krankheit, die jemand Zeitlebens haben kann, ohne daß sie schlimmer wird. Der Aussatz der Alten steckte durch den Beyschlaf an; nicht aber der unsrige. Wäre jener Aussatz mit dem jetzigen einerley gewesen, so würden die Vorsorgen, dergleichen Kranke aus der menschlichen Gesellschaft zu schlüssen, nicht gemacht worden seyn: denn die

jetzigen

jetzigen Aussätzigen gehen umher, und man sieht ihnen gar keine Krankheit an.

Zweytens hat Dr. **Fuller**, der Geschichtschreiber, schon seit langer Zeit fälschlich behauptet, der Aussatz sey bey dem heiligen Kriege nach England gebracht worden, vorher aber unbekannt gewesen. Dieses trift mich zwar eigentlich nicht: denn ich will nur beweisen, daß, was die Alten Aussatz nennten, nicht dieselbe Krankheit sey, die wir jetzt darunter verstehen, sondern eine andere: doch kann ich kürzlich zeigen, daß dieses auch ohne Grund sey. Denn, wie alle unsere Geschichtschreiber sagen, reisten die Engländer im Jahr 1096 in den heiligen Krieg, und einige kehrten 1098, zwey Jahr nach dem Kriege, wieder zurück. Nun aber versichert uns **Wharton**, ein Bischof zu London, und andere Geschichtschreiber, daß **Hugo von Orivalle**, auch ein londner Bischof, im Jahr 1084 hier am Aussatze gestorben sey. Folglich war die Krankheit vor dem heiligen Kriege unter uns. **William von Malmesbury** beschreibt die Krankheit dieses Bischofs folgendermassen: Is post ordinationis annos in morbum incurabilem incidit. Siquidem regia valetudo totum corpus eius purulentis vlceribus occupans ad pudendum remedium transmisit. Nam credens asserentibus vnicum fore subsidium, si vasa humorum receptacula, ferenda scilice, exsecantur, non abnuit. Itaque et opprobrium spadonis tulit Episcopus, et nullum inueni remedium, quoad vixit leprosus. Wäre diese Krankheit neu gewesen, so würde es dieser Geschichtschreiber angezeigt haben: hingegen scheint sie unter uns schon seit langer Zeit bekannt gewesen zu seyn, weil man ein Mittel brauchte, das schon **Aetius** und andere Schriftsteller einige hundert Jahr vorher empfohlen hatten. Die Alten glaubten folglich, das Abschneiden der Hoden und der Saamengefässe thue grosse Dienste in dieser Krankheit, weil sie bemerkten, daß hier die Krankheit ihren Anfang nahm.

Daher

Daher glaubten sie, der Sitz der Krankheit würde dadurch zerstört, sie selbst geheilt, oder ihre Ausbreitung verhindert.

2. Von einem ausserordentlichen Fall der Venusseuche, durch Johann Hurham.

Aus der 460 Numer, 667 Seite.

Den 16 Oktober, 1739.

Ein Mann von 27 Jahren, der wenig und mit allzu viel Galle versehene Säfte hatte, bekam einige Jahre vor seinem Tode den bösartigen Tripper, dieser war kaum geheilt, als er zum zweyten, und endlich auch zum dritten male daran krank wurde. Um sein Elend zu vergrössern, pflegte er zu Porto Bello ofte unkeuschen Umgang mit einigen Mohrenhuren, die die schändlichste Art der Venusseuche hatten.

Er kam zurück, und hatte über den ganzen Körper ein beunruhigendes Jucken, ob man gleich keine Blasen sahe. Er war viel magerer als sonst, und hatte einen entsetzlich stinkenden Athem, und warf faule, verdorbene Materie aus. Da er weder laufende Geschwüre, noch Beulen oder Knoten hatte, so glaubte er von der Venusseuche frey zu seyn. Allein wenige Tage nach seiner Ankunft zu Portsmouth, nachdem er mit einer unreinen Hure zu thun gehabt hatte, zeigte sich ein heftiger bösartiger Tripper. Er übergab sich darauf der Sorgfalt der Wundärzte, die nach vielem vergebenen Bemühen ihn durch die Speichelkur heilen wollten; doch auch umsonst. Der Tripper wurde sehr geschwächt, aber in seiner linken Schaamweiche entstand eine Beule, und um den After einige warzenförmige Blasen.

In diesem Zustande kam er nach Plymouth, wo sich ein geschickter Wundarzt bemühte, die Beule zum Eitern zu bringen; doch vergebens, denn sie vergieng bald, und er litte heftige Schmerzen in und um das Gesäß: hernach erfolgte eine sehr schmerzhafte Geschwulst nahe an dem After zur linken Seite.

Ich ließ sie so bald als möglich zur Eiterung bringen. In Zeit von zwey Tagen kam viel blutiges Eiter daraus. In einigen Tagen zeigte sich auf der andern Seite eine andere, aus der in kurzer Zeit eben solch Eiter kam. Die Warzen wurden häufiger und grösser, und er bekam über und über viel Blasen und Schuppen.

Ich ließ ihn mit Zinnober räuchern, und der Speichelkur unterziehen. Vorher aber gab ich ihm verdünnende Tränke, da seine Säfte zäh und scharf, er selbst trockner und hitziger Natur war, auch neulichst sich in den heissen Ländern aufgehalten hatte.

Ich gab ihm, wie gewöhnlich, zuerst versüßtes Queckſilber. Wiewohl er darauf sich weder brach noch laxirte, so erregte es doch, da er fünf Quentgen genommen hatte, keinen Speichelfluß, und machte auch das Zahnfleisch nicht wund. Den Tripper aber brachte es wieder hervor. Ich verordnete ihm darauf zweymal zehn Gran mineralischen Turbith, dieser brachte ihn kaum zum Brechen, sondern erregte nur einige Stühle. Und wiewohl ich die Gaben der Merkurialmittel sehr vermehrte, auch unmässig viel verdünnende Tränke ihn trinken ließ: so that dieses doch wenig Wirkung durch den Stuhl, und fast gar keine durch den Speichelfluß. Sein Zahnfleisch war zwar sehr wund und angeschwollen, allein er spuckte kaum ein Nössel in 24 Stunden, und das war sehr zähe und stinkend. Bey dieser strengen Merkurialkur nahmen die Blattern und Auswüchse täglich zu, so daß sein ganzer Körper, ja das Gesicht selbst damit bedeckt war.

war. Seine Hände und Füsse waren sehr angeschwollen, wie in der Elephantiasis, und hatten grosse Ritzen, woraus sehr stinkendes dünnes Eiter kam.

Bey diesem schrecklichen Uebel ließ ich seinen ganzen Körper in ein warmes Bad setzen, darauf stark mit Queckſilbersalben bestreichen. Dies geschah drey Tage nach einander. Dem ohnerachtet, wiewohl seine Haut entsetzlich wund, sein Schlund entzündet und schmerzensvoll war, so daß er mit vieler Noth etwas durch eine Röhre saugen konnte, nahm der Speichelfluß doch sehr wenig zu, und der Speichel war sehr zähe. Die Geschwüre besserten sich nicht, sondern gaben sehr viel stinkendes, öhliges dünnes Eiter weg: ja es brachen unter den Achseln und auf der Hüfte neue heraus, woraus dasselbe bösartige Eiter floß. Doch fanden wir den Knochen, und sogar die Knochenhaut, gesund und unberührt.

Die Schuppen waren nun so hart geworden, daß er kaum ein Glied beugen konnte: auf seinen Beinen und Gesäß waren noch mehr Geschwüre entstanden, woraus ein sandiges und etwas blutiges Eiter floß. Auf seiner rechten Brust, und bald darauf auf der linken, kam eine grosse Geschwulst hervor, die sehr viel von solchem Eiter ausleerte.

Die Geschwüre lagen gleich unter der Haut in der Fetthaut; die Muskeln und Sehnen sahen so gesund und frisch aus, als die vollkommenste Gesundheit.

Ich bemerkte nun, wiewohl zu späte, daß hier mit dem Queckſilber nichts könnte geholfen werden. Ich versuchte also die Heilart mit dem Franzosenholz und schweistreibenden Mitteln, zugleich ließ ich die verdünnenden Tränke, und, um die schuppichte Haut zu lösen, erweichende Bäder fortbrauchen. Hierdurch fielen die Schuppen ab, wie in den Pocken, nur waren sie viel grösser, da einige eine Grösse von fünf Zoll hatten. In Zeit einer

Woche

Woche war dieſe Schuppenhaut ganz rein, ſein Athem roch gar nicht mehr übel. Der Speichel war zwar noch ſehr zähe, doch nicht ſtinkend. Denn das Queckſilber war durch gelinde Laxirmittel abgeführt, und die alte Haut in ſeinem Munde abgelegt worden.

Er war nun ſehr mager geworden. Ich verordnete ihm daher hinlängliche dünne Nahrungsmittel mit Vipern, und andere verdünnende Mittel, und vermied alles Fette. Doch hierbey nahm er noch täglich drey Nöſſel von einer ſehr ſtarken Abkochung des Franzoſenholzes, und ſchwitzte wenigſtens drey Stunden des Tages.

Bey dieſer Heilart hofte ich ſeine Wiederherſtellung, da er wieder etwas Stärke und Muth zu erlangen ſchien. Doch nahmen noch ſeine Geſchwüre eher zu, als ab, es floß noch ſehr viel Eiter, beſonders unter den Achſeln, heraus; doch war es nicht mehr ſo dick, noch faul, noch blutig.

Nichts deſtoweniger zeigten ſich an ſeiner Eichel zwey Krebsgeſchwüre, und in der linken Schaamweiche eine ſehr groſſe Beule. Auch ergriff ihn bald ein heftiger Huſten, und kurzer Athem, und er warf blutiges Eiter aus. Da die ganze äuſſere Fetthaut durch die Krankheit verzehrt war, ſo ergriff ſie nun den Theil derſelben, welche die zum Leben nothwendigen Theile umgiebt. Allein die Natur konnte ſie nicht länger ausſtehen, ſondern er ſtarb in dem höchſten Grade einer veneriſchen Verzehrung. Doch kein einziger Knochen ſeines Körpers ſchien berührt zu ſeyn, wiewohl er über 40 Geſchwüre in ſeinem Körper hatte.

LXII.

Von einem ausserordentlichen Krampfe und Fistelgeschwür, durch Doktor Steigerthal.

Aus der 365 Numer, 79 Seite.

Ein Mann von 31 Jahren ward in seinem 15ten Jahre von folgenden Unglück befallen.

Er fühlte in seiner linken Hüfte und in dem Untertheile seines Beins einen Krampf. Da er diesen Schmerz oft litte, so fragte er den Wundarzt Kaek um Rath, dieser legte einige Pflaster auf die schmerzenden Theile, doch ohne Linderung. Nach allen fruchtlosen Versuchen wollte der Wundarzt sehen, ob der Kranke in seinem Beine, das ganz braun aussah, Gefühl hätte, und machte auf 37 Einschnitte in das Bein. Diese fühlte der Kranke gar nicht, ausser wenn das Messer auf den Knochen kam, da die Knochenhaut gesund war. Doch wurde das Bein täglich schwärzer, und die Knochenhaut nebst den obern und untern Theilen des Beins schmerzten immer fort. Endlich entstand rund um die Hüftenmuskel ein schwarzer Zirkel, der so deutlich war, als wenn er mit dem Messer von den andern Theilen abgeschnitten wäre. Die Fäulniß hatte so zugenommen, daß alles Fleisch nach und nach von den Knochen abfaulte, und endlich von dem obern Theile, welcher gesund geblieben, abfiel. Hierauf sahe man nichts als die blossen Sehnen herunterhängen, auch blieb ein Stück des untern Hüftmuskels an dem obern Theil befestiget. Endlich wurden die Sehnen trocken und verzehrt, und zuletzt fiel das Fleisch von dem Hüftbein selbst ab, so daß zwischen den Knochen und dem Fleische, welches frey von den Knochen herunterhieng, kaum viet Zoll übrig blieben. Endlich wuchs das Fleisch an die Knochen,

chen, und befestigte sich ohne einige Hülfe mit demselben. In dem gesunden Theile fühlt der Kranke, bey Veränderung des Wetters, grosse Schmerzen. Zu gleicher Zeit bekam er an die rechte Fußwurzel eine Geschwulst, aus der sehr beissendes Eiter lief, welches alle Zehen, bis auf den letzten verzehrt hatte. Der Wundarzt heilte zuletzt die Wunde zu, aber darnach war sehr wenig Gefühl und Wärme im Fusse.

Eine Frau, die jetzt 41 Jahr alt ist, hatte in ihrer Jugend das Unglück, von einem wilden Eber unter den kurzen Ribben der linken Seite verwundet zu werden. Von dieser Wunde hat sie noch ein Fistelgeschwür. Was sie ißt, gehet halb verdaut durch die Oefnung, und sie muß die Wunde deswegen sehr oft reinigen; doch hat sie auch ihre natürlichen Stuhlgänge. Man kann die Speisen, die durch die Wunde ausgeleert werden, sehr deutlich von einander unterscheiden.

LXIII.

Von einer mit der Starrsucht befallenen Frau, durch Richard Reynell, Apotheker zu London.

Aus der 437 Numer, 49 Seite.

Im April, 1735.

Eine Magd von 21 Jahren hatte ihre monatliche Reinigung einige Zeit sehr unordentlich gehabt, und war, da sie einen Freund verloren hatte, sehr betrübt. Den 10 Julius, 1730, klagte sie über Kopfschmerzen, Ueblichkeit im Magen, mit einer gänzlichen Unruhe, und nahm des Gascoigne Pulver zum Schwitzen ein. Den folgenden Morgen um 9 Uhr fand man sie im Bette ohne Sinnen, steif, ohne Gefühl, mit verschlossenen Augen liegen. Als

ich dazu kam, fand ich sie in einem wahren Anfall von der Starrsucht, ohne Sinnen und Bewegung, ihre Glieder sehr steif, doch warm, und konnten nicht leicht gebogen werden, sondern in was für eine Stellung man das Glied brachte, in derselben blieb es auch, entweder aufgerichtet, oder zurückgebogen. Ihr Athemholen war gut, ihr Puls aber schwach und ungleich: sie hatte keine Zuckungen, konnte aber auch auf keine Art zu sich selbst gebracht werden. Man ließ ihr zwölf Unzen Blut aus einer Ader am Arme: das Blut floß frey weg, und sie kam etwas zu sich selbst, konnte aber nicht reden. Ich gab ihr darauf folgenden Trank;

℞ Aqu. Menth.
Rutae,
Bryon. cohob. ana ℥vj.
Sal. volat. C. C. ℈ß.
Sacchar. albiss. ℈ij.
M. F. Haust.

Darauf mußte sie fünf Löffel voll nach Belieben von folgendem Julep nehmen.

℞ Aqu. Puleg.
Rutae,
Menth. ana ℥ij.
Bryon. Cohob.
Nephrit. ana ℥iß.
Tinct. Castor. ℥ij.
Sacch. albiss. q. s.

In wenig Stunden kam sie zu sich selbst. Auf meine Frage antwortete sie, daß sie die Nacht unruhig und unangenehm zugebracht hätte, und um vier Uhr früh in die Krankheit, in der wir sie gefunden, vermuthlich gefallen wäre; was sich aber da zugetragen hatte, wußte sie nicht. Sie klagte über eine Düsternheit im Kopfe, mit heftigen Schmerzen in der Stirne, Uebelichkeit im Magen, und

hatte

hatte etwas Fieberhitze. Um vier Uhr Nachmittags gab ich ihr folgendes Brechmittel.

℞ Aqu. Card. bened. ℥j.
Pulv. Ipecac. ʒß.
Vitriol. alb. depur. gr.vj.
Oxymel. Scillit. ʒiß.
M. F. Hauſt.

Das Brechmittel wirkte gelinde, und ſie ſchien darnach beſſer zu ſeyn. Um ſechs Uhr des Abends bekam ſie einen andern dem erſten ähnlichen Anfall: doch wurde ſie bald davon befreyet, und nahm hernach den Trank mit dem flüchtigen Hirſchhornſalze, wie zuvor. Ich ſetzte auf ihren Rücken und auf ihre Arme Blaſenpflaſter. Um neun Uhr des Abends bekam ſie ſtarke Zuckungen, knirſchte mit den Zähnen, und zitterte; alles dieſes hatte ſie zuvor nicht gehabt. Die vorige Nacht hatte ſie einen Stuhl, dieſen Tag aber nicht. Ich verordnete ihr folgenden Trank.

℞ Tinct. Hier. cum vino fact. ʒij.
Aqu. Menth. ʒvj.
Spir. Lauand. coh. ʒß.

Um die vierte Stunde nahm ſie den Trank mit dem Hirſchhornſalze fort. Die ganze Nacht war ſie wahnwitzig und ohne Ruhe geweſen. Die Blaſenpflaſter eiterten ſtark, und der Trank hatte drey Stuhlgänge in der Nacht erregt. Daher wurde ſie etwas ſchwach, ihr Puls klein, und der Harn blaß. Ich ſahe ſie des Abends, nachdem ſie gut geſchlafen hatte; hierdurch war ſie etwas erquickt, der Kopf ſchmerzte nur noch etwas, in ihrem Magen ſpürte ſie Linderung, und befand ſich in aller Abſicht beſſer. Die Tränke wurden um die ſechſte Stunde fortgeſetzt, und ſie nahm den vorgemeldeten Julep, wenn ſie ohnmächtig, oder wenn ihr übel ward. Den 13ten Julius Morgens fand ich ſie ohne Kopfſchmerzen, und ihr Harn war etwas hö-

her gefärbt. Es wurden ihr Fleischbrühen und leicht zu verdauende Speisen erlaubt; diese bekamen ihr sehr wohl. Nachmittags stand sie auf, wurde aber ohnmächtig und in ihrem Kopfe düstern, Wenn sie im Bette lag, befand sie sich besser. Diesen Tag hatte sie keinen offenen Leib. Ich gab ihr des Abends den ersten Trank, mit Hirschhorngeist, und den folgenden Morgen dieses Laxirmittel.

℞ Tinct. Hier. c. vino fact. ʒiß.
Syr. e Spin. Cerv.
Aqu. Puleg. ana ʒvj.
Spir. Lauand. coh. ʒvj.

Den 14ten Julius wirkte das Laxirmittel fünfmal: sie aß ein wenig zu Mittage, und befand sich wohl. Als sie aber in der Stube herumgieng, wurde sie schwindlicht und zitterte sehr; im Bette befand sie sich besser. Des Abends beym Schlafengehen gab ich ihr folgenden Trank.

℞ Aqu. Rutae,
Puleg.
Bryon. coh. ana ʒvj.
Spir. C. C. opt. gutt. 40.
Tinct. Castor. ʒj.
Sacchar. albiss. paullulum.

Den 15ten Julius klagte sie, daß ihre Beine eingeschlafen wären, und daß sie darinnen Stiche hätte. Sie spürte mehr Appetit zum Essen, und befand sich in aller Absicht besser. Sie nahm folgende Mittel.

℞ Pulv. rad. Valer. sylu. ℈ij.
— Castor. russ. ℈j.
Asae foetid. ʒj.
Tinct. Castor. q. s.
F. Massa pilul. cuius formentur No. 40.

Hiervon nahm sie vier Stück, zweymal des Tages, und zugleich fünf Löffel von folgendem Julep.

℞ Aqu.

℞ Aqu. Ceraſ. nigr. ℥vj.
Rutae,
Poeoniae coh. ana ℥ij.
Spir. Lauand. coh. ℥vj.
Syrup. Caryophyl. q. ſ.

Die Blaſenpfloſter wurden ſo lange im Eitern erhalten, als es geſchehen konnte, und darauf trockneten ſie ein. Den 19ten gab ich ihr das obige Laxirmittel. Bis den 22ten Jul. war ſie wohl, und der Anfall kehrte nicht zurück. Als man ihr aber am Arme ein Fontanell ſetzte, ſo bekam ſie den Anfall zum drittenmale, darinnen blieb ſie faſt zwey Stunden, hernach kam ſie zu ſich ſelbſt, und war dieſen Abend geſund. Den 29ten wurde das Laxirmittel wiederholt. Den 6ten Auguſt klagte ſie über Kopfſchmerzen, Ueblichkeit im Magen, und einige Tage zuvor hatte ſich ihre monatliche Reinigung gezeigt, ſie hatte faſt ein Nöſſel Blut weggebrochen, und hatte verſtopften Leib. Ich rieth ihr darauf einen Löffel von der heiligen Tinktur, um den andern Abend, oder täglich, wenn ſie es für nöthig fand, zu nehmen, und vierzig von den folgenden Tropfen.

℞ Spir. C. C. opt. ℥iij.
Tinctur. Helleb. nigr. ℥v.
M. D S. zweymal des Tages in Chamillenthee zu nehmen.

Dieſe Arzeneyen brauchte ſie ohngefähr drey Wochen, ſie thaten die erwünſchte Wirkung, und ich verließ ſie wohl. Ich ſahe ſie ein Jahr darnach: ſie ſagte mir, daß ſie ſich wohl befände.

LXIV.

1. Von ungewöhnlichen Geschwülsten, durch den Wundarzt Joseph Atkinson, dem Aeltern.

Aus der 389 Numer, 340 Seite.

Man brachte um Weyhnachten 1723 ein Mädgen von zwanzig Jahren zu mir, die an der innern Seite ihres rechten dicken Beines eine Geschwulst hatte. Diese erstreckte sich von der Schaamweiche bis an das Knie, und war so groß, daß sie eine Gallone Feuchtigkeit zu enthalten schien. Die Haut war sehr ausgedehnt, hatte aber die natürliche Farbe; nur die kleinsten zurückführenden Adern sahe man, wie Krampfadern sehr häufig. An dem rechten Gesäßbacken hatte sie auch eine grosse Geschwulst, die groß war. Wenn man aber an die Geschwulst des rechten dicken Beins drückte, so nahm die obere Geschwulst sehr zu. Dieses zeigte, daß die beyden Geschwülste innerlich mit einander Gemeinschaft hatten. Auch hatte sie an ihrer rechten Seite eine Geschwulst, die sich von der linken Seite der Rückenwirbel bis an die Weichen erstreckte, und so groß als ein Pfennigbrodt war. Ihr Körper war sehr abgezehrt, sie holte schwer Athem, und das wenige, so sie ausleerte, gieng sehr schwer durch den Magen. Sie hatte ihre monatliche Reinigung nur zwey oder dreymal ein Jahr, ehe diese Geschwulst entstanden. Die Geschwulst an ihrem dicken Beine entstand zuerst, und wuchs fast so groß, wie ich sie das erstemal sahe. Als die Geschwulst im Rücken entstand, bekam sie kurzen Athem. Sie hatte einige andere Leute um Rath gefragt, diese glaubten, die Geschwulst käme vom Blute her, und widerriethen ihr die Oefnung derselben. Ich war der entgegengesetzten Meynung, doch

da

da ich hörte, was so viel andere gesagt hatten, so ließ ich sie gehen, mit der Erinnerung, daß sich in kurzer Zeit mehr von ihrer Krankheit zeigen würde. Nach zwey Monaten waren die Geschwülste so ungeheuer groß, und ihr Körper so mager geworden, daß ich mich wunderte, wie sie noch leben konnte. Die Geschwulst am dicken Beine war über und über weich, so daß man sie für eine Schlagadergeschwulst hätte ansehen können, wenn nicht das Klopfen gefehlt hätte. Der Mittelpunkt der Geschwulst sahe etwas roth, und ragte hervor. Nach drey Tagen war diese Geschwulst aufgebrochen, und etwas wenig Eiter, wie aus einer Breygeschwulst, durch eine sehr kleine Oefnung ausgeleert. Wiewohl sie dem Tode sehr nahe schien, so machte ich doch auf Verlangen ihrer Eltern in die Geschwulst einen Einschnitt von anderthalb Zoll. Hierauf flossen fünf Maaß Eiter heraus, das zuletzt stinkend und blutig wurde. Die Geschwulst setzte sich, und das dicke Bein wurde so dünne, als das andere. Das breite Muskelband (*fascia lata*) war ganz verzehrt, die Muskeln lagen alle frey, so daß ich den Knochen dazwischen leicht berühren konnte. Gleich darauf wurde die Geschwulst am Gesäß viel kleiner, aber es flossen einige Löffel schön reines Blut heraus. Hierauf verband ich es auf die gehörige Weise. Ich besuchte sie den folgenden Tag wieder; sie hatte gut geschlafen, war sehr erquickt, und nicht einmal seit meiner Abwesenheit ohnmächtig geworden. Den folgenden Tag fand ich beym Verbinden das Glied natürlich gestaltet, nur war es etwas dicker, als das andere. Beym dritten Verbande war etwas unter der Oefnung eine harte Geschwulst; diese wurde durch geronnenes Blut verursacht. Ich nahm hiervon ohngefähr vier Unzen mit meinen Fingern heraus. Hierauf folgte reines Blut: ich suchte den Ort, woher es kam, zu verstopfen, öfnete den verborgenen Gang in der Schaamweiche, und ob ich gleich das Gefäß nicht finden konnte, so legte ich doch mein zu-

sammenziehendes Mittel so an, daß kein Blut mehr herausfloß. Es kam aber viel Wasser heraus, worauf sich die Geschwulst an der Hüfte gänzlich setzte, und durch gehörige Compressen und Verbände vereinigte sich die Haut wieder mit den Muskeln; und die ganze Krankheit schien sich zu bessern.

Vierzehn Tage nach der Oefnung des dicken Beins war die Geschwulst am Rücken noch da, sie hatte noch sehr kurzen Athem. Ich öfnete dieselbe darauf, und wunderte mich, daß aus dieser kleinen Geschwulst mehr als zwey Maaß Eiter herausflossen. Bey der Untersuchung fand ich, daß sie in die Höhle der Brust, zwischen der zweyten und dritten kurzen Ribbe, von unten an gerechnet, hereinhieng. Hierauf holte die Kranke frey Athem. Ehe diese Geschwulst geheilt wurde, flossen fünf Maaß Eiter heraus: und da ich glaubte, daß alles geheilt sey, so wurde die Geschwulst wieder so sehr als vorher erfüllt; sie athmete wieder mit so vieler Mühe, als vordem, so daß ich meine Mühe für vergebens hielt. Doch ich öfnete sie nochmals; und darnach heilte sie vollkommen zu. Die monatliche Reinigung kam wieder, und das Mädgen genoß einer vollkommenen Gesundheit.

2. Von einer ausserordentlichen Geschwulst am dicken Beine, durch den Wundarzt Michael Malfalguerat, zu St. Edmunds Bury.

Aus der 456 Numer, 365 Seite.

Im Jenner, 1740.

Eine arme Frau von 60 Jahren, die von Natur fett und dicke war, schlaffe Glieder, und stets starke Tränke getrunken hatte, war viele Jahr lang mit Gliederreissen, wodurch

wodurch besonders einige Finger zusammengezogen wurden, Schwindel, und dergleichen geplagt. Wiewohl sie nun auch vor der Zeit den Vorfall der Gebärmutter gehabt, so hatte man doch keine andern Zufälle von Verhärtungen der Drüsen bey ihr wahrgenommen, als daß sie bald nach der Entbindung von einem Sohne, an dem zweyköpfigen Muskel, und am hintern, untern und äussern Theile des dicken Beines, nahe an der Kniekehle, eine kleine harte Geschwulst bemerkte, ohne daß sie eine Ursache davon gewußt hätte. Diese nahm nach und nach zu, wurde je älter, desto härter, bis sie einen Fuß im Umfange ausmachte, und hatte eine rundlängliche Figur, und hieng gleichsam an einem lockern Stiele.

Diese Geschwulst war länger als 30 Jahr da gewesen, ehe sie ausgeschnitten wurde. Sie hatte entsetzliche Schmerzen in derselben, und endlich zeigte sich an dem untern Theile derselben ein faules Geschwür mit verborgenen Gängen, das schon sechs Monate währte.

Sie hatte die natürliche Farbe der Haut, war meistens fettig, der Mittelpunkt und die Grundfläche waren eine Breygeschwulst, doch mehr verhärtet, als gewöhnlich.

Diese Geschwulst war nicht in einem deutlich sichtbaren Sacke enthalten, sondern es hiengen einige Wülste Fett an ihren äussern Häuten, wie man nach der Ablösung derselben bemerkte. Man schafte sie darauf bald weg, so daß wir sie aus Unachtsamkeit nicht wogen.

Den 7ten Julius, 1735, unterband ich die Geschwulst an der Grundfläche, und zog das Band täglich ein oder zweymal zusammen, so weit als es die Kranke ohne üble Zufälle ertragen konnte. Den 17ten desselben Monats überfielen sie starke Zuckungen, Fieber, Ohnmacht, Zahnschmerzen und Vergehen der Sinne; dieses dauerte den ganzen Tag und die folgende Nacht. Ich zog die Geschwulst nicht mehr zusammen, sondern gab ihr herz-

stärkende Tropfen, und setzte ihr ein Klystier. Den folgenden Tag war sie viel besser, und kam zu Sinnen. Den 20sten schnitt ich die ganze äussere Geschwulst ab, ohne daß ein grosser Blutfluß erfolgt wäre. Die zurückgebliebenen, faulen Theile reinigte ich durch starke Eiter- und Reinigungsmittel; das Geschwür eiterte gut, und den 21sten September war das Geschwür so gut geheilt, daß die Frau ohne Beschwerde ausgehen konnte.

3. Von einer Nadel, die in die Brust gestossen worden, und aus der Brust herauskam.

Aus der 461 Numer, 767 Seite.

Im August, 1741.

Maria Havell stieß sich den 3ten Merz, 1732, als sie von ohngefähr wider eine Thüre lief, eine Nehnadel, um welche einige Faden gedreht waren, in ihren linken Arm fast sechs Zoll unter der Schulter. Ein Mädgen, das sich bemühte, die Nadel herauszuziehen, brach das Oehr derselben ab, und ließ die Nadel in ihrem Arm. Hierauf wendete sie sich zu dem Wundarzt Tomkins in derselben Stadt, dieser bemühte sich, die Nadel herauszuziehen, konnte aber nicht, ohne den Arm zu öfnen; und dieses wollte sie nicht leiden. Einen Monat darauf fühlte sie über dem Ort, wo die Nadel hereingestochen war, einen nagenden Schmerz, welcher sich nach der Schulter zog, oder vier Tage dauerte, und zuweilen wiederkam, bis sie nach 17 Wochen in der Gegend des Magens einen nagenden Schmerz bekam. Es wurde ihr sehr übel, und sie bekam Neigung zum Brechen. Dieses litte sie, besonders früh Morgens, bis sie den Sonntag nach vergangenen Ostern Abends eine Nadel in dem untern Theil ihrer Brust zu fühlen glaubte. Nach zwey Tagen wandte sie sich zum

Wund-

Wundarzt Robert Nanney, dieser öfnete die Brust, und nahm eine Nadel, um die einige Faden Zwirn gewickelt war, heraus. Sie hatte diese Nadel viel Leuten gezeigt, und ist seitdem vollkommen wohl. Geschrieben zu London, den 2 Junius, 1739.

LXV.

1. Von einem Knaben, der lange Zeit ohne Nahrung lebte, durch Patrik Blair.

Aus der 261 Numer, 28 Seite.

Es bezeigten Jakob Jackson und seine Frau eidlich vor Gerichte, daß ihr sechster Sohn, als er funfzehn Jahr alt gewesen, den 3ten Februar, 1716, krank geworden, und über Schmerzen in seinem ganzen Leibe geklagt hatte: auch zu Ende desselben Monats ein heftiges Fieber bekommen, woran er drey Wochen krank gelegen.

2. Im Anfange des folgenden Aprils sey er wieder mit einem Fieber befallen worden, welches er drey Wochen gehabt, und so lange über den ganzen Körper ein Schütteln, als wenn er gelähmt wäre, gefühlt habe.

3. Den 10ten Junius fiel er wieder in ein grosses Fieber. Er wurde stumm, verlor allen Appetit zum Essen, und den Gebrauch seiner Glieder, aß und trank nicht das geringste, ob man sich gleich alle mögliche Mühe deswegen gab: den 17ten May, 1717, verließ ihn das Fieber, er blieb aber noch stumm, aß nicht, und konnte sich auch nicht bewegen: bis er den 10 Julius das Fieber wieder bekam, und darauf des folgenden Tages wieder reden konnte. Er behielt das Fieber, aß, trank, und bewegte sich gar nicht, bis den 11ten November. Alsdenn ward er gesund, und konnte auf eines seiner Füsse treten. Er aß und

trank

trank nicht, sondern wusch sich nur den Mund zuweilen mit Wasser aus: und wenn er seine Anverwandten essen sahe, so versteckte er sich, weil er die Speisen nicht ansehen konnte.

Den 10ten Junius, 1718, bekam er das Fieber wieder, das bis zu Anfang des folgenden Septembers währte; alsdenn wurde er von dem Fieber wieder gesund, konnte aber weder zum Essen noch zum Trinken gebracht werden. So blieb er gesund bis den Junius, 1719, da er wieder ein starkes Fieber bekam. Den 10ten in der Nacht beredete ihn sein Vater mit vieler Mühe, ein wenig Milchgrütze zu essen. Er nahm einen Löffel voll, dieser stack so lange in seinem Schlunde, daß seine Eltern glaubten, er würde daran ersticken. Seit der Zeit ißt er etwas wenig, aber so, daß er mit dem Brodte für einen Heller acht Tage lebt. Die ganze Zeit des Fastens hat er nie etwas, weder durch den Stuhl, noch durch den Harn ausgeleert, funfzehn Tage aber, nachdem er wieder aß, geschah es. Jetzt ist er ganz wohl, nur kann er den einen seiner Füsse nicht brauchen.

2. Von einem Manne, der achtzehn Jahr bloß vom Wasser lebte, durch Herrn Robert Kampbell, von Kernan.

Aus der 466 Numer, 240 Seite.

Gelesen den 9 December, 1742.

John Ferguison erhitzte sich einst, im 18 Jahr seines Alters, als er sein Vieh auf den Bergen verfolgte, allzu sehr, und trank darauf sehr kaltes Wasser aus einem Bache. Er fiel neben diesem in einen Schlaf, und wachte nach 24 Stunden in einem starken Fieber auf. In dessen Hitze, und seit der Zeit eckelt ihm für allen Speisen, und er behielt nichts bey sich, als Wasser, oder dünnen Molken, und diesen letzten nur selten.

Archibald

Archibald Campbell nahm ihn zu sich in sein Haus, gab auf ihn 20 Tage lang Acht, und gab ihm selbst nicht mehr Wasser, als ein Gesunder würde getrunken haben, und zugleich sorgte er, daß dieser Mensch kein Essen ohne sein Wissen erhielt. Doch er fand ihn nach der Zeit eben so gesund.

Jetzt ist er 36 Jahr alt, von mittler Grösse, und frischer Natur: sonst ist er etwas mager. Er hütete das Vieh, und war daher genöthiget, täglich vier oder fünf Meilen zu gehen.

Er raucht nicht Toback, und speyt doch eben so viel Speichel, als ein Gesunder, aus.

Nach der Geschmeidigkeit seiner Haut zu urtheilen, muß die unmerkliche Ausdünstung wie bey einem andern seyn; er schwitzt auch nach starker Bewegung. Ich habe in Absicht der gröbern Ausleerungen nichts erfahren können; allein ich glaube, daß er dadurch nichts ausleert: weil es ihm die Landleute, die da glauben, er werde durch übernatürliche Mittel erhalten, sonst vorwerfen würden.

Ich habe diese Geschichte von obigem Herrn Campbell, einem aufrichtigen, nicht leichtgläubigen Manne erhalten. Auch andere haben es mir erzählt. Den Mann selbst habe ich nicht, aber Herr Carl Campbell, ein Prediger, hat ihn gesehen.

LXVI.

Von einer ausserordentlichen Heilart, vermittelst des Schwitzens in Torf, nebst einer Beschreibung der Indianischen Badstuben, durch den Ritter Paul Dudley.

Aus der 384 Numer, 129 Seite.

Ein Mann von 74 Jahren bekam 1704 in Neu-England ein starkes Fieber, nachdem er, da er sehr erhitzt

hitzt war, kaltes Wasser getrunken hatte. Besonders hatte er diese Krankheit in der rechten Seite, doch verursachte sie ihm heftige Schmerzen über den ganzen Körper, besonders benahm sie ihm den Gebrauch seines rechten Arms. Er blieb so neun Wochen lang, und hütete das Bette, und man zweifelte an seiner Wiederherstellung. Einer seiner Söhne rieth ihm, in Torf zu schwitzen. Der Vater gab sogleich Befehl, einen Ofen mit Torf zu füllen. Ehe der Torf in den Ofen gesteckt wurde, rieb der Doktor die Seite, wo Gras war, mit einem Oele, legte die grasichten Seiten zusammen und steckte sie in den Ofen. Als er nach zwey Stunden recht heiß war, so wurde er in die Stube ausgebreitet, und der Kranke mußte sich, in eine Leinwand gewickelt, auf den Torf legen, und alsdenn bedeckte man ihn mit demselben, besonders auf der rechten Seite, auf seine Brust und Kopf legte man nichts, darauf bedeckte man ihn mit weissen Tüchern, die Hitze beysammen zu halten. Zugleich gab man ihm warme Herzstärkungen, um die Ohnmacht zu verhüten. Nachdem er drey Viertelstunden so gelegen hatte, weil er es nicht länger ausstehen konnte, so legte man ihn in ein recht gewärmtes Bette, wo er bald einschlief, und so schwitzte, daß der Schweis durch das Bette in die Stube floß. Nach zwey Stunden Schlaf trocknete man ihn ab, zog ihm warme Kleider an, und er befand sich sehr erquickt. Dies geschah früh. Des Abends gieng er munter aus, da sein Schmerz ganz vergangen war. Den folgenden Tag wurden die Herzstärkungen wiederholt; den vierten Tag schwitzte er nochmals, eben so, wie zuvor, und den fünften Tag gieng er seinen Geschäften nach, und lebte eilf Jahr darnach ganz gesund. Der Doktor sagte mir, man müsse sehr dafür sorgen, daß der Kranke nicht zu lange im Torfe liege. Es sey für einige eine Viertelstunde genung: Wenn der Kranke kurzen Athem fühlt, oder in Ohnmacht fällt, so muß er sogleich ins Bette gebracht werden, und der Arzt muß die

Herz-

Herzstärkungen nicht unterlassen. Der Doktor wollte mir nicht sagen, was er für ein besonderes Mittel auf den Torf schüttete, ehe er in Ofen gesteckt wurde.

Unter den Aboriginern waren die Schwitzhäuser sehr gemein, als die Engländer nach Neu-England kamen, jetzt aber werden sie wenig gebraucht. Ein Mann aus der Insel Nantuket, wo sie noch zuweilen gebraucht werden, giebt mir folgende Nachricht davon. Der Keller, wo sie schwitzen, ist vier Fuß hoch, und hat acht Fuß im Durchmesser. Das Dach desselben wird mit Stecken und Bretern gestützt, und mit Erde bedeckt, und sie graben ihn in die Seite eines Hügels. Der Eingang ist enge, wenn jemand darinnen schwitzt, so wird die Thüre mit einer Haut bedeckt; nahe an den Keller zünden sie ein sehr grosses Feuer an, machen eine Menge Steine, die 500 Pfund am Gewicht haben, heiß, und wälzen sie recht heiß in die Mitte des Kellers. Darauf gehn die Indianer nackend herein; und sobald als sie ohnmächtig werden, welches in einer Viertelstunde geschieht, so gehn sie heraus, und werfen sich in kaltes Wasser, eine oder zwey Minuten lang; alsdenn gehen sie wieder in die Schwitzstube, werfen sich zum zweytenmal ins Wasser, und ziehen sich an. Dieses hat man mit Nutzen in kalten Fiebern, Gliederreissen, Gicht, und Hüftweh gebraucht; so gar die Engländer haben zuweilen Linderung dadurch erhalten. Die Indianer thun es öfters vor und nach langen Reisen, sich zu stärken und zu erfrischen.

LXVII.

Von einem Kayserschnitt, der von einem Unwissenden gemacht worden, durch Herrn Copping.

Aus der 461 Numer, 814 Seite.

Eine Frau, die in ihrem 16ten Jahre geheyrathet hatte, bekam zehn Monate nach der Heyrath die Geburtswe-

hen, und gebar ein Kind zur gehörigen Zeit. Nach zehn Monaten wurde sie nochmals leicht und gesund entbunden.

Zwey Monate nach ihrer zweyten Entbindung zeigten sich die Zufälle wieder, und nahmen mit der Zeit zu. Nach neun Monaten vergiengen diese Zufälle, und sie hatte keine Ursache, sich für schwanger zu halten, als weil ihre monatliche Reinigung ganz unterdrückt war. Diese blieb auch sechs Jahre und einige Monate darnach aus. Die meiste Zeit aber, besonders die vier ersten Jahre, hatte sie einen beständigen heftigen Schmerz in der mittelsten Gegend ihres Unterleibes.

Im siebenten Jahr nach ihrer letzten Schwangerschaft, die sich auf so eine ungewöhnliche Art endigte, verursachte eine Geschwulst ihres Bauchs und andere Zufälle, daß sie sich wieder für schwanger hielt.

Sieben Monate darnach entstand eine Beule $1\frac{1}{2}$ Zoll über dem Nabel.

Sie sandte darauf zu einem gewissen Fleischer; dieser fand sie dem Tode nahe. Das Geschwür war aufgebrochen, und man sahe den Ellenbogen eines Kindes, der durch dasselbe hervorragte. Auf ihr und ihrer Freunde Bitten, unternahm dieser Fleischer, ihr Linderung zu verschaffen. Er machte daher über und unter dem Nabel einen so grossen Einschnitt, daß er das Kind herausziehen konnte, welches sehr leicht geschahe. Hernach sahe er in dem Unterleibe etwas schwarzes, welches er stückweise heraus nahm, und fand, daß es ein vollkommenes Gerippe eines Kindes, und einige Stücken schwarzes, verfaultes Fleisch war. Er verband sie darauf, und nach sechs Wochen verrichtete sie ihre Geschäfte.

Sie ist seitdem gesund gewesen, nur hat sie einen Nabelbruch, welcher der Unwissenheit des Mannes, der sie heilte, zuzuschreiben ist.

Dieses

Dieses hat mir ein junger Geistlicher, der einige Zeit Medicin studiert hatte, erzählt; die Frau selbst sagte, daß sie acht oder zehn Jahr vor ihrer ersten Schwangerschaft geheyrathet habe. In derselben hatte sie zu rechter Zeit die Geburtswehen gespürt, auch eine Hebamme acht Tage lang bey sich gehabt: darauf aber seyen die Zufälle vergangen, die Geschwulst habe abgenommen, und man habe geglaubt, sie habe kein Kind.

Dies Kind habe sie sieben Jahr getragen, bis sie wieder schwanger worden. Zu der Zeit sey eine große Geschwulst um den Nabel entstanden, die mit einer kleinen Oefnung von selbst aufbrach, und wässerige Feuchtigkeit ausleerte. Die Hebammen und Aerzte haben sie alle für verloren gehalten. Aus dieser Oefnung habe der Ellenbogen eines Kindes hervorgeragt, und einige Tage an der Haut gehangen. Endlich habe sie diesen selbst abgeschnitten. Der Fleischer habe darauf das Kind, wie gesagt, herausgezogen. Das erste Kind aber, welches verfault, und dessen Gerippe nur da war, habe er zu verschiedenen malen vom Julius bis zu Weyhnachten herausgenommen, einige Stücke davon giengen durch die Gebärmutter. Allemal hatte sie grossen Schmerz. Funfzehn Monate habe sie darauf müssen zu Hause bleiben, jetzt konnte sie ausgehen. Ihr Bruch ist so groß, daß ich meine Finger in den Bauch legen kann.

LXVIII.

Von dem Abfallen des Schulterblatts und des Schulterknochenkopfs nach einem kalten Brande, durch Peter Derante, Wundarzt in Waterford.

Aus der 370 Numer, 15ten Seite.

Den fünften November 1713, brach ein Schifsmann beyde Knochen seines linken Vorderarms, ihre Enden stachen

durch die Haut durch. Er wurde gleich von dem Schiffwundarzt auf die gewöhnliche Art verbunden. Nach sechs Tagen rufte man mich dazu. Der Wundarzt sagte, der Kranke befände sich sehr wohl, weil er gar keinen Schmerz in dem Arme hätte. Ich verlangte den Bruch zu sehen. Hierauf sahe ich den ganzen Arm, von den Fingern bis zur Schulter schwarz und ohne Gefühl. Ich rieth das Ablösen des Arms, der Wundarzt wollte aber nicht. Ich machte an einige Orte tiefe Einschnitte, und verband ihn mit warmen Umschlägen. Den folgenden Tag bekam ich den Kranken zu besorgen. Ich lößte darauf den Arm so bald und so hoch als möglich ab, und cauterisirte den Stumpf, der bis an die Schulterhöhe abgestorben war. Den folgenden Tag sahe ich, daß sich der Brand nach dem untern Winkel des Schulterblatts ausbreitete; ich rieb die Ränder der abgestorbenen Theile mit einer scharfen Sonde, die in eine mit Scheidewasser gemachte Silberauflösung getaucht war. Hierdurch erhielt ich, daß sich der Brand nicht weiter ausbreitete. Bey jedem Verband cauterisirte und skarificirte ich die abgestorbenen Theile, und verband sie nach den Gesetzen der Kunst. Ich setzte diese Heilart 18 Tage fort, und alsdenn fielen die Grinder ab. Einige Zeit darauf fiel das Schulterblatt von dem Schulterknochen und Schlüsselbeine, und endlich fiel sie ganz ab. Ich bedachte nun, was mit dem Stumpf vom Schulterknochen, der noch an den Brust- und breitesten Muskel des Rückens hieng, zu thun sey. Nach kurzer Zeit trennte er sich, und fiel ohne Blutfluß ab. Ich muste noch einen Theil des Schlüsselbeins abschneiden, ehe ich die Wunde heilen konnte: diese heilte aber bald darauf.

2. Von

2. Von der Ablösung eines grossen Stücks vom Hüftknochen, durch D. R. Richardson.

Aus der 461 Numer, 761 Seite.

Im August 1741.

Herr **Wright**, der diesen Bruch geheilt hatte, brachte zu mir den Krankgewesenen, der diesen Tag Vormittags neun (Englische) Meilen gegangen war. Der Knochen ist auf der innern Seite des dicken Beins, vier Zoll über dem Knie, herausgenommen worden. Das Bein ist ganz gleich, doch etwas dicker als das andere, da, wo die Schwiele den herausgenommenen Knochen ersetzt. Der Kranke ist gesund, klagt über keine Schwäche oder Schmerzen in dem Theile, und ist gar nicht lahm. Er brachte mir den Knochen, der heraus genommen war, welcher fünf Zoll und einen halben in der Länge hatte. Es scheint der ganze Knochen selbst zu seyn, das ausgenommen, was weggefressen war, ehe er herausgenommen wurde. In dem *Museo anatomico* des D. **Ruysch** findet sich 172 S. ein ähnlicher Fall, doch meldet er nichts von der Heilung.

Herr **Wright** giebt eben daselbst 762 Seite, fernere Nachricht von diesem Falle. Es wurde ein Theil vom Hüftknochen, zu Ende des Merzes 1738, aus dem dicken Beine eines 20jährigen Mannes genommen. Seine Lähmung war durch ein Fieber verursacht worden. Die kranke Materie hatte sich in das dicke Bein gesetzt, machte ein Geschwür, und wurde darnach geöfnet. Es heilte nicht, sondern ließ vier faule Fistelgeschwüre zurück, woraus eine Menge stinkendes Eiter floß. In diesem Zustande blieb er sechs oder sieben Jahr, ehe ich zu ihm gerufen wurde. Man hielt sein Uebel für unheilbar, da der beständige Eiterauswurf ihn fast einem Gerippe ähnlich gemacht hatte. Bey der Untersuchung der Geschwüre fand ich in dem einen, welches an der innern Seite lag, einen verfaulten Knochen.

Ich erweiterte die Oefnung mit Wiecken aus Enzian und Schwamm, zu drey oder vier Zoll. Darauf verband ich das Geschwür mit Myrrhen-Tinktur, und trocknen leinenen Päuschgen; auf den faulen Knochen streute ich Pulver von Myrrhen, Osterlucey und Euphorbium. Hierdurch gieng der Knochen los, und war viel größer, als ich erwartete. Ich wollte wegen der Schenkelschlagader, die sehr nahe dabey lag, keinen weitern Einschnitt machen; sondern erweiterte die Oefnung lieber nach und nach. Ich setzte die vorige Art zu verbinden fort, und beitzte das wilde Fleisch durch rothes präcipitirtes Queckfilber, und gebrannte Alaun weg. Bey jedem Verbande hob ich den Knochen mit einem Haacken in die Höhe. In vier Monaten gieng er ganz los. Die Höhle wurde hernach einige Zeit offen gehalten, um für einige kleine zurückgelassene lose Stücken den Weg offen zu erhalten. Da das Geschwür gut geeitert hatte, heilte es bald zu. Das Knie war unterdessen sehr zusammengezogen, wurde aber durch erweichende Bähungen wieder ausgedehnt. Jetzt ist er gesund, geht gerade, und das beschädigte Bein ist nicht kürzer, als das andere.

3. Zwey merkwürdige chirurgische Fälle, durch Bezaleel Sherinann, Wundarzt zu Kelvedon in Essex.

Aus der 453 Numer, 138 Seite.

Ein Mann, der auf einer hohen Eiche war, und, um die Eicheln herunter zu klopfen, den Ast, an den er sich hielt, losließ, fiel von einem Ast auf den andern, zerbrach den Hüftknochen, und fiel mit so einer Gewalt auf die Erde, daß das zerbrochene Ende in dem Boden stecken blieb. Hierdurch zerbrach der Knochen an einem andern Orte, $2\frac{1}{2}$ Zoll über dem ersten Bruch. Das ganze zerbrochene Stück des Hüftknochens wurde herausgenommen. Nach einiger

Zeit wurde der zerbrochene Knochen durch eine große Schwiele mit einander verbunden, so daß das geheilte dicke Bein nur etwas über einen Viertelzoll kürzer war, als das andere. Der Wundarzt, der diesen Kranken mit aller Sorgfalt geheilt hatte, schrieb die glückliche Kur dem Bruchstein (*lapis osteocollae*) zu, den er ihm zwey Monat als ein Pulver mit Milch, als eine Latwerge, und in allen Speisen, die der Kranke nahm, hatte gebrauchen lassen.

Ein anderer hatte ein faules Geschwür in seinem Munde, und die untere Kinnlade war mit dem Bein angegriffen. Ein Theil desselben, von dem Orte der Verbindung am Kinne, bis an das Ende unter dem Ohr, fiel nach und nach mit drey Zähnen heraus. Auch dieser Knochen wurde nicht nur durch den innern Gebrauch des Bruchsteins geschwinde losgetrennt, sondern auch bald durch eine grosse und feste Schwiele ersetzt, so daß er harte Speisen recht gut geniessen konnte.

LXIX.

Von Geschwülsten, welche die Knochen weich machten, durch den Wundarzt Pott.

Aus der 459 Numer, 622 Seite.

Januar. 1741.

Im November 1737, klagte ein 27jähriger Mann über eine Geschwulst an der innern Seite seines rechten dicken Beins. Es war eine Sackgeschwulst, die eine Breymaterie enthielt; nachdem ich sie herausgeschnitten, befand sich der Kranke nach sechs Wochen sehr wohl.

Ausser einigen Schmerzen zuweilen in dem Hüftgelenke, war er fast ein Jahr gesund, alsdenn fiel er in eine solche Neigung zu schlafen, daß ihn niemand nach acht oder neun Uhr des Abends konnte wachend erhalten. So blieb er

vier Monate, alsdenn nahm der Hüftschmerz zu. Er brauchte dawider kalte Bäder, Fleischbürsten, ritt öfters, doch ohne Wirkung. Er fragte daher den Dr. Beaufort um Rath. Dieser ließ ihm mineralischen Aethiops, Zinnober, Harz von Franzosenholz, mit Spaawasser brauchen, und zuweilen mit versüßtem Queckſilber laxiren. Dieses wurde einige Zeit, ohne Besserung, fortgesetzt.

Darauf nahm er Hirschhorn-Salz, früh und Abends ein halb Quentgen in warmen Molken, ohne merkliche Wirkung. Er klagte einige Zeit darauf über schwache, periodische Hitze und Durst, die täglich in der Nacht, mit einem sehr harten Puls, da war, ihn aber doch nicht unruhig machte.

Im September 1739 wollte er sehen, wie ihm das Bad bekommen würde. Auf der Reise dahin nahm die Hitze so zu, daß er nicht schlafen konnte: nachdem er aber von der Ermüdung ausgeruhet hatte, schienen auch Hitze und Durst zu vergehen. Er brauchte darauf das Wasser innerlich und äusserlich: hierauf kamen diese Zufälle wieder, so daß er von dem Gebrauch des Wassers abstehen, und kühlende Arzeneyen nehmen mußte. Seine Aerzte riethen ihm, nur das leidende Glied zu baden: hierauf kehrten die oben gemeldeten Zufälle so heftig wieder zurück, daß der fernere Gebrauch des Wassers für höchst schädlich gehalten wurde.

Unterdessen bekam er im linken Auge ein blödes Gesicht, und endlich wurde er auf dem Auge ganz blind. Der Augenapfel war sehr viel größer, und aus der Augenhöhle vorgetrieben worden.

Nach einiger Zeit entstanden einige kleine Geschwülste, sechse auf dem Kopf, drey auf dem Rücken, und eine auf dem Halse, die gleich unter der Haut lagen, und täglich viel grösser wurden.

Den 2ten December 1739 kehrte er nach London zurück. Er klagte nun über sehr grosse Mattigkeit, Unvermögen, seine rechte Hüfte zu bewegen, und grossen Schmerz, wenn sie von andern bewegt wurde, Schlaflosigkeit, und Durst in der Nacht, und hatte einen hurtigen und harten Puls.

Herr Dr. Hartley und Dr. Shaw verordneten ihm täglich dreymal Spiesglas-Zinnober zu nehmen, Selzerwasser zu trinken, kühlende Speisen zu gebrauchen, auch erlaubten sie ihm alle Abende eine kleine Gabe von den beruhigenden Pillen des Mathäi. Hierdurch bekam er einige Ruhe.

Da er den Zinnober sechs Tage gebraucht, und seit der Zeit keinen offenen Leib gehabt hatte, so wurde ihm ein Klystier gesetzt: hierauf gieng alle Arzney, ohne die geringste Veränderung, weg; auch zeigte sich nach der Zeit nicht das geringste von Schleim, der durch die Darmdrüsen abgesondert wäre, indem er nur einmal wöchentlich harten Unrath mit sehr vieler Mühe ausleerte, ob er sich schon ein öliges Klystier setzen ließ, und viel Arzeneyen in einem seifenartigen Trank brauchte. Das Gelenke der Hüfte war nun ganz steif geworden, indem alle Schaamdrüsen mit solchem Eiter angefüllt waren, als welches in den andern Geschwülsten enthalten zu seyn schien: auch unter den Gesäßmuskeln und hinter den Erhabenheiten am obern Theil des Hüftknochens (trochanteres) war ein grosser Haufen derselben.

Man unterließ den Gebrauch des Zinnobers, und versuchte die Salbung mit Queckſilber, die man einige Zeitlang täglich des Abends fortsetzte, zuweilen auch unterließ. Nach einem Monat sahe man weder Wirkung noch Besserung.

Nachdem er noch den gebrannten Schwamm, und Schweistreibende nebst Laxirmitteln vergebens gebraucht hatte, so beschloß er, den Gebrauch der Arzeneyen auszuse-

ßen, und durch Vermehrung der Opiate so ruhig als möglich, zu leben. Auf diese Art wurde er matt, konnte sich nicht bewegen, und starb den 2ten May 1740. Einige Zeit ehe er starb, aß er nur flüssige Sachen: so bald aber nur etwas davon in Magen kam, so erregte es ihm einen heftigen Schmerz in seinem Unterleibe, gleich über der Schaam. Zwey Monate vor seinem Tode konnte er ausser dem Bette niemals Harn von sich lassen? im Bette aber harnte er hinlänglich. Bald nach seiner Rückkunft nach London öfnete ich den Ort der Geschwulst, die ich vor zwey Jahren aus seinem dicken Beine genommen hatte, und fand die innere Seite derselben in Knochen verwandelt.

Bey der Zergliederung des todten Körpers zeigte sich zuerst eine grosse Geschwulst des Brustbeins, die man drey Monate, ehe er starb, an ihm bemerkt hatte. Sie war etwas grösser als ein Hünerey, hart, und unbeweglich, daß ich ungewiß war, ob sie über oder unter dem Knochen läge. Als wir die Haut zurücklegten, war es die Ausdehnung von den Sehnen der Muskel zwischen den Ribben und der Knochenhaut. Unter diesem Fell war ein talkiges Wesen, das einen halben Zoll tief ging, und unter dem letztern lag eine Art von Knorpel, die mit vielen knöchernen Theilgen vermischt war. Ich fand ferner keinen Knochen, sondern dieser war gänzlich in die Eitermasse, welche diese Geschwulst ausmachte, aufgelöset. Nach dem Innern der Brust ragte er auch hervor, und enthielt gleiche Materie. Ein Theil von der 5ten und 7ten Ribbe war auch auf gleiche Weise in ein Wesen, das noch etwas vom Knochen, und auch viel knorpelartiges hatte, aufgelöset, und mit einem dicken talgähnlichen Felle umzogen.

In der Brusthöhle waren 37 solche widernatürliche Geschwülste, die entweder mit den Ribben, oder Rückenwirbeln zusammenhiengen: und wo dieses geschah, da war die Rinde des Knochen verzehrt, und die innern Fächer derselben mit dem widernatürlichen Eiter erfüllt.

Gleich über dem Zwerchfell war ein grosser verhärteter Körper, der queer über das Rückgrad und der grossen Schlagader lag. Diese lag in einer Höhle des untern Theils von dieser Geschwulst, die an keinem andern Theile, als an dem Zwerchfell hieng, $1\frac{1}{2}$ Unze wog, und nach ihrer Lage aus einem Wassergefäß, das in der Gegend der Milch-Bruströhre lag, entstanden war.

Von dem Herzen und dem Ursprung der grossen Schlagader bis an den Boden der Hirnschale waren alle Blutgefässe mit diesen verhärteten Körpern umzogen, und die Schilddrüse war auch verhärtet, und innerlich knöchern. Auf der linken Seite war aus der Nierendrüse ein solcher Körper geworden, der $9\frac{1}{4}$ Unze wog. Die rechte Nierendrüse war natürlich, aber die zellige Haut, welche die Nieren umgiebt, war mit einer grossen Menge solcher Geschwülste von verschiedener Grösse besetzt. Einige davon waren gänzlich talgartig, andere mit knöchernen Theilgen vermischt; drey oder vier davon hiengen an der Niere selbst, und diese waren knorpelartig.

Die grosse Magendrüse war gänzlich verhärtet, und sehr groß.

Eine sehr grosse Geschwulst entsprung aus dem schwammigen Körper des dritten Lendenwirbels, dessen knöchernes Gewebe so aufgelöset war, und mit dem Eiter der Geschwulst vermischt, daß man ihn sehr leicht zerschneiden konnte.

Die innere Seite aller Beckenbeine war mit dergleichen Körpern bedeckt, und die Knochen darunter waren auch erweicht. Eine gleiche Masse umgab den mittlern Theil des Hüftknochens, der auch weich geworden. Auf dem innern Boden der Augenhöhle befand sich eine grosse Breygeschwulst, als wodurch das Auge hervorgetrieben, und durch den Druck des Sehenervens die Blindheit verursacht worden.

2. Von den Knochen einer Frau, die weich und biegsam geworden waren, durch Herrn Sylvanus Bevan.

Aus der 470 Numer, 488 Seite.

Gelesen den 5 May, 1743.

Im Jahr 1738 bekam eine Frau den Harnfluß mit den gewöhnlichen Zufällen, als da sind ofte und häufige Ausleerung des Harns, allmählige Abnahme des Körpers, hektisches Fieber, und hurtiger schwacher Puls, Durst, grosse Schmerzen in ihren Schultern, Rücken und Gliedern, nebst gänzlich verlornen Appetit. Aller Arzeneyen ohnerachtet, blieb sie zwey Jahr in diesem Zustande, und wurde sehr mager. Zu dieser Zeit bekam sie ein Wechselfieber, welches sie bald wieder verließ. Nachdem nahm der Harnfluß nach und nach ab, so daß sie in einigen Monaten gänzlich frey von demselben war, aber ihr Schmerz in den Gliedern blieb noch zurück. Sie bekam wieder Appetit, holte frey und leicht Athem, ihr Fieber wurde viel geringer, ob es sich gleich zuweilen zeigte.

Nach 18 Monaten hatte sie so eine Schwäche und so grosse Schmerzen in ihren Gliedern, daß sie gänzlich im Bette bleiben muste. Nach einigen Monaten fühlten sich die Knochen in den Armen und Füssen ganz weich an, und man konnte sie krumm beugen. Einige Monate vor ihrem Tode waren sie so weich, wie Fleisch.

Sie starb den 12ten April 1742, nach dieser langen Krankheit in ihrem 40sten Jahre. Ich untersuchte hierauf die vorgemeldeten Zufälle genauer. Die Fetthaut war viel dicker, als man in einer so abgezehrten Person hätte vermuthen sollen. Das Brustbein, die Ribben und ihre Knorpel waren sehr weich; und alle Ribben-Knorpel der linken Seite waren an ihren Gelenken doppelt, ohngefähr

einen Zoll lang über einander gelegt, in dieser Gestalt, Z, nur waren sie etwas flächer. Die Lungen hiengen auf jeder Seite fünf Zoll breit an den Ribben; waren weicher, schlaffer, und viel kleiner als natürlich. Das Herz hatte die gewöhnliche Grösse. Die Leber war wenigstens den dritten Theil grösser, als natürlich. Die Niere hatte $1\frac{1}{2}$ Zoll in der Länge, und einen Viertelzoll in der Dicke. Die Därme waren sehr aufgeblasen.

Die kleinen Gelenke, z. E. der Knochen an der Handwurzel und Unterhand schienen mit einander verwachsen zu seyn, als ich sie aufschnitt, waren sie nur wie eine dünne Schale. Der knorpelartige Ansatz der Knochen war gänzlich aufgelößt, von den Knochenkugeln war nichts übrig, als die äussere Schale, die so dünne, als eine Eyschale war. Als ich ihre Füsse und Arme fünf oder sechs Zoll nach der Länge aufschnitt, fand ich, daß das äussere Blatt des Knochens weich und vollkommen häutig geworden, und innerlich war, anstatt des Knochen, eine wie Honig, flüssige, röthliche, gar nicht übelriechende Masse; Man sahe hier überhaupt keine Knochen, als nahe an den Gelenken, die nur zum Theil aufgelößt waren: das Uebergebliebene aber war sehr weich, und voller Höhlen, wie ein Honigkuchen. Die Knochen des Kopfes gaben auch dem Druck der Finger leichtlich nach.

Merkwürdig ist es, daß sich die Theile der Knochen, welche am dichtesten und härtesten waren, erst auflößten, da die Enden derselben, die viel schwammiger und weicher sind, nicht gänzlich ihren Bau verloren hatten.

In ihrer Gesundheit war sie fünf Fuß lang: Nach dem Tode aber nur drey Fuß und sieben Zoll.

3. Von ausserordentlichen Knochenauswüchsen auf dem Rücken, durch Herrn Johann Freke.

Aus der 456 Numer, 369 Seite.

Im Jenner 1740.

Den 14ten April 1736, kam ein Knabe, von gesundem Ansehen, der 14 Jahr alt war, in das Hospital, um von einigen grossen Rückengeschwülsten geheilt zu werden. Sie waren ohngefähr seit drey Jahren entstanden, und waren an einigen Theilen so groß gewachsen als ein Pfennigbrodt, besonders auf der linken Seite. Sie entspringen von allen Wirbeln des Halses, und gehen bis an das heilige Bein herunter, auch entstehen sie von jeder Ribbe, und hängen an allen Theilen des Rückens zusammen, so wie die Korallenäste.

Sonst hatte er keine andere Zufälle der Englischen Krankheit in den Gelenken seiner Gliedmassen.

LXX.

Von einer Geschwulst in den Lenden mit einem gespaltenen Rückgrade, durch Dr. W. Rutty.

Aus der 366 Numer, 98 Seite.

Herr Ruysch sagt bey einer Bemerkung von dem gespaltenen Rückgrade *), daß andere diese Krankheit so beschreiben, als wenn das Rückgrad in zwey gleiche Theile nach der Länge gespalten werde: da er hingegen in zehn Subjecten bemerkt habe, daß nur die hintern spitzigen Fortsätze getheilt würden, der Körper der Rückenwirbel aber ganz bliebe.

*) In dessen Opperib. Anatomico Medico chirurgicis. Tomo I. Observ. anatom. chirurg. observatio XXXIV.

bliebe. Mit dieser Beschreibung kömmt das Rückgrad eines Kindes von sechs Tagen, dessen Krankheit ich beschreibe, völlig überein. Die Mutter desselben war, als sie sieben Wochen schwanger war, über ihren Mann, der vom Pferde gefallen war, und seine Lenden sehr zerschlagen hatte, heftig erschrocken, und hatte dadurch ihrer Frucht dieses Uebel zugezogen: dem ohnerachtet aber gebar sie doch zu der gewöhnlichen Zeit dieses völlig ausgewachsene Kind. Auf desselben Lenden zeigte sich an eben dem Orte, wo der Vater war geschlagen worden, eine Geschwulst, die so groß, als eine kleine Rübe war, und einen breiten Grund hatte; die Haut herum war wie bey dem Austreten des Bluts unterlaufen, wurde aber bald darauf durchsichtig, wie eine Blase nach den Spanischen Fliegen, und so war die ganze Geschwulst bis auf die Spitze, wo ein schwammiger Körper befindlich war. Diese Blase war mit einem Wasser, das dem Geruch und der Farbe nach wie Harn aussah, erfüllt. Hieraus schlossen wir, daß zwischen der linken Niere und dieser Geschwulst, in deren Oefnung die Sonde schief nach oben einen Zoll weit gieng, eine Gemeinschaft sey. Ich habe nicht Gelegenheit gehabt, zu bemerken, ob in allen ähnlichen Fällen die enthaltene Feuchtigkeit mit dem Harne übereinkomme: da aber Herr Ruysch nichts davon meldet, so glaube ich, daß es nicht geschehe.

Die Nieren waren, wider unsre Erwartung, vollkommen, und hatten mit der äussern Oefnung keine Gemeinschaft. Als wir aber das schwammige Wesen, welches die ganze Höhlung des Rückgrads einnahm, wegschafften, so sahen wir, daß die Oefnung in die Rückenröhre, wo das Mark liegt, gieng. In diesem schwammigen Wesen waren sehr viel kleine Nervenenden zerstreut, aus denen das gleichsam harnartige Wasser der Geschwulst herausströpfelte. Das übrige vom Mark war dichter, und füllte die Rückenröhre; da es sonst zuweilen so verzehrt ist, daß

man

man die dickere Haut des Marks aufblasen kann. Die Decke der Geschwulst bestand an ihrer Grundfläche aus dem Oberhäutgen, der Haut, und Fetthaut: die beyden letztern endigten sich bald, und nur das Oberhäutgen wurde fortgesetzt, und bedeckte die Muskel und das schwammige Wesen. Hierinnen ist diese Geschwulst von denen, die **Ruysch** beschreibt, unterschieden, die ihre Decken von den Häuten des Rückenmarks erhielten, auch von denen, deren **Tulpius** *) Meldung thut, deren Häute von dem Bauchfelle entsprungen, wiewohl sie, nach seiner eigenen Beschreibung, mehr von den Häuten des Marks herzukommen scheinen.

Diese Geschwülste sind stets mit dem gespaltenen Rückgrade verbunden, so daß man bey deren Entstehung auf den Lenden eines neugebohrnen Kindes, das gespaltene Rückgrad als ihre Ursache angeben kann. Gewiß aber wird man davon überzeugt, wenn das Kind seine Beine nicht bewegen kann, als welches ein untrügliches Zeichen ist, daß das Rückenmark nicht weiter, als die Geschwulst reicht, und daß sich die Nerven daher in die untern Theile nicht ausbreiten. Die Geschwülste selbst sehen verschieden aus. Zuweilen sind sie dunkel: dieses kömmt von kleinen Nervenfasern her, welche sich in grosser Anzahl in ihren Häuten ausbreiten, und nicht von der Dicke der Haut, wie **Ruysch** sagt: Zuweilen sind sie durchscheinend, und alsdenn endigt sich das Rückenmark auf einmal in der Oefnung des Rückgrads, und theilt sich nicht in Aeste. Dieses Beyspiel ist grösstentheils durchsichtig, der kleinere Theil, nemlich die Spitze, ist undurchsichtig.

Das Rückgrad selbst ist nicht gespalten, sondern dessen Wirbel und Seitenfortsätze sind ganz: nur sind die hintern spitzigen

*) Man sehe dessen Observatt. medicas. lib. III. Obs. XXX. p. m. 230. nebst einem saubern Kupfer.

spitzigen Fortsätze fehlerhaft. Der Theil der Wirbel, welcher eine spitzige Ecke, aus der die spitzigen Fortsätze natürlicher Weise entstehen, machen sollte, klaffet auf und liegt in einer geraden Linie auf jeder Seite. Folglich ist das Rückenmark hiervon seines natürlichen Schutzen wider äussere Unfälle entblößt. Dieser Fehler fängt auf dem dritten Lendenwirbel an, und geht bis an das Ende des heiligen Beins fort. Dieses ist sehr ausserordentlich, da das heilige Bein selten von diesem Uebel angegriffen wird, weil dessen Knochen sehr dichte sind, daß sie nicht so leicht verletzt werden können.

So wie dieser Fall von der Einbildung der Mutter verursacht worden war: so entsteht auch diese Krankheit sehr oft, wenn eine scharfe Materie sich auf das Rückgrad setzt, und die Wirbel anfrißt. Aber alsdenn findet man faule Knochen, da man hingegen hier nichts davon sahe. Das erstere bemerkt Herr **Cowper** in dem Leichnam des Lord **Peterborough**: allwo er eine grosse Geschwulst fand, aus welcher ein braungefärbtes Eiter floß, der obere und vordere Theil der neunten, und der untere Theil der achten waren verfault, und das Mark nur mit seinen Häuten bedeckt. Daher entstehen Zufälle, die den oben erzählten sehr ähnlich sind. Diese Krankheit ist allemal tödtlich; auch wenn man die Geschwulst öfnet *).

LXXI.

*) Hier ist besonders des Herrn Swagermanns Buch von dem gespaltenen Rückgrade nachzulesen, dessen Auszug man in den Comment. Lipf. Suppl. II. p. 316 u. f. findet.

LXXI.

Von einem durch ein Mühlrad losgerissenen Arme und Schulterblatt, durch den Wundarzt Johann Belchier.

Geschrieben den 17 November, 1737.

Aus der 449 Numer, 313 Seite. Im August, 1538.

Samuel Mood, der 26 Jahr alt war, und in der Mühle arbeitete, wurde einst, als er einen Strick um seine Hand geschleift hatte, und bey einem Zahnrade vorbeygieng, da dessen Zähne den Strick ergriffen, mit Gewalt wider das Rad gezogen und in die Höhe gehoben, bis sein Körper von dem Stamme, welcher die Axe des Rades stützet, gehemmet, und sein Arm mit dem Schulterblatte losgerissen wurde.

Als dies geschah, empfand er keinen Schmerz, und wußte nicht, daß der Arm abgerissen war, bis er ihn auf dem Rade sah. Er gieng darauf in die Mühle, und wollte nach Hause gehen, als er aber einige Schritte gegangen war, wurde er ohnmächtig und fiel zu Boden. Hierauf brachte man ihn in ein Haus, und stillte das Bluten einigermassen, bis der Wundarzt kam. Als dieser die Wunde untersuchen, und die grossen Blutgefässe unterbinden wollte, so sahe er weder Gefässe, noch irgend eine Erschüttung des Blutes. Er brachte die fleischigen Theile der Wunde so nahe, als möglich, zusammen, und verband sie gehörig. Den folgenden Morgen verband er die Wunde, da er kein Blut herausfliessen sahe, wie vorher, und sandte den Kranken in das Thomas's Hospital, wo ihn der Herr Ferne besorgte. Hier wurde er, ohne daß ein Blutfluß erfolgt wäre, in zwey Monaten geheilt.

Da ich den Arm zwey Tage, nachdem er abgerissen war, untersuchte, fand ich das Schulterblatt in die Quere, und auch die Knochen des Vorderarms an zwey Orten zerbrochen: ob dieses aber, ehe der Arm abgerissen wurde, geschehen war, kann der Mann nicht bestimmen. Die Muskeln, die sich in das Schulterblatt endigen, waren nahe an dem Ort ihres Zusammenhangs abgerissen; die aber aus demselben entstanden, waren ganz weg. Auch waren der breite Rücken- und Brustmuskel nahe an ihrer Verbindung mit dem Schulterknochen abgerissen. Die Häute des Schulterblatts und des obern Theils vom Arme, wie auch das Schlüsselbein, waren auf dem Körper geblieben.

Sehr merkwürdig ist es, daß die Schlüsselschlagader seit dem ersten Verbande nicht ferner blutete, indem sie so glücklich losgerissen war, daß sich derselben Häute völlig zusammenzogen, und die fleischernen Theile mit der Oefnung verwachsen waren.

LXXII.

Von einer ausserordentlichen Geschwulst in dem Knie eines Menschen, dem das Bein abgelöset wurde, von Herrn Jer. Peirce, Wundarzt zu Bath.

Geschrieben den 11 Junius, 1737.

Aus der 452 Numer, 56 Seite, im Jenner, 1739.

Ein gesunder Mensch von 25 Jahren, der niemals krank gewesen war, bemerkte vor acht Jahren das erstemal eine kleine Geschwulst an seinem rechten Beine, nahe an dem obern Ansatz des Schienbeins. Da er sich niemals an diesen Theil gestossen hatte, und keinen Schmerzen darinnen empfand, so gab er bloß deswegen auf die Ge-

schwulst acht, weil sie stets grösser wurde; doch hernach wuchs sie so stark, doch ohne Schmerzen, daß er seit dem Herbst, 1735, unfähig war zu arbeiten.

Da ich das Glied den vergangenen May ablösete, so wog es 69 Pfund, welches 27 Pfund mehr ist, als das Bein, das vor einigen Jahren in ähnlicher Krankheit abgelöst wurde. Die Operation selbst hatte nichts Ungewöhnliches, ausser daß sehr viel Blut dabey verloren gieng.

Als wir diese Geschwulst untersuchten, fanden wir, daß die nahe liegenden Muskeln alle ihr faseriges und fleischernes Ansehen verloren hatten, welches von dem Druck und der Ausdehnung, die sie litten, und der geringen Bewegung herkam; aber das breite Band und die gemeinen Häute der Muskeln waren sehr dicke und verhärtet geworden, und mit der unterliegenden Geschwulst verwachsen. Nachdem wir diese schwielichen Decken zurückgelegt hatten, so sahen wir die Geschwulst mit vielen Blutgefässen bedecke, die sehr ausgedehnt, und übernatürlich roth waren.

Die Geschwulst selbst war einen halben Zoll von ihrer äussern Fläche an knorpelicht geworden: hernach bestand sie aus unzähligen knöchernen Körpern, die in ihrer Gestalt, Farbe und Dichtigkeit verschieden waren, je tiefer, desto grösser wurden, und sich endlich in ein zusammenhängendes knöchernes Wesen endigten. In der Mitte desselben war ein Maaß eines schleimigen Saftes enthalten, der nicht übel roch, ob es schon zehn Tage nach der Operation war; die Farbe und Dichte dieser Feuchtigkeit war dem Leinöl ähnlich. Wir bemerkten, daß in ihr kleine knöcherne Körper frey herumschwebten, die mit einigen andern, welche an der innern Fläche der Höhle hiengen, übereinkamen: alle diese hatten mit den Tropfsteinen, die man in

Hohlen Felsen findet, viel Aehnlichkeit. Nach der Operation heilte der Fuß nach Wunsch.

Die Theile über der Geschwulst waren sehr wenig von ihrem natürlichen Zustande verändert. Das knorpelichte Ende des Hüftknochens war völlig glatt; auch hatte die Kniescheibe keine widernatürliche Veränderung, ausser daß das Band, wodurch sie mit dem Schienbeine verbunden wird, knöchern war, gelitten. Das ganze obere Ende aber von der Schiene (*fibula*) war in der Geschwulst aufgelöset.

LXXIII.

Von einem Zufalle, den man gemeiniglich für einen Bruch der Kniescheibe verkennt, durch Herrn Deverel, Wundarzt zu Bristol.

Aus der 365 Nümer, 44 Seite.

Richard Burt wurde vom Pferde geworfen, und bekam dadurch einen solchen Schlag auf eines seiner Knie, daß er nicht aufstehen konnte. Er hörte etwas in demselben, ehe er noch den Erdboden berührte, krachen. Ich fand die Enden der zerbrochenen Knochen über vier Finger von einander gezogen: die Kniescheibe aber, die durch die ausdehnenden Muskel des Beins in die Höhe gezogen war, hatte ihre natürliche Gestalt, und die Härte, die man unten fühlte, kam von dem zerrissenen Bande, welches die Kniescheibe mit dem Schenkel vereiniget. Man brachte die Enden der Bänder so nahe an einander, als möglich, und hielt sie so drey Wochen lang ohne einige merkwürdige Zufälle. Er fieng darauf etwas zu zeitig an zu gehen, und verursachte sich einige Schmerzen, und öfnete wieder die Narbe, so daß sie später ganz verwuchs, dem ungeachtet geht er doch jetzt, ohne daß er merklich lahm wäre.

Ich habe zwey ähnliche Fälle gesehen. Die eine Person hatte nicht das Glück so gut, als gewöhnlich, wieder zu gehen, ob ich es gleich an keiner Sorgfalt ermangeln ließ. Denn man kann kaum von einem unter zehnen erwarten, daß er ganz gerade werde gehen können.

Paräus sagt in dem 22sten Kapitel seines 15ten Buchs, daß alle, die sich die Kniescheibe gebrochen, die ganze Zeit ihres Lebens gehinkt haben: ich bin, in Ansehung des Hinkens, mit diesem vortrefflichen Schriftsteller gleicher Meynung, nur habe ich von der Krankheit und der Ursache der Lähmung andere Begriffe. Hildanus hat in der 88sten Bemerkung der 5ten Centurie seiner chirurgischen Bemerkungen, auf der 485 Seite, eine Geschichte von einem Querbruch dieses Knochens gegeben, der geheilt wurde: doch folgte eine sehr grosse Schwäche des ganzen Beins, so daß der Kranke nur mit vieler Mühe gehen konnte. Darauf redet er von der Ursache der Lähmung, und fragt, ob das, was Paräus in seinem Buch de Ossibus lib. 4. cap. 2. sagt, für dieselbe könne angenommen werden: denn, sagt er, ich zweifle nur, ob nach einem Bruch der Kniescheibe, die Schwiele so sehr hervorragen könne, daß sie die grosse Höhle, zwischen dem Hüftbeine und Schenkel, erfülle, und die Bewegung und Wirkung des Knies verhindere? Denn man sehe doch, daß die übrigen Brüche, wenn der Knochen und die Knochenhaut nicht ganz zerrieben sind, so heilen, daß man nichts mehr davon sieht: die Knochenhaut halte die Schwiele so zusammen, daß sie nicht so sehr hervorwachse, u. s. w. Hernach zeigt er, daß dieser Knochen nicht anders, als querüber zerbrochen werde, es sey denn in Schußwunden.

Ruysh schreibt in seiner *Centuria observationum anatomico chirurgicarum*, *4to.* in der dritten Bemerckung, daß einige fälschlich behaupteten, die Kniescheibe könne

nicht zerbrochen werden. Er habe sie nicht nur durch den Fall, sondern auch ohne denselben zerbrechen gesehen. Es sey nemlich ein starker Mann, indem er von der Brücke gestiegen, fast auf die Erde gefallen, doch habe er aus allen Kräften dem Fall widerstanden; durch diese Gegenbemühung sey die Kniescheibe querüber zerbrochen, und zwar so deutlich, daß man zwischen die beyden Theile eine Hand legen konnte.„

Diese Bemerkung ist der, die ich erzählt habe, so ähnlich, daß ich glaube, es sey dieselbe Krankheit gewesen, und mir vorstelle, Ruysh habe das harte Ende des Bandes für den zerbrochenen Knochen angesehen. Und wenn man die sogenannten Scheibenbrüche genau untersuchen wird, so werden sie vielleicht überhaupt von derselben Beschaffenheit seyn *).

LXXIV.

Von dem Klopfen des Zwerchfells, durch Anton von Leeuwenhöck.

Aus der 377 Numer, 341 Seite.

Ich wurde neulich in der Gegend des Zwerchfells mit einer heftigen Bewegung überfallen, so daß die Umstehenden nicht wenig beunruhiget wurden. Der Arzt, der zugegen war, nennte diesen Zufall das Herzklopfen. Ich glaubte aber, daß er sich irrte, da ich keinen geschwinden Puls gewahr wurde. Diese heftige Bewegung kam zuweilen wieder, und dauerte ohngefähr drey Tage. Alsdenn verlor ich den Appetit, und die Bewegung der Där-

*) Häufige Erfahrungen uud genaue Untersuchungen der geschicktesten Wundärzte beweisen das Gegentheil.

me hörte auf, so daß ich dem Tode nahe zu seyn glaubte. Ich urtheilte, daß in dem Zwerchfell eine Verstopfung seyn müßte.

Nach der Zeit habe ich zwey Monat lang zuweilen ein langsames Klopfen im Zwerchfelle gefühlt. Ich versuchte dahero durch eine von mir erfundene gläserne Röhre den Dampf von einer geistigen Flüssigkeit in die Brust zu bringen, um zu versuchen, ob die ungewöhnliche Bewegung des Zwerchfells, die man das Herzklopfen nennt, dadurch könne gestillt werden. Ich erfüllte also meine Röhre drey Zoll hoch mit Weingeist, der auf Muskatennuß, Muskatenblume, etwas Nelken und viel Zimmt, und Safran einige Zeitlang gegossen worden, und athmete die vorbeygehende Luft durch diesen Weingeist mit Gewalt ein; hierdurch dehnte ich das Zwerchfell sehr aus, und legte auf dieses mal die unordentliche Bewegung desselben. Als ich aber diesen Versuch wiederholen wollte, so brach die hereingetriebene Luft wieder aus der Kehle zurück, und vernichtete meine Erwartung.

LXXV.

1. Von monströsen Zwillingen, durch Herrn Fevry.

Aus der 377 Numer, 346 Seite.

Vergangenen December, 1722, wurde eine 44jährige Frau von ein Paar Zwillingen, die mit einander zusammengewachsen waren, entbunden. Jedes hatte seinen eigenen Kopf, Brust, Unterleib und Hände. Sie waren sonst wohlgebauet und fett, mit dem Bauche aber zusammengewachsen, als welcher beyden gemein ist, so daß des einen Kindes Kopf da ist, wo des andern seine

Füsse

Füsse seyn sollten, und des andern Kopf auf der natürlichen Stelle. Beyde haben nur zusammen zwey Beine, welche aus den schiefen Fortsätzen der Lendenwirbel auf der einen Seite zu entstehen scheinen: aus der entgegengesetzten Lendengegend entspringt ein Bein, welches sich mit einem Gelenke vorwärts beugt, und in einem kleinen stumpfen Finger endiget, welcher durch ein Gelenke verbunden ist. Sie haben beyde nur ein Gefäß, wodurch sie ihren dicken Unrath ausleeren: auch sind die weiblichen Schaamtheile und die Nabelschnur nur einfach.

Jedes ißt und trinkt besonders durch den Mund, wenn das eine an der Brust saugt, so schreyt das andere auch darnach. Sie schlafen und wachen zuweilen beyde zu gleicher Zeit, zuweilen abgesondert. Eines derselben ist etwas dicker als das andere, welches kleiner, und nicht von so munterer Farbe ist. Der Kopf des grössern Kindes kam zuerst aus der Gebärmutter, zunächst folgten die beyden Arme, die auf der Brust lagen, die Füsse lagen auf der Seite von des andern Brust, darnach wurde das einzelne Bein herausgeholt. Endlich wurden die Arme des andern Kindes, welche an der Seite von dessen Kopf lagen, leichtlich herausgeholt. Die Körper dieser Kinder sind nicht gröſſer, als eines natürlichen Kindes. Die Mutter kann keine Ursache von diesem Zufall angeben.

Ferner ist zu merken, daß diese beyden Kinder noch zwey Monate nach der Geburt lebten.

2. Von einigen besondern Misgeburten, durch Daniel von Superville.

Aus der 456 Numer, 294 Seite.

Im Jenner, 1740.

Zu Stettin in Pommern gebar eine Frau drey todte Kinder, deren eines keinen Kopf hatte. Die Kinder waren zu verschiedenen Zeiten gestorben, da das eine schon so verfault war, daß das Oberhäutgen nach der geringsten Berührung losgieng. Die Misgeburt ohne Kopf war auch schon ganz weich, und das dritte Kind war erst vor einigen Stunden gestorben. An der Misgeburt sahe man nicht die geringste Spur vom Kopfe, und anstatt des Nabels hieng ein kleiner Fleischlappen heraus, der so groß als eine Johannisbeer war. Ich fand nur zwey Mutterkuchen, und zwey Häute, so daß die Misgeburt nothwendig mit einem von den andern Kindern in einer Haut gelegen hatte. Die Hebamme konnte mir davon keine hinlängliche Nachricht geben. Die Mutter sagte, daß sie gefühlt habe, wie das eine Kind vor drey Wochen gestorben war, und daß das andere den Abend zuvor gestorben sey. Ich konnte die Kinder weder zur Oefnung, noch zum Aufbewahren bekommen.

In meiner Sammlung habe ich eine Misgeburt, die acht Monat alt ist, ohne Kopf und Arme. Nach der äussern Gestalt scheint es weiter nichts zu seyn, als der Unterleib mit seinen Beinen. Diese sind wohl gestaltet, mit Fingern, und dem Anfange der Nägel versehen; doch ist der rechte Fuß krumm und nach innen gebogen. Als ich diese öfnete, fand ich nur eine Höhle, welche in dem obern Theile eine kleine Blase enthielt; ausser einigen Därmen, den beyden Nieren, der Blase,

der rechten Hode, die auf dem Bauchring lag, war nichts in der Höhle. Das Fleisch war harr und gleichsam krebsartig. Die Nabelschnur lag etwas höher, als gewöhnlich, etwas auf der rechten Seite, und gieng in den Darm. Es war ein kleiner Darm, der vierzehn Linien lang war, welcher von demselben Orte entstand, wo der Nabel in die Höhle gieng: hierauf folgt der Blinddarm mit seinem wurmförmigen Fortsatze, der Grimm- und Mastdarm, welche zusammen zwey Fuß lang sind. Diese Därme gehen von oben nach unten in der Gestalt eines Zikzaks, und sind mit dem Rückgrade verwachsen. Vom Herzen, Lungen, Magen, Leber, Milz, Magendrüse, und Gekröse ist keine Spur da. Die kleine Blase, der ich gedachte, war fleischern und enthielt etwas Wasser: sie hieng mit dem ersten Halswirbel zusammen. Dieser Anfang des Rückgrads ist in einen Bogen vorwärts gebogen, und macht, daß die Misgeburt nach oben rund ist. Dieses gebogene Ende bedeckte die kleine Blase, und verschloß die Höhle, die durch die Ribben gebildet wurde, und anstatt der Brust anzusehen war. Das Brustbein und Zwerchfell fehlten.

Ich glaube, daß die Misgeburten von zufälligen Ursachen entstehen, als da sind der Fall der Mutter, ein starker Druck, Quetschung und dergleichen. Auch ist die verletzte Einbildung der Mutter dafür anzusehen. Vor zwanzig Jahren fiel ein eben verheyratheter junger Mann in die Hände einiger Trunkenbolde, die ihn mit zwanzig Wunden ermordeten. Als darauf seine Frau den blossen Körper mit allen Wunden sahe, gebar sie nach zwey Tagen ein todtes Kind, das an allen den Orten, wo der Vater war verwundet worden, Mäler hatte.

LXXVI

Von sehr grossen Seitenknochen des Kopfes, durch Jakob Theodor Klein.

Aus der 456 Numer, 308 Seite.

Im Jenner, 1740.

Ich erhielt vom Herr **Ruysh** einen sehr grossen Seitenknochen; dessen Höhe neun Englische Zoll, und die Breite sieben Zoll war. Die Höhe des ganzen Kopfs hatte vom Kinne bis an den Scheitel zwanzig Zoll gehabt, und die Breite zwischen den Schläfen zwölf Zoll. Ich bekam noch einen solchen Knochen, dessen Höhe $5\frac{5}{8}$ Zoll, und die Breite fünf Zoll war; aber von diesem wußte ich das Verhältniß gegen den ganzen Kopf nicht. Ich konnte leichtlich finden, wenn ich die Länge des Kopfs achtmal nahm, daß der erste Riese dreyzehn Fuß und vier Zoll lang war.

Aus der Vergleichung des ersten Seitenknochens zu der Höhe des Kopfs und dem angenommenen gleichem Verhältniß des letztern Knochen gegen die unbekannte Höhe fand ich, daß der andere Riese neun Englische Fuß lang gewesen war.

LXXVII.

1. Von einer Misgeburt, durch Herrn Timothy Sheldrake.

Aus der 456 Numer, 341 Seite.

Geschrieben den 8 Jenner, 1736.

Eine Frau gebar ein Kind, das einen sehr hoch hervorragenden Scheitel hatte, und auf dessen Nase gleichsam noch

noch eine gesetzt zu seyn schien, doch hatte es nur zwey Nasenlöcher, und diese waren an der untern Nase. In seinen Armen fehlte das Ellbogengelenke; die beyden Knochen des Vorderarms erstreckten sich bis zur Schulter. Gleich unter den Ribben über den Hüften war ein tiefer Ort, als wenn eine Schnur sehr fest um den Leib gezogen wäre, so daß man den Grund des Einschnitts nicht sehen konnte. Der untere Theil des Körpers war fast rund, indem weder Hüft- noch Schienbeine, sondern zwey Füsse mit demselben verbunden waren, deren Hakken nach der innern Seite, und die Zehen nach aussen gerichtet waren. Das Kind war weiblichen Geschlechts und lebendig geboren.

Die Frau konnte keine Ursache angeben, als daß sie sehr erschrocken sey, da sie in ihrer Schwungerschaft wegen Spitzbüberey aus dem Lande verwiesen sey.

2. Von einem ungestalten Knaben, durch Dr. Andreas Cantwell, Arzt zu Montpellier.

Geschrieben den 27 December, 1731.

Aus der 453 Numer, 137 Seite. Im April, 1739.

Es ist jetzt in dieser Stadt ein junger Mensch von dreyzehn Jahren, welcher die untern Theile eines andern Knabens aus seiner obern Gegend des Unterleibes, zwischen dem schwerdtförmigen Knorpel und dem Nabel heraushängen hat. Die Vorderseiten dieser zwey Körper stossen an einander, und des einen Kopf und Körper scheinen in dem Unterleibe des jungen Menschen nach den Hüften zu gleichsam begraben zu seyn, als wo man die Verbindung deutlich sieht. Der Theil des hervorhängenden Körpers hat den After und die männliche Ruthe wohl gebildet.

bildet. Der Hodensack ist mit weichen Haaren besetzt, aber es sind keine Hoden darinnen, sondern es scheint mit Därmen gefüllt zu seyn. Es gehet nichts durch diese beyde Oefnungen. Ich habe die beyden Beckenknochen natürlich gefunden, aber das heilige Bein kann ich nicht fühlen. Das Gelenke des Hüftbeins kann man auf jeder Seite deutlich unterscheiden: ich habe auch den Pulsschlag der vordern Schenkelschlagader deutlich gefühlt. Wenn dieser anhängende Körper geknippen oder sehr gedruckt wird, so empfindet es auch der junge Mensch. Er hat neulichst die Blattern gehabt, und die hervorhängenden Theile auch. An seinem Nabel fand ich einen grossen Bruch, welcher durch diesen Körper bedeckt wird. Im nassen Wetter wird dieser Bruch sehr groß, im trocknen nimmt er wieder ab. In demselben ist ein rundes Loch, welches durch das Bauchfell gehet. Der Knabe ist schwacher Natur, doch gesund. Es war das siebente Kind seiner Eltern. Seine Mutter war dreyssig Jahr alt, als er geboren wurde, und ist seitdem noch zweymal niedergekommen. Alles übrige war natürlich.

3. Von einer Misgeburt, die einem verkappten Affen ähnlich sahe, durch Herrn Wilhelm Gregory.

Aus der 461 Numer, 764 Seite.

Im August, 1741.

Eine 44jährige sehr starke Frau wurde kurz vor Weyhnachten, 1730, mit den gewöhnlichen Zufällen schwanger. Kurz nachdem sie empfangen hatte, trug sichs zu, daß einige Bärentänzer einen Bär und Affen vor der Hausthüre der Frau tanzen liessen. Der Affe hatte eine Kappe an, und spielte und sprung über einen Stecken, welches

ches alles die Frau mit vieler Aufmerksamkeit betrachtete. Einige Zeit darauf sahe sie einen magern, blassen, häßlichen Mann, den sie sehr ernsthaft ansah, und sein Gesicht einem Affengesicht ähnlich hielt. Da sich das Kind bewegte, so fühlte die Frau, daß es sich einigemal über und über drehte, eben so wie sich der Affe über den Stecken drehte; und allezeit, wenn es sich bewegte, geschah es auf diese Art. Im siebenten Monat ihrer Schwangerschaft bekam sie Brechen, Kneipen im Leibe, und einen Durchlauf; diese Uebel hörten aber bald, ohne einige Arzeney, auf: hierauf wurde der Bauch der Frau kleiner, und das Kind bewegte sich nicht so oft, noch so stark, als zuvor. Die Frau wurde darüber ängstlich, und fragte mich um Rath. Nach genauer Untersuchung sagte ich, sie sey schwanger, und bat sie, keine Arzeneymittel zu brauchen, sondern die gehörige Zeit zu erwarten: Als diese herannahete, fühlte sie, daß sich etwas sehr schwach bewegte, und als ich sie besuchte, war sie ziemlich gesund, obgleich sehr unruhig; ich beredete sie, noch einen Monat zu warten. Nun waren zehn Monate verflossen, und die Frau fühlte die letzten sechs Wochen keine Bewegung in ihrem Bauche. Ich bekannte darauf, daß ich mich geirret hätte, und gab ihr ein Laxirmittel aus Senesblättern, Rhabarber, Weinsteinsalz, mit Creuzdornsyrup. Als sie dieses früh um fünf Uhr genommen hatte, bekam sie noch vor sechs Uhr heftige Wehen. Man ließ mich rufen, doch ehe ich kam, war sie schon entbunden, und die Frucht, der Mutterkuchen, nebst den Häuten und Wasser kamen zugleich. Ich theilte darauf die Häute, und nahm darauf das Kind mit der verwickelten Nabelschnur heraus. Die Häute waren sehr stark, die Wasser faul, und zwar wenig, doch nicht stinkend. Die Verwickelung der Nabelschnur ist ein Beweis, daß sich die Frucht in der Gebärmutter, so wie es beschrieben worden, bewegte. Das Kind selbst ist vollkommen einem verkappten Affen ähnlich.

4. Von einem merkwürdigen Naturspiele an einem Kinde, durch C. Warwick, Wundarzt zu Truro in Cornwall.

Aus der 464 Numer, 152 Seite.

Gelesen den 1 Julius, 1742.

Im April, 1741, wurde eine Frau, die vier Jahr verheyrathet gewesen, und Mutter zweyer wohlgebilderer und lebendiger Kinder war, von dieser Misgeburt entbunden, welche so widernatürlich gebauet ist, daß sie ein elendes Leben führen muß.

Der Nabel ist fast an seiner natürlichen Stelle, aber etwas groß und hervorragend, und sieht vielmehr als eine Geschwulst aus.

Unter demselben ist ein grosser schwammiger Auswuchs, der fast die Grösse eines Eyes hat, doch etwas niedergedruckt, entzündet, und sehr empfindlich ist. Die Oberfläche desselben ist ungleich, und besteht aus verschiedenen Fleischlappen, den Boden kann man nicht wohl entdecken, da meine Bemühungen dem Kinde viel Schmerz und Noth verursachten: doch glaube ich, daß er an etwas herunterhängt.

Gleich unter diesem Schwamm ist ein anderer grosser Auswuchs, der weder empfindlich, noch schwammig, sondern von einem festen einförmigen Gewebe ist. Er ragt aus dem Bauche etwa einen Drittheil Zoll hervor, und wenn man mit dessen Grundfläche einen gleichlaufenden Schnitt zieht, so ist er elliptischer Figur. Er kommt in der Gestalt und Grösse der Eichel in etwas gleich, indem seine Fläche mit derselben feinen Haut bedeckt,

bedeckt ist, und einen kleinen Einschnitt in dessen Spitze, der aber keine Oefnung hat.

An diesem Auswuchs hängt eine Haut, wie das Netz am Magen, die halb mondförmig, frey und biegsam ist, und wenn man sie in die Höhe dreht, einen Theil des Auswuchses bedeckt. Sie ist der Vorhaut ähnlich, nur etwas dicker. Auch ist eine kleine Sehne da, welche von dem Rande dieser Haut entspringt, die darüber liegende Eichel theilt, und sich unter dem Schwamme endiget.

Einen halben Zoll unter dieser Haut ist ein runzlichter Auswuchs, welcher dem Hodensack ähnlich, aber in der Grösse verschieden ist, je nachdem die Därme, welche aus ihren natürlichen Grenzen getreten sind, aus der einen Seite auf die andere fallen. Er liegt in der Gegend des obern Randes vom Schaamknochen, welcher gänzlich fehlte.

Der After liegt wenigstens zwey Zoll mehr vorwärts, als gewöhnlich, und, nach meiner Muthmassung, muß der Mastdarm durch die Spalte des Schaamknochens gehen.

Ausserdem ist ein beständiges Harntröpfeln aus einigen unsichtbaren Röhren, die unter dem Schwamm liegen müssen, welches durch die Schärfe des Harns jeden Augenblick Schmerzen verursacht, und die Theile wund macht.

Kurz, die Geschlechtstheile sind so unvollkommen, daß es nicht eher, als nach vier Monaten getauft, und mit einem, auf beyde Geschlechter passenden Namen belegt wurde.

LXXVIII.

Von einem sehr grossen Kinde, durch Herrn Geofroy.

Aus der 471 Numer, 617 Seite.

Gelesen den 22 Dec. 1743.

Zu Rouen wurde ein ungeheuer grosser Knabe gebohren. Er ist jetzt drey Jahr und drey Monate alt, und befindet sich in dem Hospital zu Rouen. Sein Hals ist sehr groß, die Brust sehr breit, und der Unterleib grösser, als natürlich. Der obere Theil der dicken Beine ist etwas dicker, das übrige ist natürlich. Er hat nur an den Schaamtheilen Haare. Die männliche Ruthe ist drey Zoll lang, wenn sie angeschwollen ist, aber 6 Zoll. Man hat gefunden, daß er Saamen von sich läßt.

LXXIX.

Von einem widernatürlichen Skelet, durch Herrn Robert, Bischof zu Corke.

Geschrieben den 8 Aug. 1738.

Aus der 461 Numer, 810. Seite.

Im August 1741.

Einem Manne wuchsen bey seinem Leben alle Knochen in einen einzigen zusammen, so daß man nach seinem Tode ein Skelet, aus einem Stücke bestehend, fand. Der einzige Knochen, den er vor dem Tode bewegen konnte, waren die Knochen seiner rechten Handwurzel, und seiner Knie, so, daß er irgend in einer Viertelstunde einen Fuß weiter gehen konnte.

Einige

Einige Jahre vor seinem Tode konnte er seine Lage gar nicht verändern. In seinem 18ten Jahre fieng er an, unbeweglich zu werden, und wurde nach und nach immer steifer, bis er den Gebrauch seiner Glieder verlor, und im 61. Jahr seines Alters starb. Er war vom Anfang an übel gestaltet, seine linke Schulter war höher, als die rechte: die Wirbelknochen waren unten sehr nach innen, und auf die linke Seite gebogen. Das heilige Bein ist so nach aussen gebogen, daß man es von vorne gar nicht gewahr wird. Das linke Knie ist fast vier Zoll höher, als das rechte. Kaum ein einziger Knochen seines Körpers hat die natürliche Gestalt: die Knochen seiner Beine sind nicht so sehr verdrehet.

Von dem Scheitel seines Kopfes bis an die Knie besteht er aus einem Knochen. Sein Kopf scheint regelmässig gebildet, die Näthe sind deutlich zu sehen, nur fester, als sonst, verwachsen. Seine Kinnladen und die Hinterzähne bestehen aus einem Stücke: die Vorderzähne sind sehr ungleich, so daß er dadurch Nahrung zu sich nehmen kann. Aus dem hintern Theile des Kopfes entstand ein Knochen, welcher über die Halswirbel gieng, und sich mit dem Rückenwirbel und dem linken Schulterblatte vereinigte, darauf theilte er sich, und endigte sich hinten in die beyden Hüftknochen. Die Hals- und Rückenwirbel machen einen Knochen aus.

In dem Fleische seiner dicken Beine und seines Gesässes waren einige Aeste von dem Schwanz- und Hüftknochen ausgebreitet, die den weissen Korallen ähnlich, doch aber unebener waren. Man kann keine Hand zwischen die beyden Knie legen, weil das linke sehr nach dem rechten gebeugt ist, da die linke Schulter sehr hoch war. Er hatte sich einst den einen Knochen seines linken Arms zerbrochen: aus dem

Bruche war ein anderer Knochen gewachsen, welcher den zerbrochenen vereinigte, und ihn stärker als zuvor machte; wiewohl der Knochen, da, wo er zerbrochen war, sehr der Verwesung unterworfen schien. Alle Knorpel seiner Brust, viere ausgenommen, waren in Knochen verwandelt. Diese viere dienten die Brust beym Einathmen zu bewegen.

Aus seinen Fersen wuchsen viel Knochen, die drey Zoll lang waren, und die er, wie der Hahn seine Sporen, ablegte. Bey seiner Zergliederung fand man noch einen Knochen in dem Fleische, der von dem andern Knochen ganz abgesondert, sehr dünne, vier Zoll lang, und $\frac{1}{4}$ Zoll breit war, und einige Aeste hatte. Er klagte, als dieser Knochen wuchs, über keine Schmerzen.

Herr **Copping** bestätigt diese Erzählung, und thut dazu, daß der Mann 20 Jahr vor seinem Tode ein heftiges Fieber gehabt, und darnach niemals von den Schmerzen in seinen Knochen frey geworden sey: Man habe ihm, wegen Unbeweglichkeit seiner Kinnladen, die Vorderzähne herausnehmen müssen, um ihm einige Nahrung, Suppe und Bier einzuflössen, wovon er 16 Jahr gelebt habe.

Wenn gutes Wetter war, gieng er in die freye Luft, und konnte sich auf flachen Boden durch einige kleine Sprünge bewegen, und stand einige Stunden angelehnt im Garten. Durch diese Bewegung und den Aufenthalt in der freyen Luft hat er sein Leben so lange gefristet.

LXXX.

Beyspiele von langem Leben, durch D. Simon Degg.

Aus der 400 Numer, 364 Seite.

Zu **Uttoxeter** wurden 1722, in einer Zeit von 14 Tagen drey Weiber begraben, deren eine 103, die andere 126, und die dritte 87 Jahr alt war: in eben dem Jahr starben zwey Schwestern, die eine 95 Jahr, die andere 98 Jahr alt, und ihr Bruder von 92 Jahr.

Im Jahr 1726 wurden binnen 22 Tagen fünf Männer, der eine 68, der andere 81, der dritte 82, der vierte 83, der fünfte 87 Jahr alt, und eine Frau von 94 Jahr begraben.

In demselben Jahre waren zu **Gravely** in **Hertfordshire** 187 Einwohner, und 29 Leute, die über 60 Jahr alt sind.

LXXXI.

Von der Zergliederung eines Mannes, der 109 Jahr alt war, durch Johann Jakob Scheuchzer.

Aus der 376 Numer, 313 Seite.

Johann Leonhard Vopper, der den ersten May 1614 geboren war, wurde, als ein Bergmann, von einem Gange verschüttet, und lag 33 Stunden unter der Erde: man zog ihn halb todt heraus, und er hatte seit der Zeit, weil sein Unterleib heftig gedruckt worden, an einer

beständigen Unenthaltsamkeit des Harns krank gelegen. Im Jahr 1637 reiste er durch Ungarn, durch die Türkey, und durch das gelobte Land, und kam wieder nach Venedig. Nach dem Jahr 1639 diente er als Soldat, im Jahr 1682 war er bey der Belagerung von Wien, und auch von Landau. Auf diese Weise lebte er, bis er 109 Jahr und 3 Monate alt war.

Folgendes haben wir in dem Leichnam wahrgenommen:

In der Höhle des Unterleibes war etwas wenig blutiges Wasser ausgetreten. Alle dünnen Därme waren entzündet, der Fünffingerdarm sehr ausgedehnt, innerlich ganz faul, und mit dem Brande behaftet. Das Netz war sehr mager, so daß man es kaum kennen konnte, die grosse Magendrüse zusammengezogen, die Leber in gutem Zustande, die Gallenblase und die Gallengänge mit Galle erfüllt, und die Därme und das Gekröse in der Nähe ganz grün, so daß die Galle ausgetreten zu seyn schien; den Eingang derselben in den Zwölffingerdarm konnten wir nicht finden. In dem obern Theil des Magens nahe an dem rechten Magenmund war gleichsam eine Ausdehnung von Winden, von der Grösse einer welschen Nuß. Die Nieren und Milz waren gesund; die äussere Haut der letztern war mit weissen grossen und kleinen Flecken besetzt, die anfangs wie reife Pocken aussahen: aber sie hatten eine Knorpelhärte, und waren über die Fläche etwas erhoben.

Es waren folglich hier die Fasern unempfindlich und steif geworden. Denn niemand würde in der Jugend die Entzündung der Därme ohne die größten Schmerzen leiden; dieser Kranke aber klagte, nach dem Wahnwitz, den er Alters wegen einige Zeit erlitte, da er die letzten Tage wieder zu sich selbst kam, über nichts. Die knorpelige Rinde der Milz ist

ein

ein deutliches Zeichen, daß die Häute so steif werden können, daß sie endlich verhärten. Die Brust konnte mit vieler Mühe geöfnet werden: denn es waren die Knorpel der Ribben knöchern geworden, und mit den Ribben gänzlich verwachsen. Die Lungen fanden wir mit grünlichen Flecken besetzt, und auf beyden Seiten hinten mit den Ribben verwachsen. In der Brusthöhle, und dem sehr grossen Herzbeutel war viel Wasser: das Herz sehr groß, besonders waren die Vorkammern sehr ausgedehnt, und sowohl diese, als die Kammern derselben mit geronnenem Blute erfüllt. Hieraus erhellet, daß das Herz das Blut nicht mehr habe heraustreiben können, sondern daß die Bewegung des Bluts gänzlich sey gehemmet worden. Die Sehne, wodurch die Schlagader sich mit dem Herzen verbunden, war knöchern, oder wenigstens knorpelicht. Die Halbmondförmigen Klappen waren fast knorpelicht, besonders in der Mitten. Die niedersteigende grosse Schlagader hatte zwey Pariser Zoll im Durchmesser. Auf dem Schlunde lagen linsenförmige, verhärtete Drüsen. Man sieht hieraus, daß sich die letzten Jahre durch das Blut langsamer bewegt habe, und daß daher die dem Herzen nahe liegenden Schlagadern sehr ausgedehnt worden.

Die Hirnschale war sehr hart. Die Pfeil- und Lamboidalnath waren ganz verwachsen, und giengen nicht durch beyde Blätter der Knochen: so, daß durch dieselben nichts aus der Kopfhöhle hatte ausdunsten können. Drey oder vier grosse Löcher fanden wir auf beyden Seiten der Pfeilnath, die bis an das äussere Knochenblatt, nicht aber durch dasselbe giengen. Die dicke Hirnhaut war dreymal dicker, als natürlich, und fast ledern: die dünne Hirnhaut konnte leichtlich von dem Hirne selbst losgetrennt werden, da sie von dem Blutwasser sehr befeuchtet war. Alle Hirnhöhlen waren mit Wasser erfüllt, und dieses floß häufig auf

den Boden des Hirns, besonders bey dem Ausgang des Rückenmarks. Das Adergeflechte war mit erbsenähnlichen Drüsen, die voller geronnener Lympha waren, besetzt. Die durchsichtige Scheidewand unter dem Balken konnte man sehr deutlich sehen. Das Hirn selbst, besonders die innern Theile, waren welker, denn gewöhnlich.

Dieser alte Mann hatte ehedem gesagt, sein Vater habe, da er schon über hundert Jahr alt gewesen, drey Kinder gezeugt, und von seinen Voreltern seyen wenige unter hundert Jahren gestorben. Dieses ist gewiß, daß dieser Alte in seinem 83 Jahre eine Tochter gezeugt hat *).

LXXXII.

I. Von der Anzahl der Verstorbenen, vom Jahr 1617 : 1717 zu Dresden, und zu Augsburg von 1501 = 1720, durch Herrn Conrad Sprengell, nebst einigen Bemerkungen darüber durch Wilhelm Maitland.

Aus der 428 Rumer, 89 Seite.

Im April 1733.

Ueberhaupt sind zu Dresden im Jahrhunderte 1617 = 1717, 24294 Paar getrauet, 83412 getauft, und 98611 begraben worden.

Die ersten Jahre von 1617 . 1680 war die Anzahl der Gebornen zwischen 500 und 800: Nachdem aber wurden

*) Ein Beyspiel von einem sehr alten Mann, der doch noch ein Kind gezeugt hat, erzählt auch Dr. Ludwig in seinen Adverf. medico practicis. Vol. II. P. II. p. 196.

den jährlich stets mehr als 900, gemeiniglich 1200, bis 1443 getauft.

Die jährliche Anzahl der Verstorbenen belief sich gemeiniglich die ersten Jahre an die 600, und in den letzten Jahren starben meistens 900 - 1200.

Im Jahr 1626 wütete die Pest, an der 333 starben. 1632 wurden während dem Kriege und der Pest 3129, und das folgende Jahr 4585 begraben. Im Jahr 1637 brach die Pest wieder aus, da denn 1897 starben. 1639 wurden 1545 begraben. Im Jahr 1680 starben 1311, ausser 5103, welche in der Pest umkamen.

In Augsburg starben vom Jahr 1501 - 1702, 296452 Menschen, und wurden 310649 geboren. Die Pest, welche sehr oft in dieser Stadt wütete, ist die Ursache der grossen Anzahl von Todten. Gemeiniglich starben in den Pestjahren 100 Menschen mehr, als geboren wurden. Im Jahr 1511 wurden 2897 geboren, und 4870 begraben; 1535 wurden 1410 getauft, und 13000 starben. Im Jahr 1632 - 1636 wütete die Pest nach einander;

1632	wurden	1286	geboren,	3485	starben,
1633	—	1075	—	3364	—
1634	—	1054	—	4664	—
1635	—	512	—	6243	—
1636	—	789	—	790	—

In den ersten sieben Jahren des Jahrhunderts von 1616 - 1624, starben zu Dresden 3136 Leute; und in den letztern sieben Jahren, von 1709 bis 1717, starben 3836.

In eben den Jahren starben zu Augsburg von 6616 • 24, 11371, und 1709• 1717 nur 6297. Man sieht hieraus, wie sehr verschieden die Anzahl der Verstorbenen war.

2. Von den Gebornen und Gestorbenen zu Stoke Damerell, in der Landschaft Devon; durch Herr Wilhelm Barlow.

Aus der 439 Numer, 171 Seite.

Im October, 1735.

Im Jahr 1733 waren um Michaelis 1733, 3361 Einwohner. In demselben Jahre waren 28 Paar getraut, 122 Kinder geboren, und nur 62 begraben. Folglich wurden noch einmal so viel geboren, als begraben.

Zugleich herrschte in dieser Zeit ein allgemeines Fieber an diesem Orte: auch waren unter den Begrabenen drey Fremde. Hieraus sieht man, daß dieser Ort einer der gesündesten in England sey.

Anzeige des Innhalts der ausgelassenen Bemerkungen.

In der 401 Numer, Seite 414. meldet J. Ranby, daß man in einem erschossenen, zehnjährigen Knaben eine Milz gefunden habe, die zwey Pfund gewogen, und die ganze linke Seite eingenommen habe; Aber die Gallenblase konnte kaum eine Unze Galle in sich fassen.

Auch beschreibt derselbe sehr kurz, daß er in einem an der Schwindsucht gestorbenen Manne, in der Scheide der Hoden vier Unzen Wasser, und einen grossen Theil vom Netz gefunden habe.

In der 383 Numer, 108 Seite, beweiset D. **Sprengell**, daß des D. **Karons** blutstillendes Mittel, welches **Richard Blackmore** in seiner Abhandlung von der Schwindsucht (*Treatise on consumtions and the distempers of the heart and lungs. Lond. 1724. 8.*) so sehr lobt, nichts anders sey, als das von **Helvetius** in dem *Recueil des Methodes pour la Guerison des diuerses maladies 1710.* beschriebene blutstillende Mittel sey; und keine Wirkungen mehr, als der gemeine Weingeist thue.

In der 413 Numer, 258 Seite **Huxham** von einem Kinde, welches mit einer besondern Geschwulst in den Lenden geboren wurde. S. *Huxhami* opera. Tom. III. p. 44.

Auch Herr **Huxham** beschreibt in der 382 Numer, 63 Seite, Speichel von ungewöhnlicher Farbe. S. dessen *Opera l. c. p. 12.*

Alexander Stuart giebt in der 424 Numer, 327 Seite, Versuche, die Gegenwart des Nervensafts zu beweisen. Sie sind mit dem Reitz des anfangenden Marks und der Unterbindung der Nerven gemacht: und von den Neuern an hundert andern Orten wiederholt.

Die Art, wie die Arzeneyen in den menschlichen Körper wirkt, so D. **Johann Quincy** in der 365 Numer, 71 Seite beschreibt, enthält nichts merkwürdiges, das man nicht besser in allen neuern therapeutischen Büchern fände.

Die

Die Beschreibung der unregelmässigen Blatter-Epidemie des Herrn Huxham findet man in dessen Werken, Tom. III. p. 16.

In der 432 Numer, 296 Seite, 1734, sagt Herr Timoni, daß man zuerst, um die Pocken einzupfropfen, in die Haut mit einem Scheermesser geschnitten habe, und in die Wunde einige trockne Pocken gethan habe: allein dieses thue keine Wirkung.

Was Herr Wilhelm Cockburn in der 425 Numer, 385 Seite von den Schwierigkeiten, die Bauchflüsse zu heilen, sagt, kann jetzt von keinem Nutzen seyn; da es allgemein bekannt ist, daß man bey ihrer Heilung auf die verschiedenen Ursachen sehen müsse, und daß weder die Ipecacuanha noch Simaruba wahre allgemeine Mittel wider dieselbe sind.

In der 440 Numer, 189 Seite beschreibt Hr. Edw. Body einen knöchern Körper, der in der Gebärmutter einer 57jährigen Frau nach dem Tode gefunden wurde. Doch gieng das knöcherne Wesen nicht tief hinein, sondern unter demselben lag Fleisch, und dieses wurde immer weicher. Die Frau hatte nur ein Kind, und dieses 27 Jahr, ehe sie starb, gehabt. Ausser andern Zufällen hatte sie eine beständige Last und Druck in den Zeugungstheilen gefühlt. Sie starb an der Engbrüstigkeit.

Die 29. Fig. der 7. Tafel. A, der knöcherne Körper. B, die Gebärmutter, aufgeschnitten und zurückgelegt. C, kleine Fasern, die den knöchern Körper mit der Gebärmutter verbinden. D, die rechte Muttertrompete. E, der Eyerstock. F, die zackigte Mündung der Muttertrompete. G, die linke Muttertrompete, aufgeschnitten. H, der Hals der Gebärmutter, aufgeschnitten, und durch die Krank-

heit

heit verlängert. I, der Mund der Gebärmutter, geöfnet. K, der größte Theil der Mutterscheide, auch geöfnet.

Job Baster meldet in der 466 Numer, 277 Seite, daß er ein Kind, so nur wenige Tage gelebet, gesehen, welches einen Sack von dem heiligen Bein bis an die Fersen hängen gehabt, der nach dem Gefühl Wasser zu enthalten geschienen. Die Oefnung ist dem Verfasser nicht erlaubt worden. Auch beschreibt er daselbst einen Wasserkopf eines Kindes, das $2\frac{1}{2}$ Jahr alt geworden. Der Kopf desselben war bey der Geburt schon grösser, als natürlich, und nahm, aller Mittel ungeachtet, so zu, daß ihn das Kind nicht ertragen konnte. Von dem einen Gehörgange über die Seitenknochen bis zu dem andern, hatte $20\frac{1}{2}$ Rheinländische Zoll: Von der Wurzel der Nase bis an den ersten Halswirbel 20 Zoll: und mehr als 25 Zoll um die Hinterkopfknochen, Schläfen und Stirne. Zwischen den Häuten fanden wir kein Wasser, sondern in der dünnen Hirnhaut; dieses war so rein und durchsichtig, daß wir dadurch bis auf der Hirnschale Boden sehen konnten. Denn das Hirn war so zusammengedrückt, daß es nur eine ungleich starke Haut zu seyn schien. Die drey Hirnhöhlen machten nur eine aus, und das kleine Hirn und anfangende Mark waren sehr klein: die andern Theile des Hirns konnte man nicht unterscheiden. Das Wasser betrug fünf Nössel, und wog sechs Pfund eilf Unzen. Das Kind hatte keine Seelen- sondern nur Lebenshandlungen von sich gezeigt.

In der 454 Numer, 166 Seite, erzählt Herr Doct. Green, daß ein schwaches Mädchen von drey Jahren ins Wasser unter ein Mühlrad gefallen, und daselbst eine Viertelstunde unter Wasser geblieben. Endlich wurde es lebendig ausgezogen, starb aber nach einigen Tagen an den Stössen und Wunden, die es von dem Rade empfangen.

Johann

Johann Martin führt einige Versuche in der 407 Numer, 26 Seite an, woraus er beweiset, daß durch die warmen Bäder die Schwere der Körper auf die gegenwärtige Zeit vermehrt werde; ob sie gleich hernach eine starke Ausdünstung verursachen. Ferner sey die Ausdünstung nicht so stark, als D. Keill (in Medic. Pract. p. 10.) behaupte, sondern betrage nur fünf Unzen in einer Stunde.

In der 366 Numer, 91 Seite sind physiologische Bemerkungen über die Knochen und Knochenhaut, von Herrn Leeuwenhök enthalten.

In der 383 Numer, 87 Seite will Herr Wasse bemerkt haben, daß der Mensch früh Morgens grösser sey, als Abends und nach der Arbeit: Physiologische Erfahrungen, die vieler Bestätigung bedürfen, in diese Abhandlungen aber eigentlich nicht gehören.

In der 470 Numer giebt Herr Wilhelm Hunter physiologische Bemerkungen von dem Bau und Nutzen der Gelenkknorpel, und nennt mit einer kurzen Beschreibung einige Krankheiten derselben, die man aber in den mehresten chirurgischen Büchern besser und genauer beschrieben hat.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Liebe sc. Lipsiae.

Fig. 6.

Fig. 7.

L. fc

Fig. 12

Fig. 13.

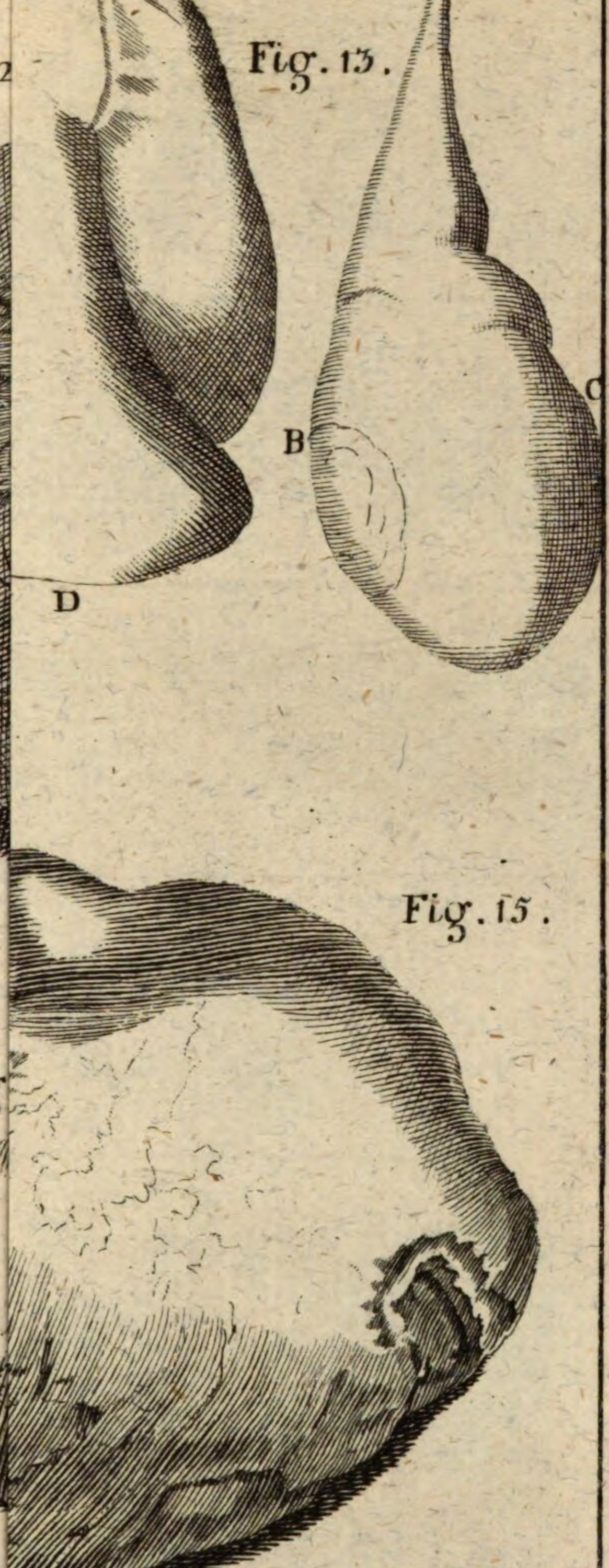

Fig. 15.

Fig

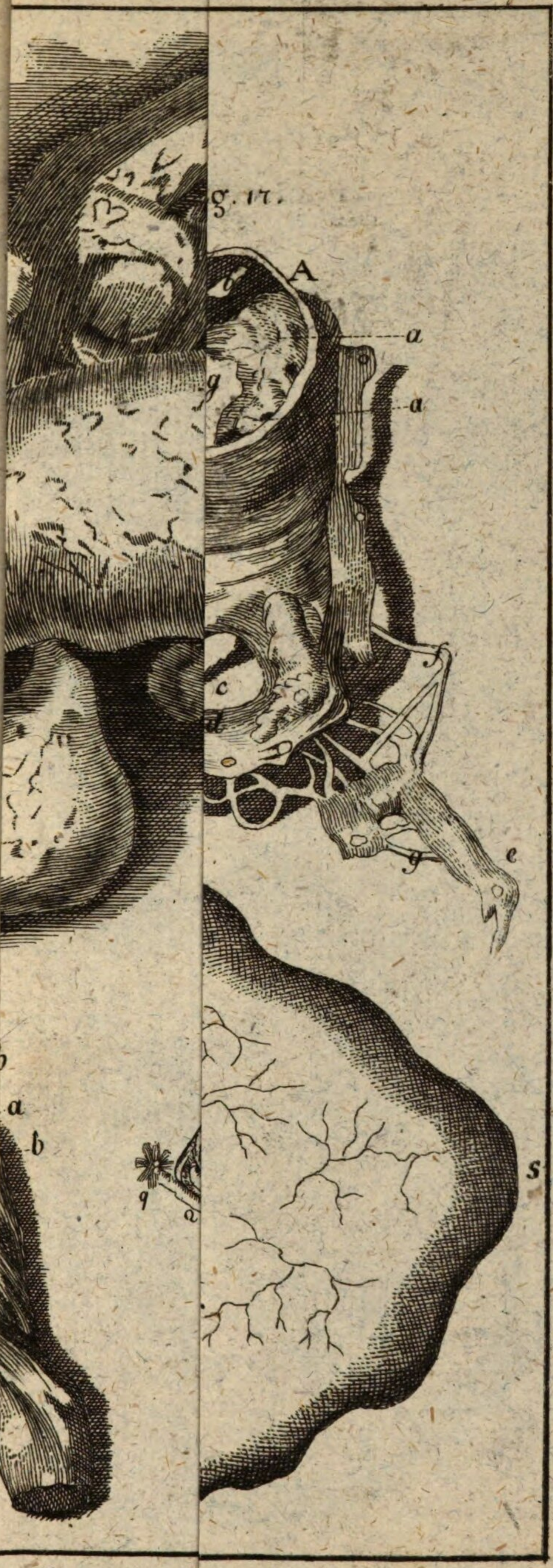
g. 17.
A
a
a
b
c
d
e
f
g
S
a
b
q
2

Fig. 21.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Leske, Nathanael Gottfried, 1751-1786 [Mitwirkender]

Auserlesene Abhandlungen, praktischen und chirurgischen Inhalts, aus den philosophischen Transaktionen und Sammlungen

Bd.: 2. 1719/44 (1775)

Lübeck ; Leipzig 1775

Med.g. 277 m-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10137987-7
VD18 90294955